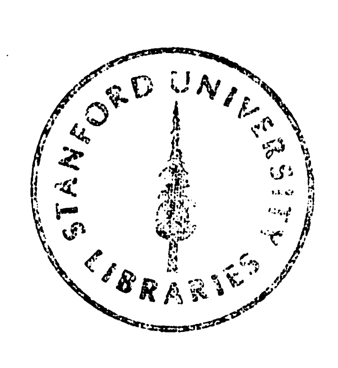



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Thüringische Kirchengeschichte,

seinen Landsleuten erzählt

von

Hermann Gebhardt,
Pfarrer in Molschleben bei Gotha.

Erster Band.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1881.



Thüringische
Kirchengeschichte,

seinen Landsleuten erzählt

von

Hermann Gebhardt,
Pfarrer in Molschleben bei Gotha.

Erste Hälfte:
Von der frühesten Zeit bis zum Beginn der Reformation.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1880.



Thüringische
Kirchengeschichte,

seinen Landsleuten erzählt

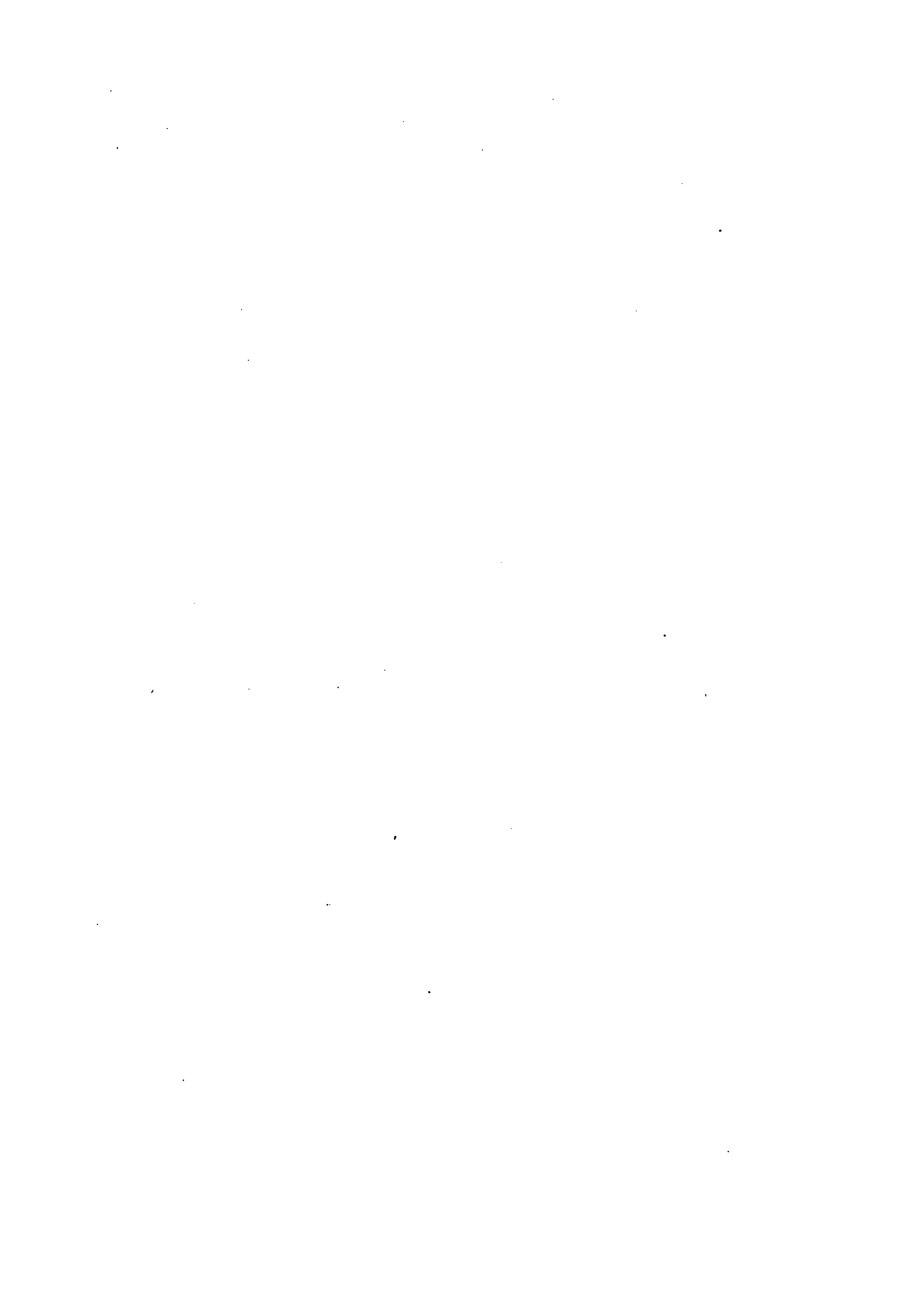
von

Hermann Gebhardt,
Pfarrer in Molschleben bei Gotha.

Erster Band.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1881.



Thüringische Kirchengeschichte,

seinen Landsleuten erzählt

von

Hermann Gebhardt,
Pfarrer in Molschleben bei Gotha.

Erste Hälfte:

Von der frühesten Zeit bis zum Beginn der Reformation.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1880.



Vorwort.

Seitdem ich vor nun bald 12 Jahren die Passionsfeiern auf die Sonntagvormittage verlegt habe, erzähle ich an je fünf Mittwochabenden der Fastenzeit meiner Gemeinde aus der Geschichte des Reiches Gottes. Auch aus der kirchlichen Vergangenheit Thüringens hatte ich bereits mehrere Einzelbilder vorgeführt, als mir der Gedanke kam, daß ich dieselbe vielleicht in ihrem Gesammtverlauf der Gemeinde darstellen könnte. Hülfsmittel dazu boten sich mir in Ueberfluß dar. Was ich während mehrerer Jahre gesammelt hatte, theilte ich in abgekürzter Form in den Abendgottesdiensten mit. Erst durch die lebhafte Theilnahme, welche diese mündlichen Vorträge fanden, wurde in mir der Entschluß rege, die thüringische Kirchengeschichte meinen Landsleuten überhaupt zu erzählen. Noch manches kleine und manches große Buch aus alter und neuer Zeit las ich in den nächstfolgenden Jahren durch; aus mehr als einem machte ich seitenlange Auszüge, viele andere lieferten mir wenigstens einzelne Notizen. Das so Zusammengetragene habe ich dann sorgfältig gesichtet und, so gut ich konnte, verarbeitet. So ist das Buch entstanden, dessen erste Hälfte fertig vorliegt.

Hiernach wird mir hoffentlich niemand den Anspruch zutrauen, durch mein Buch die Geschichtswissenschaft zu bereichern. Mein Absehen war und ist auf etwas Anderes gerichtet. Unser Thüringerland übt, wie ich aus häufiger Erfahrung weiß, als Heimstätte nicht weniger hochbedeutsamer Persönlichkeiten und Ereignisse der deutschen Kirchengeschichte auf Nah und Fern einen wahren Zauber aus; gar manche sehen einen Jugendtraum verwirklicht, wenn sie etwa zum ersten Mal die Wartburg erblicken. Thüringen ist aber, Dank seiner Lage und seinen Verhältnissen, ziemlich 1000 Jahre lang bei fast allen wichtigeren Bewegungen auf kirchlichem Gebiet mehr oder weniger stark betheiligt gewesen; es hat, so zu sagen, immer auch mit dabei sein, von allem auch etwas haben müssen. Und doch dürften bei uns selbst unter den Studierten nur wenige zum Beispiel mit dem Hergang der Reformation in Thüringen selbst näher bekannt sein; wie viele aber wissen wohl von den

Menschen, Dingen und Zuständen von weniger allgemeiner Bedeutung, an welche doch so zahlreiche steinerne und andere Trümmer in Thüringen erinnern! Um deßwillen schien mir ein Buch nicht ganz unnütz zu sein, welches einem weiteren Kreise des thüringischen Volks als leicht verständlicher, einigermaßen unterhaltender und hübsch bescheidener Führer durch die heimische Kirchengeschichte dienen könnte.

Ob mein Buch solchem Zweck auch entspricht, ist freilich eine andere Frage. In der Sprache glaubte ich, mich der Einfachheit nach Kräften befleißigen zu sollen; hie und da ist mir mein Bestreben doch nicht ganz gelungen. So weit irgend möglich, habe ich immer die Thatsachen statt meiner reden lassen. Die Landes- und Staatsgeschichte durfte ich nicht als bekannt voraussetzen; vielleicht nimmt sie mancher Leser gern mit in den Kauf; mehr aber als den unentbehrlichen Hintergrund der Kirchengeschichte habe ich damit selbstverständlich nicht geben wollen. Die Grenzen Thüringens haben sich im Lauf der Jahrhunderte mehrfach erweitert und verengert; was in einer Zeit staatlich noch nicht oder nicht mehr zu ihm gehörte, habe ich im allgemeinen auch draußen gelassen. Die Kapitel von den Klosterstiftungen und Baudenkmälern würde wahrscheinlich jeder weit kürzer wünschen; da aber doch wohl auch jeder stark vermissen würde, was davon in seinem Ort und seiner Gegend dagewesen, so habe ich lieber eine Menge für jeden Einzelnen bedeutungsloser Angaben gebracht; glücklicherweise ist es ja niemand benommen, alles was ihn nicht berührt, zu überfliegen oder auch zu überschlagen! Daß ich in der, wenn auch reiflich bedachten Abgrenzung der Zeiträume und in den Ueberschriften der Kapitel und Abschnitte immer das allein Richtige getroffen habe, wage ich nicht zu behaupten; eine Hauptsache scheint mir das aber auch nicht zu sein.

Und damit sei das Buch zu freundlicher Aufnahme in Stadt und Land empfohlen! Ich selbst, aus einem alteinheimischen „geistlichen" Geschlechte stammend und in einem an Naturschönheiten wie an kirchengeschichtlichen Erinnerungen nicht armen Ort des Thüringerwaldes, in Georgenthal, geboren und erzogen, habe stets nicht nur für mein liebliches Heimathland, sondern auch für sein „gemüthliches" Volk ein warmes Herz gehabt; durch die langjährige und eingehende Beschäftigung mit ihrer Kirchengeschichte sind beide, Land und Leute, mir noch viel lieber, weil bedeutsamer, geworden. Möchte die Erzählung dieser Kirchengeschichte bei recht vielen meiner Landsleute ein Gleiches bewirken!

Molschleben, 30. November 1880.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

VII. Die Zeit des Niedergangs. (Von 1247 bis 1382.)

VIII. Die Zeit des Verfalls. (Von 1382 bis 1517.)

I. Die vorchristliche Zeit.

Bis 535.

---

1. Die Hermunduren und das Reich der Thüringer.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war die Gegend zwischen Werra und Elbe, Harz und Fichtelgebirge zum größern Theil bewohnt von der deutschen Völkerschaft der Hermunduren. Da dieselben mit den Römern nicht oft in Berührung kamen, so ist uns von ihrer Geschichte nur wenig bekannt. Mit ihren westlichen Nachbarn, den Katten, führten sie blutigen Streit um Salzquellen, vielleicht bei dem jetzigen Salzungen. Unter den Theilnehmern am großen Markomannenkrieg gegen die Römer 167 werden Hermunduren noch ausdrücklich erwähnt. Von der Zeit an aber tritt ihr Name allmählich zurück, und um die Mitte des 4. Jahrhunderts werden sie zum letzten Mal genannt.

In derselben Gegend, welche die Hermunduren inne gehabt, nur noch weiter nach Norden und Süden ausgebreitet, erscheint im Anfang des 5. Jahrhunderts das deutsche Volk der Döringer oder Thoringer, Düringer oder Thüringer. Von einer Auswanderung der Hermunduren aus ihren Sitzen und von der Einwanderung einer andern Völkerschaft in dieselben wird nirgends berichtet. Der Name der Thüringer läßt sich einfach auf denjenigen der Hermunduren zurückführen, welcher vermuthlich aus „irman" d. i. gewaltig oder groß und „duri" d. i. kühn oder Gebirgs-

bewohner zusammengesetzt ist. Da nun überdieß für ausgemacht gilt, daß die späteren Namen deutscher Völker durch die Vereinigung kleinerer und größerer Völkerschaften zu einem Volksganzen entstanden seien, so wird wohl mit Recht angenommen, daß sich in Folge der Völkerwanderung, etwa seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Hermunduren mit anderen Völkerschaften, z. B. den ausdrücklich als Bestandtheile der Thüringer genannten Angeln und Werinern oder Warnern, an deren erstere noch einige Ortsnamen wie Kirchengel nördlich der Unstrut erinnern, vielleicht auch nur mit Theilen anderer Völkerschaften, sei's friedlich, sei's gewaltsam, zum Thüringervolk vereinigt haben.

Genannt werden die Thüringer zum ersten Mal zu Anfang des 5. Jahrhunderts in einer römischen Thierarzneikunde wegen ihrer auch später noch öfters gerühmten guten Pferdezucht. Um die Mitte desselben Jahrhunderts bezeichnet sie ein römischer Schriftsteller als Nachbarn der Alemannen und Sueven und sagt, sie seien Barbaren d. h. von römischer Bildung noch nicht beeinflußt. In derselben Zeit sehen wir die Thüringer unter den Hülfsvölkern des Hunnenkönigs Attila auf seinem großen Eroberungszug in's westliche Europa; nach einer schwach bezeugten, aber an sich nicht unwahrscheinlichen Nachricht hätte sich Attila auf diesem Zuge mit der Tochter des thüringischen Königs Günther vermählt. Wenn nach verschiedenen Anzeichen schon die Hermunduren südlich ziemlich weit über den Main hinaus gesessen zu haben scheinen, so erstreckte sich nach der Auflösung des Reiches Attilas das thüringische Königreich sicher bis zur Nab und zum Regen, vielleicht bis zur Donau selbst; wenigstens begegnen wir in dieser Zeit den Thüringern unter den deutschen Völkern auf dem nördlichen Donauufer, deren Reitergeschwader zum öfteren den Strom durchschwimmen, um die römischen Burgen auf dem südlichen Ufer zu plündern. Nördlich und nordwestlich aber lag die Grenze des Thüringerreichs allem Anschein nach noch ziemlich weit über den Harz hinaus. Ein römischer Schriftsteller des 5. Jahrhunderts erklärt „Thüringen" für gleichbedeutend mit dem, was sonst „Germania" geheißen habe; es bildete eben das erste große Volksganze im innern Deutschland.

Gerade seine große Ausdehnung aber scheint das thüringische

Königreich auch sehr bald in Kämpfe mit seinem noch mächtigern Nachbarn, dem Reich der Franken, verwickelt zu haben; wenn uns auch die fränkischen Geschichtsschreiber nur sagenhafte Berichte darüber geben. So erzählen sie aus der Zeit nach der Mitte des 5. Jahrhunderts, daß ein fränkischer Königssohn Childerich zum thüringischen König Basinus oder Bisinus geflohen und von diesem gastfreundlich aufgenommen worden sei; Childerich aber habe die Gemahlin desselben, Basina oder Bisina, verführt, diese sei ihrem Verführer, als er Frankenkönig geworden, nachgelaufen und die Mutter des berühmten ersten christlichen Frankenkönigs Chlodwig geworden. Wahrscheinlich sind aber die Namen Basinus und Basina nur die alten Ausdrücke für König und Königin; und mit Grund vermuthen manche, die Erzählung gehe auf die Völkerschaft der Toringer westlich vom Rhein. Um die ihrem König angethane Schmach zu rächen, wie diese Erzählung weiter berichtet, in Wirklichkeit aber wohl nach vielen früheren feindlichen Zusammenstößen zwischen beiden Völkern, suchten die Thüringer von der Zeit an das Frankenland mit häufigen Einfällen heim und begingen dabei, nach der Darstellung der fränkischen Berichterstatter, schauderhafte Grausamkeiten an Frauen und Kindern. Die Franken vergalten dieselben durch feindliche Einbrüche in Thüringen, und 491 zwang der Frankenkönig Chlodwig die Thüringer zu einer jährlichen Abgabe.

Nicht lange hernach führte die Feindschaft zwischen Franken und Thüringern den Untergang des thüringischen Königreichs herbei. Seit 510 ungefähr stand dieses unter 3 Brüdern, Baderich, Hermanfried und Berthar, in der fränkischen Sage Söhnen des Basinus. Nach eben dieser Sage hätte Hermanfried seinen jüngern Bruder Berthar erschlagen, sich seines Reiches bemächtigt und darauf sich mit der ostgothischen Prinzessin Amalaberga vermählt; dieser hätte bei ihrem hochfahrenden Sinne das Theilreich Hermanfrieds noch nicht genügt, eines Tages hätte sie ihm den Tisch nur halb gedeckt und auf seine Frage nach der Ursache ihres Thuns spöttisch geantwortet, wer nur ein halbes Reich besitze, dem gebühre auch nur eine halbgedeckte Tafel; dadurch gereizt, hätte sich Hermanfried mit dem Frankenkönig Theoderich gegen seinen Bruder Baderich verbunden, diesen besiegt,

das eroberte Land aber seinem Versprechen zuwider für sich allein behalten und durch solche Treulosigkeit gegen Theoderich seinen und seines Reiches Untergang veranlaßt. Der geschichtliche Hergang scheint aber vielmehr dieser gewesen zu sein: Hermanfried hatte mit Hülfe des Frankenkönigs Theoderich v. Metz seinen Bruder Berthar gestürzt, sich aber seinen Bundesgenossen dadurch zum Feinde gemacht, daß er ihm den verheißenen Antheil an der Eroberung vorenthielt. Um sich gegen Theoderich zu schützen, warb er um die Hand Amalabergas, einer Schwestertochter des mächtigen und hochangesehnen Ostgothenkönigs Theoderich in Italien. Noch besitzen wir das Schreiben, mit welchem dieser seine Nichte an den thüringischen Königshof sandte; sehr nachdrücklich wird in demselben die Ehre hervorgehoben, die durch solche Verschwägerung dem thüringischen König und Volk zu Theil werde, sehr anerkennend werden aber auch die Vorzüge der thüringischen Rosse geschildert, welche Hermanfried als Brautgabe an Theoderich geschickt hatte. So lange der große Ostgothenkönig lebte, wagte der fränkische Theoderich nicht, sich zu rächen. Nach dem Tode desselben aber brach er 531, vereint mit seinem Bruder, dem König Chlotar, von Nordwesten, vom Niederrhein her in das thüringische Reich ein. Bei Runiberg im Gau Marstem, nach der Annahme der meisten bei dem Dorf Ronneberg nicht weit von Hannover, hatten sich die Thüringer unter ihren Königen Baderich und Hermanfried hinter verdeckten Gruben aufgestellt, wurden aber von den Franken geschlagen. König Baderich fiel, und seine Königsburg wurde erstürmt. Ein Zwist, welcher sich zwischen Theoderich und Chlotar, angeblich über die Beute, erhob, sowie das Gerücht von einem Aufstand in seinem Reich bewogen Chlotar heimzukehren. Theoderich aber verstärkte sich durch einen sächsischen Heerhaufen von 9000 Mann und schlug mit dessen Hülfe Hermanfried in einer zweiten großen Schlacht an der Unstrut; das Bett dieses Flusses soll von Leichen der Thüringer dergestalt angefüllt gewesen sein, daß die Franken darüber wie auf einer Brücke schreiten konnten. Hermanfried warf sich hierauf in seine Burg Schidingi, Scheidungen, und wurde da belagert. Während eines Waffenstillstandes, so heißt es, hatten Hermanfried und Theoderich hinter dem Rücken der Sachsen Unterhandlungen mit einander

angeknüpft; ein Thüringer, der die Ruhe zur Reiherbeize benutzte, und dem sein Falke in's sächsische Lager entflog, verrieth, um den Falken wiederzubekommen, Theoderichs und Hermanfrieds heimliches Uebereinkommen an die Sachsen. Diese unter ihrem Anführer Hathegast oder Hake erstiegen in der folgenden Nacht die Mauern und bemächtigten sich nach einem furchtbarem Gemetzel der Burg. Hermanfried war mit seiner Familie entronnen. Nach dem Abzug der Franken versuchte er, sein Reich wieder aufzurichten; Theoderich aber lockte ihn durch Vorspiegelungen nach Zülpich im Rheinland; da soll er ihn beim Lustwandeln heimtückisch von einer hohen Mauer hinabgestürzt, auch mehrere seiner Kinder umgebracht haben. Ein Zug des Frankenkönigs Theodebert 535 machte dem thüringischen Königreich ein völliges Ende. Amalaberga war mit ihren noch übrigen Kindern zu ihrem Brüder, dem Ostgothenkönig Theodat, geflohen. Einer ihrer Söhne, Amalafried, erscheint nach dem Untergang des ostgothischen Reichs als Heerführer des oströmischen Kaisers Justinian im Morgenland; auch hören wir, daß er eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen habe. Eine Tochter Amalabergas wurde die Gemahlin eines longobardischen Königs. Die Tochter Berthars, die an Hermanfrieds Hof erzogene und an ihrem Vetter Amalafried in schwesterlicher Zärtlichkeit hangende Radegundis, war während des Kriegs in Gefangenschaft gerathen und dem König Chlotar als Kriegsbeute zugefallen; er ließ sie sorgfältig ausbilden und vermählte sich mit ihr; die Trauer um den Untergang ihres Hauses begleitete sie auf den Thron und trieb sie später wohl mit in's Kloster.

2. Das thüringische Heidenthum.

Die Thüringer waren bei ihrem Auftreten in der Geschichte Heiden, und Heiden blieben sie noch längere Zeit, ja nächst den Sachsen und Friesen unter allen deutschen Völkerschaften am längsten, weil sie nicht wie so viele andere in bereits christliche Länder auswanderten, sondern ihre alten Wohnsitze behielten. Ihr Heidenthum war im allgemeinen das allen Deutschen gemeinsame. Wenn dieses aber als Naturreligion, Naturvergötterung und Natur-

dienst, Verehrung hervorstechender Naturerscheinungen oder vielmehr der diesen zu Grunde liegenden Kräfte als persönlicher Wesen, gewiß ebenso wie alles andere Heidenthum bei jedem einzelnen deutschen Volksstamm sich wieder zu einer besonderen Spielart ausgebildet hatte, so ist es doch bei dem fast gänzlichen Mangel an genaueren Nachrichten bis auf geringe Ausnahmen unmöglich, die Unterschiede zwischen dem thüringischen und dem sonstigen deutschen Heidenthum aufzuweisen.

Wir besitzen allerdings noch das alte, wahrscheinlich auf Anordnung Kaiser Karls des Großen 802 aufgeschriebene Gewohnheitsrecht der „Anglier und Weriner das heißt Thüringer" und erfahren aus ihm z. B., daß bei unseren Vorfahren Adalinge oder Grundherren, Frilinge, Gemeinfreie und Sklaven, sowie Freigelassene unterschieden wurden; daß bei Vererbung das Grundeigenthum an die männlichen Nachkommen und nur im fünften Glied an die weiblichen fiel; daß das Wergeld eines Adligen dreimal so viel wie das eines Freien betrug; daß wer einem Harfenspieler oder Goldschmied oder einer Friesweberin die Hand abhieb, vierfach so stark dafür büßen mußte wie für die gleiche Verletzung anderer Leute; daß auf die Ermordung einer adligen Frau, welche noch Kinder hätte bekommen können, 1800 Soliden als Strafe gesetzt waren; daß für jedes Glied, für jede Wunde, für jede Ehrenverletzung je nach dem Stand, dem Alter und den sonstigen Verhältnissen des Beleidigers und des Beleidigten verschiedene Strafen bestimmt waren; daß man Eideshelfer und Ordale oder Gottesgerichte durch Zweikampf oder durch glühende Pflugscharen hatte; daß selbst bei kleinern Verwundungen und Diebstahl der Zweikampf gestattet und die Blutrache sogar als Pflicht vorgeschrieben war. Aber so wenig sich in diesem Gesetze Hinweisungen auf das Christenthum finden, so fehlen doch auch alle deutlicheren Spuren des Heidenthums; was sonst die reichste und sicherste Quelle für die Erkenntniß der alten Volksreligion zu sein pflegt, läßt uns bei unserer Heimath im Stich.

Gleichwohl hat man dem thüringischen Heidenthum eine sehr auffallende Besonderheit zuschreiben wollen. Abgesehen nämlich davon, daß etliche Gelehrte den niedersächsischen und altthüringischen Schimpfnamen Kröte oder Kröde auf einen Götzen

Krodo zurückgeführt haben, welcher nach einer alten Ueberlieferung auf der Harzburg bei Goslar gestanden, einen alten Mann auf einem Fisch stehend, einen Korb mit Früchten in der Rechten, ein Rad in der Linken haltend vorgestellt haben und von Karl dem Großen zerstört worden sein soll; abgesehen auch davon, daß spätere thüringische Schriftsteller von einer ganzen Reihe thüringischer Götzen zu berichten wissen, wie Biel, welcher bei Wanfried, Stuffo, welcher auf dem Stuffenberg im Eichsfeld, Lahra, welcher auf Schloß Lohra, Jecha, welcher auf der Jechaburg bei Sondershausen gestanden und welche alle Bonifacius gebrochen habe: so wird noch jetzt im fürstlichen Schloß zu Sondershausen ein ehernes Bild gezeigt, welches angeblich vor länger als 400 Jahren auf der Rotenburg bei Kelbra aufgefunden worden ist. Man nennt dasselbe den Püsterich oder Püster, wohl von pusten, blasen. Es ist eine Elle hoch, der Bauch hat mehr als eine Elle im Umfang, die rechte Hand liegt auf dem Kopf, die linke auf dem linken Knie, Brüste, Achseln und andere Körpertheile sind unförmlich dick, mitten auf dem Kopf sowie an der Stelle des Mundes befindet sich je ein kleines Loch, unterhalb der ganzen Gestalt ist ein Eisen eingegossen mit einer Oeffnung, so daß das Ganze mittels eines durchgesteckten Riegels an einer Stelle befestigt werden kann. Wird dieses Bild mit Wasser gefüllt und, nachdem die beiden Löcher mit Pflöcken zugestopft sind, auf glühende Kohlen gesetzt, so fängt es an heftig zu schwitzen, bis plötzlich die beiden Pflöcke mit donnerähnlichem Knall ausgestoßen und das Wasser, wie Etliche wissen wollen, mit einem schwefeligen Geruch, ausgespritzt wird. Man vermuthet, das Götzenbild — ein solches ist es doch wohl — sei inwendig so eingerichtet, daß es, nicht bloß mit Wasser sondern auch mit leicht brennbaren Stoffen angefüllt, auf dem Feuer sich plötzlich zum Schrecken der Heiden mit Donner, Blitz und Schwefelregen entladen habe. Was aber der Götze hat vorstellen sollen, und ob er ein Götze der alten Thüringer gewesen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ausmachen; denken ließe sich wohl, daß er erst durch Wenden, bei denen dergleichen Bilder sehr gebräuchlich waren, an seinen Fundort in Thüringen gekommen wäre. Wenn sich aber auch, nach mehrfachen sicheren Angaben, nicht in Abrede stellen läßt, daß die Thüringer gleich anderen

deutschen Völkern Sinnbilder für die Gegenwart wie für die Eigenschaften ihrer Götter, als heilige Bäume, Säulen und dergleichen hatten, welche von den christlichen Glaubensboten recht wohl als Götzen angesehen werden konnten, so würden wir doch das Wesen ihres Heidenthums durchaus verfehlen, wenn wir dasselbe als Götzendienst im eigentlichen Sinn, als Verehrung von Götterbildern als göttlichen Wesen bezeichnen wollten.

Gehen wir nun daran, die wirkliche Religion unserer heidnischen Vorfahren zu schildern, so kann es natürlich hier nicht auf eine auch nur einigermaßen erschöpfende Darstellung abgesehen sein, sondern nur auf einen Einblick, wie er für das richtige Verständniß der christlichen Geschichte Thüringens erforderlich ist. Für diesen Zweck aber dürfte es genügen, wenn wir uns aus der Entsagungsformel, welche nachher bei der Taufe gebräuchlich war, sowie aus einigen anderen Zeugnissen, namentlich auch aus den Verboten, welche später gegen die noch vorhandenen Reste des Heidenthums erlassen wurden, ein Bild zu entwerfen versuchen.

Allen Anzeichen nach stand von den zahlreichen Göttern und Göttinnen, in denen die alten Deutschen wie andere Heiden den vielen verschiedenen Naturkräften persönliche Gestalt geliehen hatten, in der Zeit vor Einführung des Christenthums für das Bewußtsein und die Verehrung des Volkes etwa ein halbes Dutzend im Vordergrund. Wodan, von welchem vor Alters der Mittwoch auch im Thüringischen Woensdag hieß, war der Gott des Himmels, der Jahreszeiten, des Kampfes und des Sieges. Mit seinem Gefolge von Göttern fuhr er durch die Luft; das war die wilde Jagd oder das wüthende Heer. Durch die göttlichen Schlachtjungfrauen, die Walkyren, ließ er die im Streit gefallenen Helden in seinen Himmel, die Walhalla, heimholen. Ihm wurden besonders Pferde und Eber als ihm heilige Thiere geopfert. Den Thor oder Donar, welcher dem Donnerstag und manchem Berg wie dem Donnershaug auf dem Thüringerwald den Namen gegeben hat, stellte man sich vor auf einem von zwei Riesenböcken gezogenen Wagen durch den Himmel fahrend und den Blitzhammer schleudernd, welcher immer in seine Hand zurückkehrte. Er galt aber auch als der Schützer der Felder und der Heerden, des Hauses und der Ehe. Ihm war besonders die Eiche geweiht; das Dorf

Thörey bei Dietendorf heißt noch im Munde des Volkes Thör-eichen. Freyr oder Frigg, auch Fro, der Sonnengott, empfing zum Dank für die Ernte Stieropfer. Freia oder Frija, die Namen-geberin des Freitags, vielleicht auch mancher Orte wie Friemar bei Gotha, war einerseits als Berchta oder Bertha die Göttin des Ackerbaues, der Geburt, der Liebe, andrerseits als Frau Hulda oder Holle die Göttin der Unterwelt, der finsteren Hela oder Hölle. Der Dienstag verdankt seinen Namen dem Tius oder Tyr (Odin), auch wohl Eor genannt, dem Gott des lichten Himmels-gewölbes, des Lichts; man vermuthet, daß er ein und derselbe mit dem Schwertgott Saxnote ist, dessen Name in den Schwert-griff eingeritzt wurde, und der in einer alten Entsagungsformel mit Wodan und Thor gleichsam zu einer heidnischen Dreieinigkeit zusammengestellt erscheint. Dieß waren die Häupter der ganzen Diabolgelde, Teufelsgilde, oder all der Unholden und ihrer Ge-nossen, unter welchem Namen dieselbe Formel die übrigen hohen Götter, sowie die zahllosen Berg-, Wasser- und Baumgeister, als Zwerge, Kobolde, Wichtel, Nixen, Elfen und dergleichen mehr zu-sammenfaßt.

Als Stätten des Götterdienstes erscheinen nur ganz ver-einzelt Götzenhäuser; im allgemeinen feierten die Heiden ihre Feste in heiligen Hainen und Lauben, unter heiligen Bäumen, auf hei-ligen Höhen und Felsen, an heiligen Quellen. Ihre Verehrung bestand in Anrufung und in Opfern. Jede Gottheit hatte ihr heiliges Thier, welches ihr dargebracht wurde. An das Opfer schloß sich ein Opferschmaus an. Ganz besonders hielten die Heiden auf den an Ahnenverehrung gemahnenden Todtendienst, die Todtenopfer oder die Opfergelage, welche nach Verbrennung der Todten sammt Waffen und Streitroß gefeiert wurden; in den Leichenschmäusen oder Leidessen hat sich ein Ueberbleibsel davon hie und da noch erhalten. Daß Menschenopfer unseren heidnischen Vorfahren so wenig fremd waren wie den alten Sachsen und an-deren deutschen Völkern, dafür besitzen wir ein ausdrückliches Zeug-niß in der Nachricht, daß bei dem Streit der Hermunduren mit den Katten um die Salzquellen auf der gemeinschaftlichen Grenze beide Völkerschaften für den Fall des Sieges die gefangenen Feinde zu opfern gelobt hatten, und daß die Hermunduren, welche den

Sieg davon trugen, ihrem Gelübde gemäß die gefangenen Katten den Göttern oder dem Gotte schlachteten. Mußte doch zur Zeit des Bonifacius sogar den Getauften noch verboten werden, ihre Leibeigenen zum Opfern zu verkaufen.

Die Feste unserer heidnischen Vorfahren waren Naturfeste, Feiern der wichtigeren Abschnitte und Vorgänge im jährlichen Naturlauf. Die 12 Nächte, von Weihnachten bis Epiphanien, bezeichnen noch die Zeit, in welcher man das hohe Fest der Wintersonnenwende beging; der Hauptgott des Festes, Wodan, lebt noch hie und da im Knecht Ruprecht oder St. Nikolaus, auch Hersche-klas, die Festbräuche in vielen Weihnachts- und Neujahrssitten, der Festglaube in den Reden von Frau Holle und dem Spinnrocken sowie in den Prophezeiungen aus dem Wetter des Advents und vielem anderen fort. Im Februar wurden zu Ehren der Hertha, der Schutzgöttin der häuslichen Arbeiten, festliche Umzüge gehalten; daher stammt die Anfertigung der Strohseile und die Anwendung verschiedener Zaubermittel zum Gedeihen des Flachses und der Hühner zu Fastnacht; die Fastnachtsmummereien sind Reste der alten Festumzüge. Etwas später folgte das Todaustragen; der Tod, d. h. der Winter, in Gestalt eines Strohmannes, wurde auf ein Rad geflochten, angezündet und den Berg hinabgerollt; hie und da warf man auch den aus Birkenreisern bestehenden Tod in's Wasser. Um Ostern wurde das Fest der Ostara, der Erd- und Frühlingsgöttin, also das Erwachen der Natur gefeiert; das Osterwasser, die Ostereier und manche andere Reste erinnern ebenso wie der Name Ostern an die heidnische Feier. Um Pfingsten beging man unter vielen fröhlichen Bräuchen den Einzug des Frühlings; das Schmücken der Kirchen, Häuser und Brunnen mit Maien, das Laubmännchen und der Graskönig, das Pfingstreiten, das Pfingstbier, die Brunnenfege in dieser Zeit sind schwache Ueberbleibsel des alten Frühlingsfestes; auch das Suchen von Heilkräutern und sonstige Sitten des Trinitatisfestes hängen mit demselben zusammen. Die an einzelnen Orten noch vorkommenden Johannisfeuer sind das alte Sunwentfeuer zur Feier der Sommersonnenwende; dasselbe wurde durch Holzreibung entzündet, allerhand Blumen, Kränze und Kräuter wurden hineingeworfen, die Jugend sprang um das Feuer herum und über dasselbe hinweg,

ein mit Stroh umwickeltes Rad wurde von der Höhe hinabgerollt, das Vieh wurde durch das Feuer getrieben, Feuerbrände trug man umher und steckte sie in den Feldern und sonst auf. Von den Sitten der verschiedenen Erntefeste hat sich an vielen Orten wenigstens die Martinsgans mit neuem Wein erhalten; man feierte da wohl die Hof- und Weinbergernte. Etwa Ende Novembers wurde wahrscheinlich das Fest der Ehegöttin Freia gefeiert, daher sich die Bräuche der Mädchen am Andreastage schreiben. Von diesen und den zahlreichen anderen, größeren und kleineren, heidnischen Festen stammen die meisten stehenden Gerichte, z. B. die süße Suppe, der Häring und der Gelbrübensalat zu Neujahr, die große Wurst zu Lichtmeß oder zu Fastnacht, die Kräpfel zu Fastnacht, der Kohl, das Grüne am Gründonnerstag, die Eier zu Ostern, die Gans am Martinstag, die Pfefferkuchen und Scheitchen zu Weihnachten. Die Bedeutung des Schweineschlachtens in den thüringischen Bauernhäusern als des „größten Festes" im Jahr, namentlich daß die „Freundschaft", alt und jung, zu demselben geladen, und daß es vielfach ohne Bedenken an Sonn- und Feiertagen gehalten wird, dürfte auch schwerlich nur daraus zu erklären sein, daß „an ihm das Fleisch im Kessel gekocht wird"; vielmehr haftet ihm wohl immer noch etwas von dem Opferfest des Wodan in der Zeit der 12 heiligen Nächte an.

Aus dem Gebiet der Zauberei und Wahrsagerei, auf welchem das deutsche Heidenthum so üppig fruchtbar war wie irgend ein anderes, möge nur einiges erwähnt werden. Es fehlte nicht an weisen oder klugen Männern und Frauen, die nach dem Glauben des Volks den Mond besprachen und Wetter machten, den Menschen das Herz wegnahmen, durch ihre Sprüche gegen Feuer und Eisen schützen, Blut stillen, Pferde im Laufe stellen, feindliche Waffen stumpf machen konnten, aber auch zur Gewinnung von Zaubermitteln und Zauberkräften Menschen verbrannten und ihr Fleisch aßen oder anderen zu essen gaben. Zur Abwehr von Krankheiten und anderen Uebeln, besonders auch gegen feindlichen Zauber wurden alljährlich Kräuter, die an gewissen Tagen oder unter bestimmten Feierlichkeiten gesammelt sein mußten, über der Thür oder am Hauptbalken des Hauses aufgehängt. Zu gleichen und ähnlichen Zwecken trug man am Halse

Täfelchen von Holz oder Metall, auch wohl Pergament, sowie Schutzbänder oder Angehenke und andere Abwehrmittel. Um die Heilung eines kranken Gliedes zu bewirken, wurde das Holzbild desselben auf einem Kreuzweg aufgehängt. Zu zauberischen Zwecken dienten auch gebackene oder aus Lappen verfertigte Figuren, wie sie z. B. die erwachsenen Mädchen der Göttin Freia darbrachten. Beschwörungsformeln, Besprechungen, Segen, das am bestimmten Tag in bestimmter Weise aus heiliger Quelle geschöpfte Wasser sollten Menschen und Thieren Heilung bringen. Eine große Rolle spielte das nicht an anderem Feuer entzündete, sondern durch Aneinanderreiben zweier Holzstücke frisch hervorgebrachte Nidfyr, Nothfeuer, dessen Brände man in den Feldern und Häusern aufstellte zur Bewahrung vor Krankheiten, Feuersbrunst, Gewitter und sonstigem Unheil. Um die Wohnungen und Dörfer wurden Gräben zu zauberischem Schutz gezogen. Es gab Unstätten, Orte oder Stellen, deren Ueberschreitung Schmerz und Krankheit brachte. In entscheidenden Zeiten wurde fleißig auf die Stimme der Vögel geachtet; besonders der dem Wodan heilige Rabe galt als Verkündiger des göttlichen Willens; wenn er sich auf dem Hause niederließ, in welchem ein Kranker lag, so mußte dieser sterben; dem Reisenden war es dagegen ein gutes Vorzeichen, wenn der Rabe schreiend ihm zur Linken aufflog. Aus dem Wiehern und Schnauben der Pferde, aus dem Mist der Rinder, aus dem Gehirn der Opferthiere wurde ebenfalls die Zukunft erkannt. Auch der Herdrauch, auch das Niesen (wovon der Wunsch „zur Gesundheit!“), auch der Angang, d. h. die beim Antritt eines Ganges zuerst begegnenden Menschen oder Thiere hatten ihre Bedeutung; daher noch jetzt z. B. der Ausdruck „über den Hund fallen“. Das Looswerfen oder die Deutung der Zukunft aus den mit Runen, Schriftzeichen, versehenen Stäbchen, die auf ein weißes Tuch ausgeschüttet wurden, war ganz gebräuchlich. Zumal bei den Festlichkeiten im Februar, zur Feier des Neujahrs, scheinen Zauberei und Wahrsagerei alle ihre Mittel entfaltet zu haben; während nachher die Lustbarkeiten des heidnischen Neujahrsfestes, der Faselnacht oder Faßnacht, auf die Feier des Fastenanfangs, der Fastnacht, übergingen, hat die Sylvesternacht bis jetzt noch manches von den Zaubereien und Wahrsagereien desselben Festes bewahrt.

Wer hätte nicht in dieser kurzen Schilderung mehr als einen ihm wohlbekannten, weil noch heutzutage heimlich oder unter dem Namen der Sympathie fortbestehenden Aberglauben wiedergefunden? Der Volksaberglaube ist eben im wesentlichen gar nichts Anderes als das dem Christenthum zum Trotz noch immer fortschleichende, arg verkümmerte und meist seinem ursprünglichen Sinn entfremdete Heidenthum unserer Vorfahren. Wer aber wäre nicht auch durch einzelnes an diese oder jene noch vorhandene oder doch von seiner Jugendzeit her ihm noch bekannte harmlose und fröhliche Dorfsitte erinnert worden? Was wir noch von Volkssitte haben, das sind zum guten Theil die von der christlichen Kirche aufgenommenen und vielfach umgedeuteten Formen und Bräuche der heidnischen Religion unseres Volkes.

II. Die Zeit der Bekehrung.

Von 535 bis 755.

---

1. Unter den merowingischen Königen und den Hausmeiern.

Nach der gewöhnlichen Vor- und Darstellung hätten Franken und Sachsen das gemeinsam eroberte thüringische Reich in der Weise unter einander getheilt, daß letzteren das Land nördlich, ersteren dagegen das Land südlich der Unstrut zugefallen wäre. Nicht ohne Schein werden dafür die Ortsnamen Scheidungen und Sondershausen, Sachsenburg und Frankenhausen angeführt. Indessen nach den Ergebnissen der neueren Forschungen dürfen wir uns das Verhältniß wenigstens nicht ganz so einfach denken. Mehrfache Anzeichen, wie die Theilreiche der 3 Brüder, der ziemlich sicher über die Eroberung zurückreichende Name Scheidungen und die uralte Geltung des Thüringerwaldes als einer Volksgrenze, lassen vermuthen, daß schon in dem Einen großen Thüringerreich, dem Vorherrschen verschiedener Völkerschaften entsprechend,

ein Nord-, Mittel- und Südthüringen unterschieden waren. Zerstört wurde dieses Reich von dem Frankenkönige, ihm gehörte auch das ganze eroberte Land; und nicht auf dem Wege der Theilung sondern nur zum Lohn für ihre Hülfe und zur Sicherung seines Besitzes wies König Theoderich den in seine Dienste getretenen Sachsen Sitze zwischen Unstrut und Bode an; mußten doch diese Sachsen dem Frankenkönige Abgaben von dem überlassenen Grund und Boden entrichten. Wie aber gleich nach Theoderichs Abzug, so erhoben sich in den folgenden Jahrzehnden die unterworfenen Thüringer noch mehrmals, wenn auch vergeblich, gegen die fränkische Herrschaft. So versuchten sie 551, die Zwietracht und Verwirrung im merowingischen Königshaus der Franken benutzend, mit Hülfe der Sachsen sich wieder unabhängig zu machen, wurden aber dafür vom König Chlotar I., Theoderichs jüngstem Bruder, hart gezüchtigt. Etwas später unterwarf Chlotars I. Sohn Siegbert das empörte Mittelthüringen und legte demselben, wenn es nicht schon sein Vater gethan, einen jährlichen Zins von 500 Schweinen an die königliche Küche auf. Im Jahr 595 zog König Charibert gegen die unbotmäßige nordthüringische Völkerschaft der Weriner oder Warner und schlug sie fast bis zur Vernichtung. Erst nachher und allmählich schloß sich Nordthüringen, in welchem sich außer den sächsischen auch noch hessische, friesische und andere Ansiedler niedergelassen hatten, staatlich mehr und mehr an Sachsen an; dadurch wurde die Unstrut zur ungefähren Grenze zwischen dem fränkischen und sächsischen Thüringen, und nur die von fremden Eindringlingen frei gebliebene Gegend des letzteren trug noch den Namen Nordthüringen, bis die früheren Landgrafen einen nicht unbeträchtlichen Theil des sächsischen Thüringens mit dem zum selbständigen Staat gewordenen Mittelthüringen vereinigten und so den thüringischen Namen wieder ziemlich weit nach Norden ausbreiteten. Andererseits drangen in Südthüringen mit der Zeit viele Franken ein; so bekam dasselbe das Recht und den Namen der Eroberer, es wurden aus den unterjochten Südthüringern „stolze" Franken, bis seit der Zeit der späteren Landgrafen einige Stücke von Südthüringen an den mittelthüringischen Staat fielen und schließlich neben dem Namen Nordfranken der Name Südthüringen wieder aufgekommen ist. Nur Mittel-

thüringen, welches allein sich den thüringischen Namen zu allen Zeiten bewahrt hat, wurde weder, wie es allmählich mit Südthüringen geschah, dem fränkischen Reich als vollberechtigter Bestandtheil einverleibt, noch bildete es, wie etwa Bayern und Alemannien, ein besonderes Herzogthum unter fränkischer Oberhoheit, vielmehr wurde es, so viel sich erkennen läßt, als unterworfenes Land, in Gaue getheilt, durch fränkische Grafen verwaltet.

Mit dem Verlust ihrer Selbständigkeit waren aber die Thüringer den von Süd und Ost kommenden Gefahren gegenüber ohnmächtig geworden. Zunächst brachen die Hunnavaren von 562 an mehrmals verheerend in Thüringen ein; sie wurden zwar in eben diesem Jahre vom Frankenkönig Siegbert I. an der Elbe geschlagen; aber 566 erlitt derselbe eine Niederlage durch sie und mußte sich aus der Gefangenschaft loskaufen; ja noch 596 kehrten sie wieder und konnten nur durch Geld zum Abzug bewogen werden.

Ungleich wichtiger jedoch als diese immerhin vorübergehenden Raubzüge der Hunnavaren, die überdieß nach 596 mit dem Zerfall ihres Reiches aufhörten, war für Thüringen das Vordringen des slavischen Volks der Wenden. Von der Oberherrschaft der Hunnavaren befreit und begünstigt durch die inneren Kämpfe des Frankenreichs, breiteten sich dieselben seit Anfang des 7. Jahrhunderts über die Elbe immer weiter nach Westen aus. Anfangs geschah dieß nicht sowohl in der Weise gewaltsamer Eroberung als vielmehr friedlicher Besitzergreifung. Die allem Anschein nach nur noch spärliche deutsche Bevölkerung dieser Gegenden verschmolz entweder mit den wendischen Eindringlingen oder hielt sich in einzelnen Orten, auf den Höhen; denn die Wenden bauten ihre Ortschaften von Holzhütten fast nur in geschützten Flußthälern und in fruchtbaren Ebenen; Burgen scheinen sie erst in den Kriegen mit den Deutschen errichtet zu haben. Friedliebend trieben sie Jagd, Fischfang, Bienen- und Viehzucht, Ackerbau, wenn sie auch mit ihrem hölzernen Hakenpflug den Erdboden nur oberflächlich zu ritzen verstanden.

Die Religion der Wenden war Vergötterung der nützlichen und der schädlichen Naturkräfte; jene waren für sie die weißen, diese die schwarzen Götter, und der lichten Welt auf der Erde stand gegenüber das finstere Reich der Unterwelt. Besonders

hohe Verehrung genoß bei ihnen Swantewit, von welchem der Ort Schwanditz, früher Swantewitz, im Altenburgischen seinen Namen trägt, der Gott der Sonne, des Lichts, der eigentlich gute Gott; als der Allmächtige hieß er auch Dor oder Thorr, als der Errettende Jodwth oder Joduth, Geith oder Keith, als der Gnädige Zedwt; er wurde mit 4 Köpfen dargestellt, und während der nachherigen Kriegszeiten wurde ihm wenigstens einmal im Jahr ein Christ geopfert; bei Eichicht im Vogtland war eine Opferstelle dieses Gottes. Außerdem hören wir noch z. B. von einem Gott der Morgenröthe, Juterbog; einem Frühlingsgott Gerovit; einem Waldgott Porevit mit 5 Köpfen; von einem Kriegsgott Radigast, an welchen die Ortsnamen Rodigast im Weimarischen und Rodias, früher ebenfalls Rodigast, im Altenburgischen erinnern; von einer Lebens- und Liebesgöttin Ziwa und einer Göttin der Säugenden, Ciza, von welcher Zeitz den Namen haben soll; von einem dreiköpfigen Gott Triglaf, dem viele Haine oder Tempel geweiht waren; von Tschorneboh oder Zernebog, dem Gott der Finsterniß; von Bieleboh; von Prowe, dem Gott der Gerechtigkeit. Im Unterschied von den heidnischen Deutschen trieben die Wenden förmlichen Götzendienst; die Sinnbilder, Sitze, Orte ihrer Götter mit diesen selbst vermischend erwiesen sie heiligen Steinen, Bäumen, Quellen, Seen, auch Waffen und sonstigen Kriegsgeräthen göttliche Verehrung. An göttlichen Wesen niederen Ranges fehlte es ihnen auch nicht; Schutzgeister und Kobolde, namentlich die Getreidefrau Pschipolnitza, die in der Mittagsstunde verschleiert durch die wogenden Kornfelder schritt, sowie der Nachtjäger, der Feuermann, der Nix und die Nixe, die weißgekleidete Smertnitza, deren Klopfen den Tod verkündigte, sie lebten noch lange Jahrhunderte nach der Bekehrung der Wenden in ihrem Aberglauben fort. Die Priester standen bei ihnen in hohen Ehren und hatten einen sehr großen Einfluß im Volksleben, besonders diejenigen an den Tempeln der zukunftverkündenden Götter, welche in allen häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten fleißig befragt wurden. Ihre Todten begruben oder verbrannten die Wenden. Nach einer Nachricht hätten sie geglaubt, daß die Seele nach dem Tod umherflattere und mit der Bestattung erlösche; dagegen spricht aber entscheidend, daß sie ihren Verstorbenen Geräthe mit

in's Grab gaben und gegen die Geister mancher Verstorbenen Beschwörungen anstellten.

Der wendische Volkscharakter zeichnete sich aus durch Geselligkeit, Munterkeit, Gastfreiheit; diese Eigenschaften sollen sie auch auf ihre verdeutschten Nachkommen vererbt haben. Wegen ihrer ehelichen Treue hält Bonifacius diese schmutzige und ekelhafte Rasse, wie er die Wenden bezeichnet, einem englischen König als strafendes Muster vor; da „folge das Weib willig und mit hingebendem Muthe dem gestorbenen Mann auf den Scheiterhaufen, auf daß es für immer mit ihm vereinigt bleibe". Dagegen fehlte es den Wenden durchaus an nationalem Gemeinsinn und Zusammenhalten; oft genug kämpften später Wenden auf Seiten der Deutschen gegen ihre eigenen Volksgenossen. Die Deutschen sahen schon früh auf die Wenden mit dem Gefühl der Ueberlegenheit herab und hielten sich für berechtigt, über sie zu herrschen. Hierdurch und noch mehr durch den nachherigen Gegensatz in der Religion entbrannte der wilde Haß zwischen Deutschen und Wenden, welcher lange Zeit diese Gegenden mit Blut und Greuelthaten erfüllte.

Am gefährlichsten wurden die Wenden zur Zeit des Frankenkönigs Dagobert von 628 an, als sie unter ihrem wahrscheinlich im heutigen Böhmen wohnenden König Samo, einem ehemaligen fränkischen Kaufmann, weithin zu einem Reich vereinigt waren, zu welchem namentlich auch die den Thüringern benachbarte wendische Völkerschaft der Sorben unter ihrem Fürsten Derwan gehörte. Damals nahmen die Slaven das ganze Thüringen östlich der Saale vollständig in Besitz, drangen besonders über die obere Saale ins westliche Thüringen ein — bei Erfurt liegt ein Windischholzhausen —, setzten sich nach Uebersteigung des Fichtelgebirges am Main und dessen Nebenfluß Regnitz fest, ja einzelne Haufen sollen sich auf dem Eichsfeld und am Harz bis hin zur Werra — man denke an die Lupnitzdörfer im Eisenachschen und die vielen „Wenden"-Dörfer auf dem Eichsfeld! — niedergelassen haben; im Leben des Bonifacius werden wir in der Fulda badenden Slaven begegnen. Wie dem gegenüber König Dagobert willig auf das Anerbieten der Sachsen in Nordthüringen einging, gegen Erlaß der ihnen von Chlotar auferlegten jährlichen Abgabe von 500 Kühen die Bekämpfung der Wenden zu

übernehmen; wie derselbe König durch die Gefahr von Seiten der Wenden bewogen wurde, auf Wunsch der austrasischen Großen Austrasien — so hieß der ganze westliche, deutschredende Theil des großen Frankenreichs — in seinem dreijährigen Sohn Siegbert II. 633 einen besonderen König zu geben: so fand sich endlich der König Dagobert durch das Vordringen der Wenden auch veranlaßt, einen Herzog über Thüringen zu setzen und damit diesem Lande eine größere Selbständigkeit zu verleihen.

Der erste von Dagobert eingesetzte Herzog von Thüringen war Ratolf oder Radulf, wahrscheinlich aus edlem thüringischem Stamme. Er kämpfte glücklich gegen die Wenden, trieb sie über die Saale zurück und erbaute zum Schutz gegen sie Thürme und Burgen; wie denn wahrscheinlich aus solchen die jetzigen Städte Saalfeld mit der Sorbenburg, Rudolstadt, Orlamünde, Dornburg entstanden sind. Später schloß er jedoch einen Vertrag mit den Wenden, in welchem er ihnen die östlichen Grenzstriche wieder abtrat, weil er darauf ausging, sich von dem jungen austrasischen König Siegbert unabhängig zu machen. Siegbert zog gegen ihn, wurde aber bei der Belagerung Radulfs, der sich auf einem Berg an der Unstrut — man vermuthet bei Memleben — verschanzt hatte, durch einen glücklichen Ausfall desselben gezwungen, um freien Abzug nach dem Rhein zu bitten. Von da an erkannte Radulf zwar die Oberhoheit des fränkischen Königs an, folgte ihm auch im Heerbann, regierte aber Thüringen als ein selbständiges, erbliches Herzogthum. Seine wie seiner Nachfolger Residenz war das Schloß zu Würzburg. Ihm folgte in der Herzogswürde Hedan oder Hathan, wahrscheinlich sein Sohn. Zu dessen Zeit drangen die Sorben wieder über die Saale vor, breiteten sich bis in den Thüringerwald hinein aus, legten viele Höfe und Dörfer an, bauten das Land und trieben Bergbau. Herzog Hedan zog mit einem austrasischen König, vielleicht Siegbert III., in den Krieg und fiel. Sein nächster Nachfolger war, wie es scheint, ein Sohn aus erster Ehe, dessen Name uns nicht überliefert ist; der zweite sein jüngerer Sohn Gozbert, welchem wieder sein Sohn Hedan II. folgte. Nach einer Angabe wäre Gozbert von seinen eigenen Leuten erschlagen und Hedan II. aus dem Lande gejagt worden; diese Angabe scheint aber von späteren Gegnern erdichtet zu sein, und

wahrscheinlich ist Hedan sammt seinem Sohn Thüring in einem Feldzug des fränkischen Hausmeiers Karl Martell geblieben. Mit Hedans Tod zwischen 716 und 719 endet die Reihe der thüringischen Herzöge, und mit ihr die kurze Selbständigkeit Thüringens; es wurde nun wieder unmittelbar durch Grafen regiert. Der anstatt des Königs herrschende Hausmeier Karl Martell unternahm auch einen Kriegszug gegen die Sorben und eroberte das Land von der Saale bis zur Mulde; dasselbe fiel aber bald an die Sorben zurück. Auch gegen die nördlichen und nordwestlichen Nachbarn der Thüringer, gegen die Sachsen, welche als Feinde der Franken häufig in Thüringen als fränkisches Land einfielen, zog Karl Martell zu Felde. Seine Söhne und Nachfolger Karlmann und Pipin drangen in den Jahren von 743 bis 748 mehrmals von Thüringen aus siegreich in's Sachsenland vor, und wahrscheinlich wurde schon damals der südlichere Theil von Nordthüringen den Franken wieder unterworfen. In den Händeln zwischen diesen beiden Hausmeiern und ihrem Halbbruder Gripho oder Greif 747 und 748 hielten die Thüringer zum letzteren; sie hatten die vorige Selbständigkeit noch nicht vergessen und ließen sich zur Theilnahme an einer Empörung gern bereit finden.

2. Die Anfänge des Christenthums.

Noch immer wird Bonifacius vielfach als der erste Verkündiger des Evangeliums in Thüringen angesehen; diese Vorstellung ist aber schon längst als unrichtig erwiesen. Zu geschweigen von dem ausgemachterweise sehr frühzeitigen und lebhaften Verkehr der Thüringer mit den bereits christlichen deutschen Völkern, so war ja die Gemahlin des letzten thüringischen Königs, Amalaberga, als ostgothische Prinzessin eine, ob auch arianische oder ketzerische, Christin. Daß in dem Begleitschreiben ihres Oheims, des Königs Theoderich, so ausführlich und nachdrücklich von ihrer Bildung, Schönheit, Anmuth, Vornehmheit, dagegen von ihrem Christenthum mit keinem Wort ausdrücklich geredet wird, haben manche so ausgelegt, als ob die ganze Heirath nur Sache der Staatsklugheit gewesen und dabei die Frage der Religion als gleichgültig ganz bei Seite gelassen wäre. Dagegen finden Andere,

und wohl mit mehr Recht, in der „besseren Unterweisung“ oder „Bildung“, welche nach dem Ausdruck des Briefes Amalaberga dem Volke Hermanfrieds beibringen soll, eine, ob auch etwas versteckte, Hinweisung auf den christlichen Einfluß, den Theoderich von der Erscheinung seiner Nichte in Thüringen erwartet. Ob aber ein solcher von ihr und ihrer ostgothischen christlichen Umgebung wirklich ausgegangen ist? Bewiesen wird das selbstverständlich noch nicht dadurch, daß später einer ihrer Söhne eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hat. Noch weniger dadurch, daß die von dem Frankenkönige gefangen genommene Bruderstochter Hermanfrieds, Radegundis, nachher als Gemahlin des Königs Chlotar I. einen derartig christlich-frommen Wandel im Sinn jener Zeit führte, daß Chlotar sich äußerte, er habe nicht eine Königin sondern eine Nonne zur Gemahlin, und daß sie in einem von ihr gestifteten Kloster zu Poitiers ihr Leben im Ruf der Heiligkeit beschloß; denn der Rückschluß von dieser thüringischen Prinzessin auf das thüringische Volk wäre schon um deßwillen voreilig, weil in den Lebensbeschreibungen derselben jede Andeutung darüber fehlt, ob sie schon in der Heimath Christin gewesen sei, der ausdrückliche Bericht, daß sie ihre „Erziehung und Bildung“ erst im Frankenreich erhalten habe, nach der Sprache der Zeit vielmehr dafür spricht, daß Radegundis bis zu ihrer Gefangennehmung eine Heidin gewesen. Auch der ungefähr gleichzeitige fromme Abt Brachio im fränkischen Kloster Menat, ein geborner Thüringer, scheint die Taufe erst bei den Franken empfangen zu haben und beweist somit auch nichts für ein Bestehen des Christenthums im thüringischen Volk zur Zeit Amalabergas. Jedenfalls aber sind alle etwa vorhandenen Anfänge des Christenthums in Thüringen mit dem Untergang des thüringischen Reiches wieder verschwunden.

Im allgemeinen blieb Thüringen bis gegen Ende des 7. Jahrhunderts heidnisch. Ohne allen Einfluß wird freilich der Verkehr zwischen den Thüringern und den wenigstens äußerlich bekehrten Franken, namentlich auch der Aufenthalt thüringischer Edler im Frankenreich und fränkischer Großer in Thüringen nicht gewesen sein; und da in Erfurt, welches schon damals ein Handelsplatz war, höchst wahrscheinlich zum Schutz gegen die nahen Sorben eine fränkische, also christliche Besatzung

lag, so erscheint es durchaus nicht unglaubhaft, wenn die Sage vermeldet, daß schon König Dagobert im Anfang des 7. Jahrhunderts auf dem Petersberg in Erfurt eine Kapelle gestiftet habe. Hingegen verliert die Erzählung von der heiligen Bilihild, der zufolge das Christenthum in der Mitte des 7. Jahrhunderts in Thüringen südlich des Waldes, namentlich in Würzburg, schon ziemlich verbreitet gewesen wäre, bei näherer Prüfung jede Beweiskraft; die heilige Bilihild gehört nämlich in Wahrheit gar nicht nach Würzburg, sondern nach Mainz, und die Sage von ihr ist nur durch Verwechslung des Orts Hochheim zwischen Frankfurt und Mainz mit der späteren bischöflichen Besitzung Veitshöchheim bei Würzburg hierher übertragen worden. Für die Herrschaft des Heidenthums, sogar unter den thüringischen Edlen, die mit dem fränkischen Königshof zusammenhingen, noch in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts spricht auf's bestimmteste folgender Zug: Als in jener Zeit König Dagobert auf einer Reise durch Thüringen bei dem Verwandten eines in seinem Gefolge befindlichen thüringischen Edlen eingekehrt war, wurde dieser Verwandte schwer krank. Der König wollte abreisen, und der thüringische Edle, der nicht zurückbleiben konnte und doch seinem Verwandten die letzte Ehre anthun wollte, stand im Begriff, demselben den Kopf abzuschneiden, um sodann den Leichnam feierlich zu verbrennen. Nur durch das rechtzeitige Eintreten des ebenfalls im Gefolge des Königs mitreisenden Bischofs Arnulf, welcher den Kranken durch Gebet, Salben und Baden in kurzer Zeit wiederherstellte, wurde die Ausführung der heidnischen Sitte verhindert.

Wesentlich anders wurde es erst nahe dem Ausgang des 7. Jahrhunderts, als das Bekehrungswerk der britischen Glaubensboten in Thüringen begann. Damals kam, nach der Erzählung seiner Lebensbeschreiber, der Schotte Kyllena oder Kilian mit mehreren Begleitern, unter ihnen Koloman und Totnan, in der Absicht, den Heiden das Evangelium zu predigen, nach Würzburg; er traf hier einen Herzog Gozbert, Sohn des ältern Hedan, an; derselbe war ein Heide wie sein ganzes Volk. Nachdem sich Kilian in Rom Vollmacht zu seinem Werk geholt, gewann er bald den Herzog Gozbert für die Taufe. Als er aber von demselben verlangte, daß er sich von seiner Gemahlin Gailana, der Wittwe

seines Bruders, trenne, weigerte er sich, und Gailana ließ in Abwesenheit ihres Gemahls Kilian sowie seine Gefährten hinrichten und sammt ihren priesterlichen Gewändern und Geräthen verscharren. Doch die Strafe des Himmels für die Unthat blieb nicht aus; der Henker zerfleischte sich selbst in Wahnsinn, Gailana ward vom bösen Geist ergriffen und getödtet, Gozbert kam durch das Schwert seiner Unterthanen um, und sein Sohn Hedan starb in der Verbannung. Hingegen wurden zur Zeit des ersten Bischofs Burghard unter mehrfachen Wundererscheinungen die Gebeine der drei Märtyrer aufgefunden und über der Stelle eine Kirche zu ihrer Ehre erbaut. In dieser Erzählung ist Einzelnes sicherlich, Anderes wie die Reise Kilians nach Rom wahrscheinlich Erdichtung späterer Zeit; ihr geschichtlicher Kern besteht in der weit älteren, einfachen und unzweifelhaften Nachricht, daß Kilian und seine Gefährten um ihres Bekenntnisses willen, d. h. wegen ihrer Verkündigung des Evangeliums in der Würzburger Gegend durch Herzog Gozbert, also Ausgangs des 7. Jahrhunderts, den Märtyrertod erlitten.

Wenn sich nun auch das Wirken Kilians und seiner Gehülfen nicht mehr bis in's Einzelne verfolgen läßt, so ist doch dasselbe offenbar nicht erfolglos gewesen, weder für die herzogliche Familie, noch für das Volk Thüringens südlich und nördlich des Waldes. Schon im Jahre 704 nämlich machte Gozberts Sohn, Hedan II., mit seiner Gemahlin Theodrada dem ebenfalls aus Britannien gebürtigen Apostel der Friesen Willibrord eine urkundliche Schenkung nördlich des Thüringer Waldes. Dieselbe bestand in einem beträchtlichen Hof oder Landgut zu Arnestati, Arnstadt, an der Huitteo oder Wittago, nebst allen zugehörigen Gütern und Gerechtsamen; ferner in 3 Hufen mit ihren Leibeignen und anderen Zugehörungen sowie in 100 Morgen artbaren Landes, welche zu Schloß Mulenberg, Mühlberg bei Arnstadt, gehörten; endlich in 7 Hufen, 7 Häusern, 400 Morgen, vermuthlich nicht artbaren Landes, und in dem dritten Theil des zu diesem Gut gehörigen Waldes nebst vielen Wiesen, 2 Schweinehirten mit 50 Schweinen und 2 Kuhhirten mit 12 Kühen zu Monhove, München, zwischen Arnstadt und Weimar. Wer diese Schenkung angreift oder verringert, heißt es in der Urkunde, auf den komme der Zorn des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Engel, dem werde der

Zutritt zur Schwelle des Gotteshauses und die Theilnahme an den Sacramenten versagt, den müsse der Aussatz Gehasis und das Schicksal des Ananias und der Sapphira treffen, der müsse an dem Verbrechen Judas Ischarioths theilhaben; endlich soll ein solcher Bösewicht verbunden sein, dir 5 Pfund Gold und 15 Pfund Silber zu erlegen." Seine Besitzung in Arnstadt vermachte 726 Willibrord dem Kloster Echternach, von welchem sie später wahrscheinlich durch Tausch an das Kloster Hersfeld kam. Doch nicht genug, im Jahre 716 schenkte derselbe Herzog Hedan II. mit seiner Gemahlin an Willibrord die Besitzungen seines Schlosses Hamulo, Hammelburg, an der fränkischen Saale, und zwar zur Anlage eines Klosters. Wodurch dieses nahe Verhältniß zwischen Herzog Hedan und Willibrord entstanden ist, läßt sich nicht sicher ermitteln; nach einer Vermuthung wäre Willibrord selbst, in der Zeit als ihm Friesland verschlossen war, in Thüringen thätig gewesen; wahrscheinlicher ist, daß der Herzog auf dem Kriegszug Karl Martells an den Niederrhein Willibrord kennen und verehren gelernt hatte. Ohne Zweifel aber kam durch diese Schenkungen Hedans Thüringen in Verbindung mit den Stiftungen Willibrords, als dem Kloster Echternach und dem Stift Utrecht, und manche britische Geistliche mögen so zur Verkündigung des Evangeliums nach Thüringen gekommen sein. Daß die durch Kilian begonnene und durch Willibrords Vermittelung fortgesetzte Mission in Thüringen auch nicht fruchtlos gewesen, dafür sprechen deutlich die thüringischen Edlen, welche bald nachher der Papst durch Bonifacius belobt, weil sie, wegen ihres christlichen Glaubens von den Feinden, heidnischen Thüringern oder Sachsen, mit dem Tode bedroht, doch standhaft treu geblieben seien; nicht weniger die edlen Thüringer Hugo der Alte und Albot, welche dem Bonifacius bereitwillig Grundstücke zur Gründung eines Klosters in ihrer Gegend hergeben; so ist auch Immina, die auf dem Schloß zu Würzburg wohnende Tochter Hedans II., mit ihrem frommen Sinn ein sprechendes Zeugniß für das Fortbestehen und Gedeihen des Christenthums in ihrer Familie.

Wie sich aus allen diesen Thatsachen und aus den damit völlig übereinstimmenden zahlreichen Andeutungen des Bonifacius ergiebt, war Thüringen im zweiten Jahrzehnd des 8. Jahrhunderts

theilweise nicht bloß mit dem Christenthum bekannt, sondern schon zu demselben bekehrt. Stellt man sich aber, wie das neuerdings wieder von verschiedenen Seiten geschehen ist, die Sache so vor, als wäre Thüringen vor Bonifacius bereits ein christliches Land oder doch auf dem besten Wege gewesen, es zu werden, so ist das entschieden falsch. Allen Anzeichen nach waren zumal nördlich des Waldes viele Gegenden noch gar nicht von der Mission berührt; und wo sie gewirkt hatte, war sie in ihren Erfolgen hauptsächlich auf die Großen beschränkt geblieben; den Hauptort Thüringens, Erfurt, nennt Bonifacius eine von heidnischen Ackerleuten bewohnte Stadt. Mit dem Eingehen des Herzogthums aber war der Mission nun auch der Schutz gegen die heidnischen Sachsen und Sorben entzogen, die bei ihren häufigen Einfällen in Thüringen gegen die Christen und alles Christliche daselbst wütheten; zugleich hatte sie damit die bisherige Förderung durch Schenkungen und sonstige Unterstützungen verloren; die Mission war offenbar in's Stocken gekommen. Und mit dem Christenthum der Einzelnen oder Häuflein von Bekehrten selbst stand es allem nach übel genug. Nicht allein daß diese Christen vielfach den christlichen Namen, Dingen und Handlungen Heidnisches unterschoben, z. B. bei der Kirche einem heidnischen Gott unter dem Namen eines christlichen Heiligen Thieropfer darbrachten, anstatt der Runenstäbchen die heilige Schrift zum Looswerfen gebrauchten, sich überhaupt der Gegenstände des christlichen Glaubens und Gottesdienstes als Zaubermittel bedienten; nein, sie waren zum Theil so gut wie in's Heidenthum zurückgefallen, ihre Priester bedienten das Volk mit Amuleten, Zauberformeln, Beschwörungen und Zaubertränken, und betheiligten sich sogar ganz unbedenklich neben dem christlichen Gottesdienst auch an den heidnischen Feiern, vor allen den Todtenopfern. Davon aber lag die Schuld nicht sowohl an den allerdings ungünstigen äußerlichen Verhältnissen des Landes als zunächst an der geringen Zahl der Geistlichen, hauptsächlich aber an der Eigenthümlichkeit derselben.

Was für Leute waren das nämlich? Diese Frage ist, wie schon in früherer Zeit, so neuerdings wiederum vielfach zu Ungunsten des Bonifacius beantwortet worden. Prüfen wir ganz unbefangen! Zum mindesten in der Mehrzahl stammten zweifellos

die damaligen Geistlichen in Thüringen aus Britannien. Dort bestanden neben einander einmal eine altbritische Kirche, die, vom Morgenland aus über die griechischen Städte des südlichen Frankreichs gegründet, unter der Römerherrschaft geblüht hatte, aber seit Mitte des 5. Jahrhunderts durch die aus dem nördlichen Deutschland herübergekommenen Angelsachsen zugleich mit den celtischen Einwohnern mehr in die Gebirgsgegenden Englands und Schottlands sowie in das nördliche Irland verdrängt, und zum anderen eine neubritische oder englische Kirche, welche seit Ende des 6. Jahrhunderts von Rom aus unter den Angelsachsen gegründet worden war. Die altbritische Kirche wich in vielen Stücken von der römischen ab; die Lehre vom Fegfeuer, sowie die Heiligen- und Reliquienverehrung waren ihr fremd; sie hatte eine andere Berechnung der Osterzeit, eine andere Form der Tonsur oder Priesterglatze, viel einfachere Gebräuche bei Taufe und Abendmahl; von den Priestern forderte sie nicht den Cölibat oder die Ehelosigkeit; als Inhaber der Kirchengewalt galt ihr nicht der Bischof, sondern der Abt des Klosters, von welchem aus die Gegend bekehrt war; den Papst erkannte sie nicht als das Oberhaupt der Christenheit an; sie entbehrte der strengen Einheit, gestattete größere Mannichfaltigkeit nach den Verhältnissen, bediente mehr mit dem Evangelium, als daß sie herrschte, vertrat mit Einem Wort eine ältere, einfachere und reinere, der apostolischen noch näher stehende Gestalt des Christenthums. Die neubritische Kirche hingegen war, ihrem Ursprung gemäß, wesentlich römisch, wenn sie auch in einzelnen Dingen noch lange dem Papst gegenüber eine gewisse Selbständigkeit behauptete, insbesondere das päpstliche Kirchenrecht nicht anwendete. Gemeinsam aber war der alt- und der neubritischen Kirche der Sinn für das Klosterleben und für die Mission. Schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts waren die zahlreichen neubritischen Klöster ebenso überfüllt wie seit 100 Jahren die altbritischen, und aus beiderlei Klöstern gingen häufig Mönchskolonien und einzelne Mönche aus, um in heidnischen Gegenden des Festlands ein Büßerleben zu führen, die Heiden zu bekehren und sich den Himmelslohn zu erwerben. Nach der Ansicht mancher älterer und neuerer protestantischer Geschichtsforscher wäre nun das Verhältniß der neu- zu den altbritischen Missionaren

dieses gewesen: „Die Altbriten, in ihrer Heimath unterlegen, hatten Gelegenheit gesucht, ihrer Kirche in Deutschland einen neuen Wirkungskreis zu eröffnen; sie hatten auch bereits an vielen Orten mit gutem Erfolg gearbeitet. Ihr Vorbild aber, und noch mehr der Wetteifer mit ihnen und der Kampf wider sie, gaben in den angelsächsischen Klöstern die erste Anregung, daß auch von hier aus Missionen in Deutschland unternommen wurden; nachdem die Altbriten gleich dem Wilde des Feldes von den römischen Eindringlingen in die unzugänglichen Gegenden des Gebirgs verjagt waren, begann man die Flüchtlinge in den fränkischen und deutschen Wäldern aufzusuchen um auch hier an ihre Ausrottung zu gehen. Und der Mann, in welchem die Aufgabe seiner angelsächsischen Kirche, vor allem der Plan einer den Altbriten feindlichen Gegenmission auf dem Festland zum vollen Bewußtsein kam, der sich's zum einzigen Lebenszweck setzte, die stammverwandten Völkerstämme Mitteleuropas in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu führen, war der Angelsachse Winfried Bonifacius. Er kann sich nicht hart genug ausdrücken, um seine Vorarbeiter zu beschuldigen, aber nur darum weil sie, seiner römischen gegenüber, eine freiere und edlere Richtung vertraten. Thüringen — so läßt sich diese Ansicht zusammenfassen — war christlich oder auf dem besten Weg christlich zu werden durch altbritische Missionen, da erschien der Angelsachse Bonifacius und machte Thüringen römisch." Hat sich's aber wirklich so verhalten? Wenn Bonifacius einmal von seinen Gegnern sagt: „sie stiften eine neue Secte und bringen allerlei Irrthümer auf, und zwar enthalten sich einige der von Gott zum Genuß geschaffenen Speisen, einige leben nur von Milch und Honig und verwerfen alle anderen Speisen, andere behaupten, daß Mörder und Ehebrecher Priester sein können"; oder wenn der Papst auf Grund von Berichten des Bonifacius die Gegner desselben schildert als „falsche Priester, heuchlerische Irrlehrer mit dem Namen von Bischöfen oder Presbytern, welche niemals von katholischen Bischöfen geweiht worden sind, das Volk verführen, die kirchlichen Aemter verwirren und verkehren, falsche, ehebrecherische, weichliche Menschen, Mörder, Knabenschänder, Tempelschänder, Heuchler und geschorne Sklaven des Teufels, welche sich als Diener Christi gebehrden, ohne Bischof nach eignem Belieben

leben und nicht in der katholischen Kirche, sondern auf dem Feld, in den Bauernhäusern einen falschen Glauben predigen": so gehen diese Anschuldigungen mit einigen Ausnahmen, insbesondere der schwerlich hierher zielenden Worte über die Enthaltung von allerlei Speisen, unzweifelhaft auf altbritische Priester; sie bezeugen uns, daß Bonifacius mit solchen in Thüringen zu thun gehabt, sie lassen uns auch erkennen, wie Bonifacius von seinem angelsächsisch-römischen Standpunkt aus die Eigenthümlichkeiten der altbritischen Kirche beurtheilt hat, werfen aber bis etwa auf die Beschuldigungen der Knabenschändung, des Ehebruchs und des Mordes, von denen sich die beiden letzteren auch noch als katholische Ausdrücke für Priesterehe und Seelenmord deuten lassen, kein ungünstiges Licht auf die altbritischen Priester. Daneben aber hören wir von einem Priester Winfried, welchen Bonifacius an der Werra trifft, daß er ein Verwandter des Bonifacius und daß sein Vater Berthare mit einer Thüringerin verheirathet gewesen sei. Als Hauptgegner des Bonifacius werden namhaft gemacht: Trohtwin, Berthare, Eanbrecht und Hunraed. Das sind angelsächsische Namen, und der zweitgenannte ist fast zweifellos des eben genannten Winfrieds Vater. Damit ist aber erwiesen, was die Beziehung Willibrords zu Thüringen erwarten ließ, daß Bonifacius hier außer den altbritischen auch neubritische Missionare vorgefunden hat; zugleich daß dieselben durchaus nicht alle streng katholisch waren. Wenn endlich Bonifacius über „Weltgeistliche und Mönche klagt, die aus dem Schooß der Mutterkirche hervorbrechen, vom wahren Glauben abweichen, die Söhne der Kirche mißhandeln und für die Verkündigung des Ruhmes Christi ein schreckliches Hinderniß werden", so kann er dabei unmöglich Altbriten im Auge gehabt haben, sondern nur entweder Angelsachsen oder Franken. Daß sich fränkische Priester und Mönche einzeln in Thüringen befanden, läßt sich nach dem Verhältniß zwischen diesem Land und dem Frankenreich mit völliger Bestimmtheit annehmen; und gerade die Beschwerde des Bonifacius über einen Bischof, wahrscheinlich den Mainzer, der bisher die deutsche Mission träge und säumig vernachlässigt habe und nun doch nicht dulden wolle, daß er in seinen Sprengel eindringe, setzt das Vorhandensein von fränkischen Geistlichen in Thüringen außer Zweifel. Mit dem da-

maligen Zustand der fränkischen Geistlichkeit im allgemeinen stimmt es aber ebenso wohl wie mit der angeführten summarischen Schilderung der aus dem Schooß der Mutterkirche hervorgebrochenen Weltpriester und Mönche, was Bonifacius einmal über seine Widersacher schreibt: „sie verleugnen Gott, indem sie an heidnischen Opfermahlzeiten theilnehmen und zulassen, daß die Christen ihre Sklaven als Menschenopfer an Heiden verkaufen; sie selbst opfern den heidnischen Göttern Stiere und Böcke und vollziehen die Todtenopfer; sie schänden Taufe und Kreuz dadurch, daß sie dieselben als Zaubermittel darreichen oder doch zu Zauberei gebrauchen lassen". Ja, vielleicht läßt sich gerade aus dem Gegensatz zu dem ganz verweltlichten Sinn anderer fränkischer Geistlicher am leichtesten erklären, wie „einige sich der von Gott zum Genuß geschaffenen Speisen enthielten, einige auch nur von Milch und Honig lebten und alle anderen Speisen verwarfen" und so auch ihrerseits den rechten Weg verloren hatten. Dann haben aber auch die Geistlichen in Thüringen vor Bonifacius nicht bis auf einzelne etwaige Ausnahmen der altbritischen Kirche angehört und sind dieselben nicht wegen ihrer edleren Richtung von Bonifacius verleumdet worden, sondern die nach sicheren Anzeichen sehr geringe Zahl von vereinzelten Geistlichen in Thüringen bestand nur zu einem Theil aus Altbriten, zum größten Theil aus Angelsachsen und Franken; und während die ersteren eine verhältnißmäßig ursprünglichere und reinere, aber auch schwächere und absterbende Form des Christenthums vertraten, waren die letzteren trotz ihrer katholischen Herkunft durch Zuchtlosigkeit vielfach in schwere Irrlehren gerathen und schändeten und hinderten durch feilen Menschendienst das Christenthum, welches sie ausbreiten sollten. Wenn die im ganzen sehr wenigen und schwachen Anfänge des Christenthums in Thüringen nicht wieder verschwinden oder gänzlich verkümmern, wenn die christliche Kirche in Thüringen ausgebreitet und geordnet und so das Christenthum im thüringischen Volke gegründet werden sollte, so mußte ein ganz anderer Missionar als die vorhandenen kommen. Und er kam.

3. Bonifacius.

Winfried — so hieß er mit seinem angelsächsischen Namen — oder Bonifacius, eigentlich Bonifatius — diesen Namen hat er

vermuthlich bei seinem Eintritt in den Mönchsstand erhalten — war um das Jahr 680 zu Kirton in England aus einem begüterten und vornehmen Geschlecht geboren. Aus seiner früheren Jugend weiß man mit Sicherheit nur, daß er zeitig eine große Neigung zum geistlichen Leben zeigte, als Knabe ins Kloster Adescancaster kam und sich da durch frommen Sinn, Gaben, Lernbegierde und Fortschritte vor seinen Genossen auszeichnete. Schon in seinem 14. Lebensjahr soll er als Lector, Vorleser in der Kirche, angestellt worden sein; und gewiß ist, daß er noch sehr jung anfing Andere mit zu unterrichten, während er sich selbst eifrig fortzubilden suchte. Gemäß der Sitte in den angelsächsischen Klöstern, Benedictinerordens, trat er zu seiner weiteren Ausbildung in das Kloster Nutscelle über. Hier trieb er vorzüglich die Schriftauslegung; wie er sich denn auch später ziemlich tüchtig in derselben zeigt und sie seinen Freunden als das Hauptstück des geistlichen Lebens angelegentlichst empfiehlt. Auch in einigen anderen Fächern erwarb er sich eine damals nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit. Mit der Leitung der Klosterschule betraut, zog er durch seinen Ruf zahlreiche Schüler herbei; auch von Nonnenklöstern aus wurde oft seine Belehrung begehrt. Die dankbare Verehrung und liebevolle Anhänglichkeit aller derer, die damals oder später mit ihm in nähere Verbindung kamen, ist der sicherste Beweis für die Ueberlegenheit seines Geistes und die Gediegenheit seines Charakters. Nachdem er 30 Jahre alt die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er alsbald mehrfach in wichtigen und schwierigen Angelegenheiten von seinem Kloster als Vertreter zu kirchlichen Versammlungen abgeordnet.

Schon seit einer Reihe von Jahren arbeitete ein Landsmann des Bonifacius, Willibrord, mit einer Anzahl Gehülfen an der Bekehrung der Friesen in Holland. Aber nach dem Tode des fränkischen Hausmeiers Pipin v. Herstall, welcher die Friesen besiegt und Willibrords Werk kräftig geschützt hatte, war dasselbe durch den Friesenfürsten Radbod zerstört worden; und selbst als Pipins Sohn und Nachfolger Karl Martell den Radbod wieder unterworfen hatte, blieb dieser doch den Missionaren wegen ihres Zusammenhangs mit den Franken feindlich, und das Bekehrungswerk stockte. Vielleicht war dieß der Anlaß, daß im Jahr 716

Bonifacius mit einigen Brüdern nach Friesland ging; er hoffte wohl, als unbetheiligt an dem Streit mit den Franken die unterbrochene Arbeit mit besserem Erfolg weiter führen zu können. In der That erlangte er in Utrecht von Radbod die Erlaubniß zu freier Thätigkeit im Lande und benutzte dieselbe sofort zu einer Reise durch dasselbe, auf welcher er die christlichen Kirchen zerstört und an Stelle des Kreuzes Götzenbilder aufgerichtet fand. Doch schon vor Anbruch des Winters kehrte er — man weiß nicht warum, möglicherweise eben darum weil er nach seinen Beobachtungen ein Gedeihen der Mission in Friesland bei Lebzeiten Radbods nicht mehr zu hoffen wagte — nach England in sein Kloster zurück.

Als bald darauf der Abt des Klosters starb, wurde Bonifacius zum Nachfolger erwählt; kurze Zeit scheint er auch dem Kloster vorgestanden zu haben. Doch schon 718 bereitete er sich zu einer abermaligen Reise nach dem Festland; dieses Mal war aber sein Ziel nicht Friesland, sondern das östliche Franken, also das südliche Thüringen. Nicht unmittelbar begab er sich dahin, sondern auf dem Umweg über Rom. Mit einem Empfehlungsschreiben des hochangesehenen Bischofs Daniel von Winchester an alle Fürsten, Bischöfe und Aebte versehen, fuhr er von Lundenwich, London, nach Frankreich über, durchzog dieses Land mit einer Schaar englischer Pilger, verweilte auch an den merkwürdigsten Orten längere Zeit und gelangte endlich über die Alpen durch das Longobardenreich nach Rom, wo er den folgenden Winter über blieb. Was er hier wollte? Zunächst gewiß was so viele andere Rompilger auch wollten, sich durch den Besuch der heiligen Stadt und ihrer Heiligthümer erbauen; zugleich aber wollte er sich ohne Zweifel um eine Vollmacht vom Papst bewerben, um so Fürsten und Volk, Christen und Heiden gegenüber mit größerem Nachdruck auftreten zu können, als ein einfacher Prediger des Evangeliums vermocht hätte. Er empfing die gewünschte Vollmacht als „Gehülfe zur Ausspendung des göttlichen Wortes"; der Papst gebot in derselben dem „frommen, hochgelehrten, eifrigen und rechtgläubigen Priester, allen im Irrthum des Unglaubens verstrickten Völkern, zu welchen er werde eilen können, das Geheimniß des Reiches Gottes und die Lehre beider Testamente zu bringen". Mit solcher Vollmacht

und überdieß mit einem ziemlichen Schatz von Reliquien reiste Bonifacius Ende Mai 719 von Rom weg, hielt sich einige Zeit beim lombardischen König Luitprand in Pavia auf und ging sodann über die Alpen durch Bayern nach Würzburg und der Maingegend. Die Edlen des Landes fand er größtentheils getauft, er suchte sie aber von dem „falschen Weg, auf welchen sie durch Irrlehrer verirrt seien, zur reinen Erkenntniß der Wahrheit" zu bekehren. Die Geistlichen beschuldigt er abscheulicher Verderbniß, insbesondere der Priesterehe. Daß er von hier aus schon damals über den Thüringerwald gekommen, wird bezweifelt, stimmt jedoch sehr wohl zu seiner nachher sich zeigenden näheren Bekanntschaft mit mehreren nördlich des Waldes wohnenden thüringischen Edlen. Im ganzen aber scheint Bonifacius nur wenig Anklang gefunden zu haben; und da er es ohnehin wohl mehr auf eine vorläufige Erforschung der Zustände abgesehen gehabt, so verließ er Thüringen bald wieder und begab sich über den Rhein, vielleicht um die Unterstützung des Hausmeiers Karl Martell für seine Mission in Thüringen nachzusuchen.

Doch da sehen wir ihn plötzlich nach Friesland eilen. Durch einen Brief aus England war er nämlich vom Tod des Friesenfürsten Radbod benachrichtigt und dringend zur Wiederaufnahme seines Wirkens in Friesland ermahnt worden. In Utrecht traf er mit dem ebenfalls auf sein Missionsfeld zurückgekehrten Willibrord zusammen; und von 719 an arbeiteten nun beide gemeinsam an der Bekehrung der Friesen. Nach 3 Jahren erschien wohl der Erfolg gesichert, und Bonifacius fühlte sich verpflichtet, seine Mission in Thüringen wieder aufzunehmen. Er lehnte daher auch den Antrag des alternden Willibrord ab, sein Nachfolger im Bisthum Utrecht zu werden, und unternahm zunächst wieder eine Erforschungsreise in Ostfranken, dieses Mal aber nicht von Süden sondern von Westen her.

Von Friesland nämlich reiste Bonifacius zunächst den Rhein und die Mosel hinauf. Auf dieser Reise kehrte er auch im Nonnenkloster Pfalzel bei Trier ein. Die Vorsteherin desselben, die fränkische Prinzessin Addula, war früher verheirathet gewesen und hatte ihren Enkel Gregor bei sich. Dieser zog durch sein Vorlesen aus der heiligen Schrift über Tische die Aufmerksamkeit des

Bonifacius auf sich, Bonifacius gab sich viel mit ihm ab und gewann das Herz des Jünglings dermaßen, daß derselbe durchaus mit ihm ziehen wollte. Die Großmutter mußte endlich ihre Zustimmung ertheilen, und Gregor wurde der treue Schüler und Gefährte des Bonifacius auf allen seinen Wanderungen; sein Leben hat er als hochangesehener Abt von Utrecht beschlossen. Von der Mosel aus begab sich Bonifacius nach der Lahngegend in Oberhessen, wohl weil er wußte, daß da bereits Anfänge des Christenthums vorhanden seien. Längere Zeit hielt er sich in Amanaburg, Amöneburg, an der Ohm, auf; hier fand er nämlich zwei im Volk sehr angesehene Brüder Detdic und Deorulf mit einer „Mischung von Heidenthum und wahrer Religion"; er führte sie sowie die christliche Bevölkerung der Umgegend auf den „Weg der Wahrheit" und erbaute mit ihrer Hülfe eine Zelle, d. i. ein kleines Kloster für Mönche. Vom Lahngau aus drang Bonifacius weiter nach Niederhessen bis zur Grenze, nach einer Nachricht sogar über die Grenze der Sachsen vor. Seine Lebensbeschreiber wissen von Tausenden, die er auf diesem Zug bekehrt habe, und er selbst redet in seinen Briefen an den Papst von großen Erfolgen; wobei der Kürze der Zeit wegen allerdings wohl anzunehmen ist, daß dieselben nur zum geringeren Theil in eigentlichen Heidenbekehrungen, zum größeren in Gewinnung von Halbchristen für die Lehren und Ordnungen der römischen Kirche bestanden haben werden. Auf seine schriftlichen und mündlichen Berichte an den Papst über sein bisheriges Wirken empfing Bonifacius von diesem eine ebenso ehrenvolle wie dringende Einladung, so bald wie möglich nach Rom zu kommen.

Daraufhin trat Bonifacius im Sommer 723 mit einem zahlreichen Gefolge von Schülern und Freunden seine zweite Reise nach Rom an. Auf der gewöhnlichen Pilgerstraße durch Burgund gelangte er im Herbst nach Rom. Schon nach einigen Tagen empfing ihn der Papst in St. Peter; er war von dem Bericht, den ihm Bonifacius über den Stand der Dinge abstattete, höchlich befriedigt und beschloß, ihm die Würde und Rechte eines Bischofs für sein Missionsgebiet zu ertheilen. Zu diesem Behuf mußte Bonifacius ein ausführliches Glaubensbekenntniß ablegen und sich dem Papst mit dem Eide der unmittelbar unter ihm stehenden

italienischen Bischöfe verpflichten; auch wurde ihm eine Sammlung des päpstlichen Kirchenrechts übergeben mit der Anweisung, sich in allem streng danach zu richten.

Zu seiner Beglaubigung und Empfehlung empfing der neue Bischof fünf Schreiben vom Papst. Eins an den fränkischen Hausmeier Karl Martell, in welchem als Zweck der Sendung des Bonifacius angegeben wird die Predigt unter den östlich des Rheins wohnenden Völkern, den eigentlichen Heiden wie den in den Finsternissen der Unwissenheit Befangenen; der Hausmeier wird ersucht, dem Bonifacius in allen Nothfällen beizustehn und denselben gegen alle Widersacher nachdrücklichst zu schützen. Ein zweites Schreiben ist gerichtet an die ehrwürdigen Mitbischöfe und frommen Priester und Diakone, sowie an die Herzöge, Burggrafen und Grafen, auch alle gottesfürchtigen Christen; sie werden aufgefordert, aus Ehrfurcht gegen Rom den Bonifacius gut aufzunehmen, ihn mit allen Reisebedürfnissen zu versehen, überhaupt ihn bei seinem Werk auf jede Weise zu fördern. Das dritte, für uns besonders merkwürdige Schreiben lautet in der Uebersetzung aus dem Lateinischen so: „An die erhabnen Männer Asolv, Godolaus, Wilar, Gunthar und Albord, ingleichen an alle von Gott geliebten Thüringer und treuen Christen Gregorius der Papst. Eure uns vorgebrachte erhabne Glaubensbeständigkeit, vermöge deren ihr den Heiden, welche euch zum Götzendienst nöthigen wollten, voll Glaubens geantwortet habt, daß ihr lieber sterben als dem in Christo einmal angenommenen Glauben zuwider handeln wolltet, kennen wir. Mit großer Freude erfüllt, statten wir unserem Heiland, dem Geber aller Güter, unseren schuldigen Dank dafür ab und wünschen, daß ihr durch die Gnade desselben immer größere Fortschritte machen, zur Stärkung eueres Glaubens dem heiligen Stuhl mit andächtigen Gesinnungen anhangen und so, wie es den Kindern, den Miterben seines Reiches geziemt, in den Fällen, wo es das Beste der Religion erfordert, zu dem gedachten heiligen apostolischen Stuhl als der geistlichen Mutter aller Gläubigen euere Zuflucht nehmen möget. Auch wünschen und ermahnen wir euch, um euere Seligkeit in Gott noch vollkommner zu machen, daß ihr euch der geistlichen Aufsicht dieses unseres geliebten Bruders Bonifacius gehorsam unterwerfet,

welchen wir euch als einen geweiheten und sich zu den apostolischen Verordnungen bekennenden Bischof zur Unterweisung im Glauben bestimmt haben." Noch größere Bedeutung für uns hat ein viertes Schreiben, das in der Uebersetzung so lautet: „Gregorius, der Knecht aller Knechte Gottes, an das gesammte Volk der Thüringer. Unser Herr Jesus Christus, Gottes Sohn und wahrer Gott, der vom Himmel herabgekommen und für uns Mensch geworden ist, der für uns gelitten und den Kreuzestod erduldet hat, der am dritten Tage wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, hat zu seinen Jüngern, den heiligen Aposteln, gesagt: ‚Gehet hin in alle Welt, lehret alle Heiden und taufet sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!' Er hat denen, die an ihn glauben, das ewige Leben verheißen. Da es nun euer Wunsch ist, in Gemeinschaft mit uns auf ewig an dem Orte zu leben, wo es kein Ende, aber auch keine Qual und keine Unannehmlichkeit, sondern eine unaufhörliche Herrlichkeit giebt, so haben wir euch unseren heiligen Bruder, den Bischof Bonifacius geschickt daß er euch taufe, den christlichen Glauben lehre und euch vom Irrthum auf den Weg des Heils bringe, damit ihr das ewige Leben und die ewige Seligkeit erlangen möget. Gehorchet ihm darum in allen Dingen, ehret ihn wie eueren Vater und öffnet seinen Lehren euere Herzen. Wir haben ihn nicht um zeitlichen Gewinns willen zu euch gesandt, einzig das Heil euerer Seelen hat uns dazu bewogen. Liebet also Gott und lasset euch in seinem Namen taufen, denn der Herr unser Gott hat denen, die ihn lieben, bereitet, was kein Auge gesehen, auch in keines Menschen Herz gekommen ist. Betet daher keine Götzen mehr an und opfert kein Fleisch, denn Gott hat kein Wohlgefallen daran. Handelt vielmehr in allem nach dem, was euch unser Bruder Bonifacius lehren wird, so werdet ihr sammt euern Kindern ewig glücklich sein. Bauet ein Haus, welches euerem Vater zum Wohnsitz diene, ingleichen Kirchen, in welchen ihr euere Andachten verrichten und den Höchsten um die Vergebung euerer Sünden und die Verleihung des ewigen Lebens anflehen könnet!" Ein fünftes Schreiben endlich ist an das Volk der Sachsen gerichtet und auf den Fall berechnet, daß Bonifacius noch über die fränkische Grenze vordringen sollte.

Im Frühjahr 724 reiste Bonifacius nach Deutschland zurück. Er überbrachte zunächst dem Hausmeier Karl Martell das an diesen gerichtete päpstliche Schreiben. Karl Martell war nicht sehr kirchlich gesinnt, sein Adel hatte vielfach die Aemter und Einkünfte der Kirche zu weltlichem Genusse an sich gerissen, die Geistlichen an seinem Hof scheuten die römische Herrschaft und strenge Zucht, allen war die Erscheinung des Bonifacius mehr oder weniger unwillkommen. So erlangte er denn auch vom Hausmeier nichts weiter als einen Schutzbrief an die Herzöge, Grafen, Statthalter, Vögte, Sendboten sowie an die Bischöfe, nach welchem er „sich überall frei aufhalten, Recht nehmen und geben und in strittigen Fällen von dem Hofgericht empfangen soll, damit er jederzeit ruhig und unverletzt unter dem Schutz des Fürsten leben möge." Mißmuthig über die Versagung eingreifenderer Hülfe des Hausmeiers, ohne die er fürchtete, weder die Gemeinden regieren noch die Geistlichen, Mönche und Nonnen schützen noch dem Götzendienst in Deutschland steuern zu können, und mit Klagen über den Hof, an welchem er nicht erscheinen könne, ohne mit Irrlehrern in die ärgerlichsten Berührungen zu kommen, wendete sich Bonifacius seinem Missionsfeld wieder zu.

Er begab sich, noch im Jahr 724, zunächst nach dem Schauplatz seines vorjährigen Wirkens, nach Hessen. Viele schon Gläubige weihte er durch Handauflegung, manche wohl durch feindliche Geistliche aufgehetzt, wiesen ihn auch zurück, noch andere ließen sich von ihren heimlichen oder offenen Opfern in Wäldern und an Quellen, von ihren Wahrsagereien und Zaubereien durchaus nicht abbringen. Da that Bonifacius einen entscheidenden Schritt. Bei Geismar unweit Fritzlar stand eine dem Wodan, richtiger wohl dem Donar heilige Eiche, sie war der Mittelpunkt des Götzendienstes für die ganze Gegend. Diese Eiche hieb Bonifacins mit Hülfe treuer Christen um, ohne daß die anwesenden Heiden den Frevler zu hindern wagten; der Sage nach fuhr, noch ehe der letzte Hieb gethan war, ein Sturmwind in die Aeste, und in vier Stücke gespalten fiel der gewaltige Baum zu Boden. Tief erschüttert nahmen die Heiden die christliche Lehre an, und Bonifacius erbaute aus dem Holz der Eiche an derselben Stelle, wo sie gestanden, eine St. Peter ge-

weihte Kapelle. Aus dieser Gegend zog er allem Anscheine nach die Eder und die Fulda hinunter und von deren Mündung an die Werra hinauf. Auf diesem Zug soll er bei Eschwege einen Götzen Stuffo zerstört und in Wanfried längere Zeit verweilt haben; die Sage will sogar wissen, daß er damals in Treffurt das Kloster Falke und in Kreuzburg das Benedictinerkloster gegründet habe. Von der Mündung der Hörsel in die Werra an scheint Bonifacius dem Lauf der Hörsel bis an den Fuß des Thüringerwaldes gefolgt zu sein.

In dieser Gegend erbaute er seine erste Kirche in Thüringen, da wo jetzt zum Andenken an ihn der Candelaber steht, bei Altenbergen unweit Ohrdruf. „Bonifacius hatte", so lautet die Erzählung", seine Wohnung im Wald zum Altenberge; da baute er ein kleines Kirchlein und ein Haus daran; da thaten ihm die Krähen so viel Ungemach, daß er Gott anrief, er möge ihnen gebieten, von dannen zu weichen, und zur Stunde wichen sie von dannen, und seit der Zeit kam nie eine auf dieselbe Kirche; diese Kirche ist die erste und die edelste Pfarrkirche, die im ganzen Thüringerland irgend liegt." In neuerer Zeit hat man zwar zu beweisen gesucht, daß diese Kirche, die Johanniskirche, eine erst weit später vom Grafen Ludwig mit dem Bart erbaute Taufkapelle gewesen sei. Wahrscheinlich ist sie aber nur von diesem erweitert oder umgebaut worden; wie denn noch jetzt die Reste der Grundmauer auf eine solche spätere Vergrößerung des ursprünglichen Baues hinweisen. Für die Gründung durch Bonifacius spricht nicht allein die nachherige hohe, sogar in Wundersagen sich äußernde Verehrung der Johanniskirche bei dem umwohnenden Volk, sondern auch der Umstand, daß unter den christlichen Edlen in Thüringen, an welche Bonifacius ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, Asolv genannt ist und daß später die Gegend vom Altenberg bis über Georgenthal hinaus Asolverod hieß; war es nicht natürlich, daß Bonifacius sich zuerst da niederließ und eine Kirche erbaute, wo sich bereits Christen, zum Theil ihm bekannte Christen fanden?

Eben dieser Umstand erklärt denn auch hinlänglich, warum Bonifacius nicht gar weit von der Johanniskirche, in Ohrdruf, sein erstes Kloster in Thüringen stiftete. Nach der einen Volks-

sage waren Bonifacius und seine Gefährten auf ihrem Zug in dieser Gegend dem Verdursten nahe, da legten sie das Ohr auf die Erde und hörten endlich das Geräusch eines Wassers, dieses rettete sie von dem Tod des Verschmachtens, Bonifacius errichtete an der Stelle einen Altar und über demselben eine St. Michael geweihte Kirche; von Ohr-druf bekam der Ort seinen Namen Ohrdruf. Nach der anderen Volkssage übernachtete Bonifacius auf seinem Zug aller Hülfsmittel entblößt in einem Zelte an der Ohra; plötzlich umleuchtete den verzagt auf seinem Lager Ruhenden himmlisches Licht, der Erzengel Michael erschien ihm und sprach ihm tröstend zu. Am Morgen las Bonifacius Messe, dankte Gott für den ihm gewordenen Trost und befahl darauf seinem Diener, die Mahlzeit anzurichten. Dieser erklärte aber, der Speisevorrath sei gänzlich aufgezehrt. „Meinst Du, Lieber“, sprach Bonifacius, „daß der, welcher einst in der Wüste eine so große Menge Volks 40 Jahre lang mit Manna gespeiset hat, mir seinem unwürdigen Knecht nicht auf einen Tag Nahrung geben könne? decke auf mein Wort hin den Tisch!“ Und siehe da, kaum war der Tisch gedeckt, so kam ein Vogel mit einem großen Fisch im Schnabel daher geflogen und ließ ihn auf den leeren Tisch niederfallen. Bonifacius pries Gott und erbaute St. Michael zu Ehren an dem Ort, welchen ihm der Eigenthümer, Herr Hugo der Aeltere, willig dazu überließ, dem nachherigen Ohrdruf, die St. Michaelskirche. Das sind die sagenhaften Ausschmückungen der einfachen Thatsache, daß Bonifacius, nachdem ihm die beiden Herren dieser Gegend, Hugo der Aeltere, nach gewöhnlicher Annahme ein Graf von Käfernburg, Besitzer und Namengeber des Dorfes Hohenkirchen, früher Hogkirchen, eigentlich Hugskirchen, nahe bei Ohrdruf, und Albot, den nöthigen Grund und Boden verehrt, die Zelle oder das Klösterlein und die Klosterkirche zu St. Michaelis in Orthorp, Ohrdruf, gründete, wohl zwischen 724 und 727.

Man hat vermuthet, ursprünglich habe Bonifacius Ohrdruf zum Sitz des bischöflichen Hauses bestimmt gehabt, welches ihm nach dem Schreiben des Papstes die Thüringer bauen sollten. Sollte das wirklich sein Plan gewesen sein, so ist er wenigstens nicht zur Ausführung gekommen. Das Kloster in Ohrdruf ließ

Bonifacius durch seinen Schüler Wigbert, den nachherigen Abt von Fritzlar, zu einer Bildungsanstalt für künftige Geistliche einrichten. Ihm selbst hat Ohrdruf nicht einmal insofern als Sitz gedient, daß er von da ausgezogen und dahin zurückgekehrt wäre, sein Leben während des etwa 12 jährigen Aufenthalts in unseren Gegenden war allen Anzeichen nach ein unstätes.

Wie weit sich die Missionsreisen des Bonifacius in dieser Zeit erstreckt haben, läßt sich nicht mehr sicher ermitteln. Nach einer niedersächsischen Klosterüberlieferung hätte Bonifacius mehreremal auch die Wesergegend besucht und eine ganze Reihe namentlich aufgeführter Götzen zerstört; auch hätte er die Wenden zwischen Saale und Harz bekehrt. Soweit diese Ueberlieferung das eigentliche Sachsenland betrifft, verdankt sie ihren Ursprung wohl nur dem Wunsche, dortigen Orten die Ehre der einstigen Anwesenheit des Bonifacius zuzuwenden. Aber dafür spricht doch manches, daß derselbe die Unstrut überschritten und auch in dem sächsischen Thüringen gewirkt habe; das Schreiben an die Sachsen hat sich Bonifacius doch ganz gewiß vom Papst mit der Absicht geben lassen, zu denselben zu gehen; dazu kommt die große Theilnahme an der Bekehrung ihrer sächsischen Stammverwandten in Deutschland, welche Freunde und Freundinnen des Bonifacius in ihren Briefen an denselben äußern, sowie das eigene lebhafte Interesse des Bonifacius, wie es sich in einer Aufforderung desselben zum Gebet für die Bekehrung der Sachsen kundgiebt, und die genaue Bekanntschaft mit den Sitten und Sagen der Sachsen, welche uns bei Bonifacius entgegentritt; auch verlieren mehrfache Eigenthümlichkeiten in der späteren Abgrenzung des Mainzer gegen den Paderborner und den Halberstädter Sprengel erst dann alles Auffallende, wenn man annimmt, daß schon Bonifacius, wenn auch nur mit vorübergehendem Erfolg und mehr durch Sendboten — in der Gegend von Cölleda und Kindelbrück wirkte nach sicheren Nachrichten der Schüler des Bonifacius, Wipprecht oder Wippert — seine Wirksamkeit bis in das sächsische Thüringen hinein ausgedehnt habe. Ist aber auch die Nordgrenze für die Thätigkeit des Bonifacius in Thüringen nicht mit völliger Sicherheit festzustellen, so läßt sich doch das von den Flüssen Lahn, Main und Saale eingefaßte Gebiet als das Gebiet seiner Missionswirksamkeit bezeichnen.

Ueber die einzelnen Schauplätze dieser Wirksamkeit ist freilich nur weniges sicher bezeugt. Zwar rühmen sich viele Orte, ihre Kirche durch Bonifacius empfangen zu haben, z. B. Heilsberg, Herbsleben, Ebeleben oder vielmehr Kloster Töddenborn, Groß- und Kleinurleben, Thamsbrück, Langensalza, Trettenburg bei Gebesee, Greußen, Jechaburg, Monra und andere; auch wird ihm die Stiftung des Klosters Homburg an der Unstrut zugeschrieben; und wenn Bonifacius um 731 den Wunnebald 7 Kirchen, vermuthlich in der Maingegend, vorsetzt, und wenn er 752 die Einäscherung von 30 Kirchen durch heidnische Einfälle beklagt und dem Lullus den Wiederaufbau derselben an's Herz legt, so ist wohl klar, daß er seine Absicht, im Unterschied von den bisherigen, mehr in den Häusern und unter freiem Himmel predigenden Missionaren Kirchen zu gründen und so einen ordentlichen Gottesdienst herzustellen und zu befestigen, auch wirklich ausgeführt hat. Indessen gerade die zahlreichen Kirchen, welche das Volk von Bonifacius erbaut sein läßt, weil sie seinen Namen tragen, dürften meist erst nach seinem Tode gestiftet und ihm als Schutzheiligen geweiht sein. Ausdrückliche Nachricht haben wir nur darüber, daß Bonifacius, angeblich 743, die Marienkirche, den jetzigen Dom in Erfurt, sowie daß er eine St. Michaeliskirche in Amöneburg, eine desgleichen in Ohrdruf, eine dritte in Fritzlar, jede mit einem kleinen Kloster verbunden, erbaut hat. Manche kirchliche Stiftungen, namentlich in der Würzburger Gegend, fand Bonifacius schon vor.

Doch die Kirchenbauten bilden selbstverständlich mehr den Schluß als den Anfang vom *Wirken* des Bonifacius an den einzelnen Orten. Womit begann, und *worin bestand* dieses? Handgreiflich falsch ist die Volkssage, nach welcher Bonifacius die Thüringer zu einem großen Sieg über die Ungarn bei Nägelstedt an der Unstrut geführt und dadurch für das Christenthum gewonnen hätte. Wenn aber ein Lebensbeschreiber des Bonifacius schildert, wie derselbe auf seinen Zügen durch Thüringen dieses durch unaufhörliche Einbrüche der Sachsen und der Sorben schwer heimgesucht und eben darum für die Predigt des Evangeliums empfänglich gefunden habe, so mag diese Schilderung wohl im allgemeinen das wirkliche Verhältniß richtig wiedergeben. Im einzelnen sind wir über die so großartige Thätigkeit des Bonifacius

in dieser Zeit nur wenig unterrichtet; fast nur sein Briefwechsel giebt uns einige, und doch mehr allgemeine Kunde.

Fleißig nämlich tauschte Bonifacius gerade in diesen Jahren mit seinen Freunden und Freundinnen in England wie mit seinen Gönnern und Freunden in Rom Briefe, und zwar nach damaliger Sitte mit Geschenken und Geschenkwünschen aus. Besonders oft begehrt er aus England Handschriften von Büchern; einmal eine Ausgabe der beiden Petrusbriefe mit Goldbuchstaben, durch welche er auf die Gemüther der Deutschen einen Eindruck zu machen hofft; ein andermal ein großgeschriebenes Exemplar von 6 Propheten, weil er mit seinen schwachen Augen kleine Schrift nicht wohl lesen könne; wieder einmal bittet er um eine Glocke. Ein angelsächsischer König sendet ihm einen silbernen, innen vergoldeten Kelch, 3½ Pfund schwer, sowie zwei Pelzwämmser; dafür erbittet er sich von Bonifacius zwei Falken zur Reiherjagd, deren Zucht schon damals in Deutschland stark getrieben wurde. Einem anderen englischen König schickt Bonifacius einen Habicht, zwei Falken, zwei Schilde, zwei Lanzen, dazu für die Königin einen silbernen Spiegel und einen elfenbeinernen Kamm. An einen Bischof in England schickt er zwei Kufen Wein, an einen anderen eine Leibdecke und ein Fell zur Fußdecke, wieder an einen anderen eine Bettdecke von Ziegenhaar, noch an einen anderen ein seidenes mit Ziegenhaar durchwirktes Gewand und eine Fußdecke. Eine Aebtissin übersendet dem Bonifacius ein Altartuch nebst 50 Soliden, Goldgulden, und bestellt dafür Todtenmessen. Ein englischer König empfiehlt sich dem Gebet und den Messen des Bonifacius und nimmt ihn dafür in die Fürbitte seiner Klöster auf. Zur Fürbitte in der Messe übersendet Bonifacius einem englischen Abt die Namen der verstorbenen Brüder. Auch mit den Mönchen von Monte Cassino in Italien schließt er einen Bund zur Fürbitte für Lebende und Todte. An den Papst sendet Bonifacius ein Fell nebst etwas Gold und Silber, an einen Priester in Rom einen silbernen Becher und ein Linnentuch zur Aufbewahrung der Oblaten zur Messe. Aus Rom werden ihm einmal geschickt 4 Unzen Zimmt, 2 Pfund Pfeffer, 1 Pfund Räucherwerk, ein andermal Gewänder, Räucherwerk, Pfeffer, Weihrauch. Von den Geschenken aus Rom gehen manche denn wieder nach England.

Was sagen uns aber die Briefe des Bonifacius von seinem Thun und Leiden? Wenn er auch nicht in Hunger und Blöße einherging — dagegen schützten ihn wohl Gaben aus England und Rom sowie die Gastfreundschaft einzelner einheimischer Christen —, so brachte doch schon das unstäte Wanderleben viele Mühseligkeiten und Entbehrungen mit sich; in einem Briefe nennt sich Bonifacius einen trostbedürftigen Verbannten, der die finsteren Winkel Deutschlands durchwandern müsse und von den Stürmen des aufgeregten Meeres umhergeschleudert werde. Weit schwerer aber hatte er unter den Kämpfen zu leiden, die er mit Menschen nach verschiedenen Seiten hin bestehen mußte. Noch die geringste Noth scheint ihm die Gewinnung der Heiden für das Christenthum gemacht zu haben; mehr vielleicht noch als durch die Predigt des Wortes wirkte er durch seine Persönlichkeit, seine Würde, seinen Wandel, kurz durch seine ganze Erscheinung auf die Gemüther der Heiden mächtig ein; er berichtet selbst an den Papst, daß die Zahl seiner Bekehrungen bald eine sehr große gewesen sei. Hier trat die Hauptschwierigkeit für ihn erst ein, wo es galt, die Bekehrten vor dem Rückfall ins Heidenthum zu wahren und im Christenthum zu fördern. Wir hören ihn gegen die im Volk herrschenden Laster eifern und eindringlich vor Beschwörungen, Looswerfen und Bewirkung von Fehlgeburten warnen. Er gerieth aber da auch oft in arge Gewissensnöthe, und immer neue, uns freilich meist sonderbar, ja lächerlich klingende Fragen drängten sich ihm auf; er legte sie — und daher kennen wir sie — gewöhnlich zugleich mit seinen Berichten über den Stand der Mission dem Papste vor. Vornehmlich betreffen diese Fragen die Ehe. Während nämlich bei den Deutschen bisher Eheschließungen zwischen Verwandten ganz gewöhnlich gewesen, wurde ihnen nun nach päpstlichem Recht die Ehe innerhalb des vierten, nachher die Ehe innerhalb des siebenten, ja schließlich die Ehe innerhalb irgend eines Verwandtschaftsgrades verboten; Kinder, die von ihren Eltern dem Herrn zum Opfer dargebracht d. h. in einem Kloster für den geistlichen Stand erzogen waren, sollten niemals sich mit der Ehe beflecken. Man kann sich denken, auf was für Hindernisse Bonifacius bei der Durchführung solcher Satzungen stieß. Er fragt aber auch beim Papst an, ob man mehr als

einen Kelch haben, und ob Aussätzige zum Abendmahl zugelassen werden dürfen. Auf eine andere Frage läßt sich aus der Entscheidung des Papstes zurückschließen, daß, wer von einem Heiden oder von einem dem heidnischen Gott opfernden und Opferfleisch essenden Priester getauft sei, ingleichen jeder, über dessen Taufe ein Zweifel bestehe, noch einmal zu taufen sei. Andere Fragen des Bonifacius lassen sich erkennen aus den Entscheidungen des Papstes, daß Opferfleisch durch das Zeichen des Kreuzes für Christen gereinigt werde; ferner daß die Deutschen das Fleisch der wilden wie der zahmen Pferde, welche sie sehr viel zu Opfern geschlachtet und dann verschmaust hatten, ebenso das Fleisch von Hähern, Raben, Störchen, Bibern und Hasen nicht genießen sollen. „Was soll mit dem geschehen, der einen christlichen Sklaven zum Opfern an Heiden verkauft hat?“ er soll einem Mörder gleich geachtet werden; „was mit einem Verwandtenmörder?“ er soll zu lebenslänglichem Fasten und zum Ausschluß vom Abendmahl verdammt sein. Auch über die heidnischen Osterfeuer muß Bonifacius angefragt haben; zum Ersatz für dieselben soll am Gründonnerstag, wenn das heilige Salböl bereitet wird, das Oel aus allen Kirchenlampen gesammelt, mit demselben drei große Lampen 3 Tage lang genährt und mit diesen am Ostersonnabend das Taufwasser geheizt werden. Sogar Fragen der Gesundheitspolizei hat Bonifacius dem Papst vorgelegt, z. B. wie man sich mit aussätzigen Menschen und Pferden zu verhalten habe, desgleichen mit Thieren, die von tollen Wölfen oder Hunden gebissen seien. Die wunderlichste von allen Anfragen des Bonifacius ist wohl die, ob die Christen, wie es in Thüringen üblich war, frischen rohen Speck essen dürften; der Papst ertheilt ihnen den Rath, den Speck doch erst zu räuchern und dann zu kochen, wolle man ihn aber lieber ungekocht essen, so möge man damit wenigstens bis nach Ostern warten. Viele dieser Fragen bekommen jedoch ein ganz anderes Aussehen, wenn wir bedenken, daß Bonifacius eben mit allen Kräften und nach allen Seiten hin bemüht war, seine Neubekehrten vor dem Rückfall in heidnisches Wesen zu bewahren, ihnen eine christliche Bildung zu geben und sie deßhalb von ihrem rohen Wald- und Jagdleben zu entwöhnen. Auch dürfte Bonifacius die Entscheidung des Papstes in vielen

Fällen weniger aus Rathlosigkeit eingeholt haben als zu dem Zwecke, seinen Anordnungen größeren Nachdruck zu verschaffen. Daß Bonifacius nicht, wie manche wollen, ein geistig unselbständiger oder doch sklavisch gesinnter Mann war, geht deutlich genug aus einem Briefe hervor, in welchem er dem Papst seine Duldung heidnischen Aberglaubens in Rom selbst sehr ernstlich zu Gemüthe führt; die Antwort des Papstes lautet ziemlich kleinmüthig.

Einen weit hartnäckigeren Widerstand als bei den Heiden hatte Bonifacius allen Anzeichen nach bei den Geistlichen zu bekämpfen, welche er in Thüringen vorfand. Daß die altbritischen Priester, welche hier seit längerem ungestört in ihrer Art gewirkt hatten, das Auftreten des Bonifacius nicht eben freudig begrüßten, daß sie noch weniger Lust hatten und bezeigten, vor ihm zu weichen oder sich seiner katholischen Ordnung zu unterwerfen, daß sie vielmehr ihm theils offen entgegentraten, theils mit allen Mitteln im Volk entgegenarbeiteten, ist nach ihrer ganzen Stellung zu begreifen und ihnen wahrhaftig nicht zu verargen. Aber auch den angelsächsischen und fränkischen Geistlichen in ihrer Zuchtlosigkeit war Bonifacius mit seinen streng katholischen Anforderungen an Lehre und Wandel natürlicherweise höchst unwillkommen; und wenn sie auch als Katholiken nicht wohl umhin konnten, sich äußerlich zu fügen, so behielten sie doch vielfach ihre Irrlehren und noch häufiger ihren ärgerlichen Lebenswandel bei. Manche bittere Klage und Anklage hat Bonifacius in seinen Briefen wider diese verschiedenen Gegner erhoben; nicht überall ist sicher zu erkennen, welche von ihnen er grade besonders im Sinn hat, meist stehen sie ihm wohl unter einander gemischt vor dem Geiste. Vornehmlich auf die Altbriten bezieht sich seine Auslassung: „sie widerstreben Gott, sie verführen das Volk durch überaus große Aergernisse und Irrlehren, sie bemühen sich, den Samen der katholischen Lehre, welchen ich ausstreue, mit Unkraut zu übersäen, sie rotten wieder aus, was ich pflanze, sie richten eine neue Secte an und bringen allerlei Wahn auf". Ueber was für Weltgeistliche und Mönche er ein anderes Mal jammert, daß sie aus dem Schooß der Mutterkirche hervorbrechen, vom wahren Glauben abweichen, die Söhne der Kirche mißhandeln, und für die Verkündigung des Ruhmes Christi ein schweres Hinderniß werden, davon hörten wir

schon früher. Beachten wir aber, daß die altbritischen Missionare weder den Bau noch den Besuch von Kirchen vom Volk forderten, auch dasselbe mit einem großen Theil der beschwerlichen katholischen Satzungen über die Ehe und Anderes verschonten, sowie daß manche der angelsächsischen oder der fränkischen Geistlichen heidnische Sitten und Bräuche nicht bloß duldeten, sondern selbst mitmachten, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß die Gegner des Bonifacius im allgemeinen bei'm Volk in Gunst standen. Bonifacius muß klagen, daß hier die Weissagung erfüllt sei: „die Völker werden die gesunde Lehre nicht vertragen, sondern sich nach ihren Gelüsten Lehrer über Lehrer nehmen, nach denen ihnen die Ohren jucken"; einmal bricht er in den Schmerzensruf aus: „von außen Kämpfe und von innen Furcht, aber selbst innen neben der Furcht die größten Kämpfe durch falsche Priester und Heuchler; ich bedarf Rath und Trost in den Beängstigungen und Beklemmungen meines müden Geistes"!

Einige Jahre hatte Bonifacius bereits in Thüringen gearbeitet und gekämpft, nur von wenigen und zumeist jungen, unselbständigen Begleitern unterstützt; um die gemachten Eroberungen zu behaupten und zu erweitern, bedurfte er dringend mehr und tüchtigere Mitarbeiter. Er ließ seinen Hülferuf nach England ergehen, und siehe da aus den dortigen Klöstern kamen bald nicht wenige glaubens- und bekehrungseifrige Mönche und Nonnen herbei. Freilich muß er noch nach einem Jahrzehnd über den Mangel an Priestern klagen, der ihn genöthigt habe, einen unzüchtigen Priester im Amt zu belassen, damit das Volk nicht des Gottesdienstes ganz entbehre. Die neuen Ankömmlinge waren wohlunterrichtete Leute; am bekanntesten sind von ihnen Lull, der vertrauteste Schüler und der Nachfolger des Bonifacius; Wilibald, der nachmalige Bischof von Eichstädt, und sein Bruder Wunnebald, Vorsteher des Klosters zu Heidenheim; Wigbert, der spätere hochverdiente Abt von Fritzlar; und von den Frauen Chunihild und ihre Tochter Tekla, Walpurgis, Wilibalds Schwester, und die durch vornehme Herkunft, Bildung und Sittenstrenge über alle hervorragende Leobgytha oder Lioba; sie erzog als Aebtissin zu Bischofsheim eine Menge vortrefflicher Mütter und Lehrerinnen, stand am Hofe Karls des Großen, insbesondere bei dessen Ge-

mahlin Hildegardis, in hohem Ansehen und wurde wegen ihrer innigen Freundschaft mit Bonifacius neben ihm begraben. Alle diese und viele andere Gehülfen und Gehülfinnen siedelte Bonifacius hin und her an, und so überzog er allmählich das Land mit einem förmlichen Netz von christlichen Erziehungsstätten für die männliche und weibliche Jugend, besonders des Adels. Im wesentlichen war hiermit der Sieg gewonnen, wenn auch noch 739 der Papst die Bekehrten in Hessen und Thüringen ermahnt, dem Bonifacius nichts in den Weg zu legen, so oft er gegen Leute einschreite, die vom rechten Glauben und der kirchlichen Lehre abgewichen seien, und sogar schreibt: „Ihr in Christi Namen Getauften, hasset und fliehet den heidnischen Götzendienst, treibt die Wahrsager und Loosdeuter aus, hütet euch vor den Todtenopfern, vor den Opfern im Wald und an den Quellen, vor den Amuleten und Abwehrzeichen, vor Teufelsbeschwörungen, Zaubereien und anderen gottlosen Gebräuchen, wie sie bei euch im Schwange gewesen sind!“

Der deutlichste Beweis für die Raschheit und den Umfang seiner Erfolge ist uns darin gegeben, daß Bonifacius schon 732 vom Papst zum Erzbischof erhoben wurde, wie sich von selbst versteht, zunächst deßwegen, weil die Zahl seiner Bekehrten für einen Bischof zu groß geworden war, weiterhin allerdings auch um den Bonifacius zur Ordnung der ganzen austrasischen Kirche zu bevollmächtigen.

So sehen wir ihn denn auch 735 oder 736 sich nach Bayern wenden, wo zwar Klöster, auch Bisthümer bereits bestanden, doch ohne Zusammenhang unter einander und mit Rom. Für's Erste fand Bonifacius hier namentlich bei Aebten und Bischöfen sehr wenig Entgegenkommen, er ging nach harten Kämpfen nach Hessen und übergab einen hoffnungsvollen Jüngling, Namens Sturm, den er aus Bayern mitgebracht, zu seiner Ausbildung dem Kloster in Fritzlar.

Bald darauf, im Sommer 738, reiste Bonifacius zum dritten Mal nach Rom; im Frühjahr 739 kehrte er nach Deutschland zurück mit drei Schreiben des Papstes, einem an sämmtliche Bischöfe, Priester und Aebte in allen Landen, einem anderen an die Edlen und das Volk in den deutschen Gauen, Thüringer und

Hessen und alle Bewohner des östlichen Landstriches, und einem dritten an die bayerischen und alemannischen Bischöfe.

Zunächst scheint es den Bonifacius nach Thüringen getrieben zu haben, wo einmal wieder die Sachsen eingefallen, aber von Karl Martell zurückgeschlagen waren. Dann finden wir ihn in Bayern, wo es ihm mit Hülfe des neuen Herzogs Odilo endlich gelang, die römische Kirchenordnung aufzurichten.

Schon im Sommer 739 hatte Bonifacius gegen den Papst den Wunsch geäußert, einen festen Wohnsitz zu haben; der Papst hatte ihm dagegen zugeredet, sobald er in Bayern fertig sei, sein Wanderleben wieder aufzunehmen, Bischöfe einzusetzen, die katholische Lehre zu verbreiten und so das gute Werk zu vollenden. Bonifacius gehorchte, und bald durfte er sich neuer Erfolge freuen. Im Jahr 741 starb nämlich Karl Martell; bei Lebzeiten dieses Fürsten hatte Bonifacius nicht vermocht, durch Gründung von Bisthümern auf seinem Missionsfeld die kirchliche Ordnung zu sichern. Das wurde anders, als Karl Martells sehr kirchlich gesinnter Sohn Karlmann Deutsch-Franken, also auch Hessen und Thüringen, wie sein Bruder Pipin Welsch-Franken, erbte. Sofort schlug Bonifacius dem Papst die Gründung von 4 Bisthümern für die neubekehrten Gegenden vor, Erfurt für Thüringen nördlich des Waldes, Würzburg für Thüringen südlich des Waldes, Buraburg für Hessen, Eichstädt für den bayrischen, den Franken gehörigen Nordgau. Der Papst genehmigte die Vorschläge, und Bonifacius weihte zu Bischöfen seine Gehülfen Burghard für Würzburg, Witta für Buraburg, Wilibald für Eichstädt. Das Bisthum Erfurt dagegen scheint gar nicht zu Stande gekommen zu sein; denn der mit Bonifacius in Friesland gestorbene Adolar, dessen „unverweslicher Leichnam“ mit dem des Eoban nach Erfurt gebracht, und der darum der Schutzheilige dieser Stadt wurde, ist, wenn auch vielleicht ursprünglich zum Bischof bestimmt, nachweislich nie etwas Anderes als Presbyter in Erfurt gewesen; erst nach Jahrhunderten hat die Sage aus ihm den ersten und einzigen Bischof von Erfurt gemacht. Woran die Errichtung eines Bisthums in Erfurt gescheitert, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen; vermuthlich hat Bonifacius wegen der gefährlichen Nachbarschaft der Sorben und Sachsen, sowie der kriegerischen

Verhältnisse dieser Gegend überhaupt, die anfangs beabsichtigte Gründung eines Bisthums in Erfurt aufgegeben, diese Gegend in seiner eigenen Verwaltung behalten und später als Erzbischof von Mainz dem Mainzer bischöflichen Sprengel einverleibt.

Diesem ersten Schritt des Bonifacius auf der durch Karl Martells Tod eröffneten Bahn sollten alsbald noch andere folgen. Bereits im Anfang 742 konnte Bonifacius dem Papst melden, daß Karlmann ihn zu sich beschieden und beauftragt habe, in einem Theil des Frankenreichs eine Synode abzuhalten; auch habe derselbe das heilige Versprechen gegeben, die kirchliche Ordnung, welche seit mindestens 60 bis 70 Jahren zerrüttet sei, wiederherzustellen. Die Synode, berühmt unter dem Namen Concilium germanicum, wurde schon im Frühjahr 742 im Zusammenhang mit einem Reichstag gehalten und auf ihr wenigstens die Grundzüge der römischen Kirchenordnung, vor allem die Unterordnung der Geistlichen unter die Bischöfe und dieser unter die Erzbischöfe beschlossen; die Priester sollten in der Fastenzeit vor ihrem Bischof erscheinen und Rechenschaft über ihre Amtsführung ablegen, das Tragen von Waffen sowie fleischliche Vergehungen der Priester sollten streng bestraft, sämmtliche Gemeindeglieder sollten zur Erlernung des Vaterunsers und des Glaubens angehalten werden. Wahrscheinlich schon im folgenden Jahr 743 fand eine zweite Synode statt zu Liftinä im jetzigen Belgien, auf welcher zwar das auf der ersten von Karlmann abgegebene Versprechen, alle unter seinem Vater entzogenen Kirchengüter herauszugeben, wegen der Kriegsläufte eine vorläufige Einschränkung erfuhr, im übrigen aber die Beschlüsse der vorigen Synode bestätigt und die Einführung des päpstlichen Eherechts sowie die Ausrottung aller noch vorhandenen heidnischen Volkssitten ausgemacht wurde; bei der Taufe sollte hinfort jeder die nachfolgende, vielleicht aus England stammende Bekenntniß- und Absagungsformel sprechen: „Entjagest du dem Teufel?" „Ich entsage dem Teufel." „Und aller Teufelsgilde?" „Und ich entsage aller Teufelsgilde." „Und allen Teufelswerken?" „Und ich entsage allen Teufelswerken und -worten, dem Donar und Wodan und Saxnote und allen den Unholden, die ihre Genossen sind." „Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?" „Ich glaube an Gott, den allmächtigen

Vater." „Glaubst du an Christ, Gottes Sohn?" „Ich glaube an Christ, Gottes Sohn." „Glaubst du an den heiligen Geist?" „Ich glaube an den heiligen Geist."

Mittlerweile aber hatte Bonifacius auch den anderen Beherrscher des Frankenreichs, Pipin, für seine Absichten gewonnen, und so gelang es ihm, auf einer Synode zu Soissons 744 die in Deutschland festgesetzte Ordnung in allem Wesentlichen auch auf den welschen Theil des Reichs zu übertragen. Ja trotz der Bemühungen einer mächtigen Gegenpartei erreichte er es, daß 745 eine fränkische Gesammtsynode abgehalten wurde; und wenn Bonifacius hier mit seinen Anträgen gegen die zwei von seinen Gegnern beschützten und von der Volksgunst getragenen Irrlehrer Aldebert und Clemens nicht durchdrang, so erlangte er doch die Zustimmung der Synode sowohl zu der von ihm gewünschten und von den beiden Frankenherrschern bewilligten Errichtung eines festen erzbischöflichen Sitzes für ihn in Köln wie zur Absetzung des Mainzer Erzbischofs Gewilieb wegen seines ungeistlichen Wandels.

Aus dem unstäten Leben, den schweren Sorgen und Kämpfen dieser Jahre zog sich Bonifacius öfter in sein aufblühendes Kloster zu Fritzlar zurück, um sich durch die Gemeinschaft mit den frommen Lehrern und Schülern desselben zu erquicken. Es verlangte jedoch den Bonifacius nach einem noch einsameren Ort, wo er „ab und zu eine Zeit lang oder doch einige Tage seinen altersschwachen Leib durch Ausruhen stärken und sich nach seinem Tode könnte begraben lassen". Hierauf zunächst, und nicht auf die Errichtung einer neuen Klosterschule ging die Absicht des Bonifacius, als er den Plan faßte, in der Wüste Buchonia, in dem großen Buchenwald zwischen Lahn, Main und Werra ein Kloster zu gründen. Oftmals hatte er sich in Fritzlar mit dem einst aus Bayern mitgebrachten und aus einem hoffnungsvollen Jüngling zum frommen Priester und beredten Prediger entwickelten Sturm über seinen Plan besprochen und bei demselben ein begeistertes Entgegenkommen gefunden. Als nun Sturm von Bonifacius ausgesandt wurde mit dem Auftrage, in die Wüste Buchonia zu ziehen und einen geeigneten Platz für die Knechte Gottes zu suchen, machte er sich alsbald mit noch einigen Brüdern auf den Weg. In der Gegend

des heutigen Hersfeld meinten sie schon den rechten Ort gefunden zu haben, erbauten sich da Hütten und begannen ihre geistlichen Uebungen. Indessen Bonifacius, dem mittlerweile Sturm Meldung gethan, war nicht einverstanden mit der Wahl, weil ihm die sächsische Grenze zu nahe und die Gegend nicht einsam genug war. So holte denn Sturm seine Gefährten in Hersfeld ab und fuhr mit ihnen auf einem Kahn die Fulda hinauf; sie fanden jedoch keinen Platz nach dem Wunsch des Bonifacius und gingen entmuthigt nach Hersfeld zurück. Aber Bonifacius schickte Sturm zum dritten Mal aus. Auf einem Esel durchstreifte er Psalmen singend die Wälder. Die Nächte brachte er hinter einem Geflecht von Zweigen zu. Endlich gelangte er wieder bis an die Fulda, und zwar da, wo der Weg von Thüringen nach Mainz über den Fluß führte. Vor einem Haufen Slaven, die da badeten und ihn neckten, flüchtete er tiefer in die Wildniß hinein, wo jede Spur von Menschen aufhörte und nur noch wilde Thiere und Waldvögel zu hören waren. So kam er bis zum Einfluß der Gysilacha in die Fulda und sah sich eben nach einer Stelle zum Nachtlager um, als er auf einen Mann traf, der für seinen Herrn ein Pferd aus der Wetterau nach dem Grabfeld brachte. Die beiden Wanderer übernachteten zusammen, und nach den Fingerzeigen, welche ihm der ortskundige Gefährte gegeben hatte, entdeckte Sturm am anderen Tage einen Platz, der allen Anforderungen des Bonifacius entsprach. Gott preisend kehrte er zu den Brüdern in Hersfeld zurück und machte darauf dem Bonifacius in Salheim bei Amöneburg seine Meldung. Dieser, hoch erfreut, ließ sogleich die Brüder nach dem von Sturm gewählten Ort vorausziehen, wo sie von den anwohnenden Bauern nicht gar freundlich empfangen wurden; er selbst reiste des nöthigen Landerwerbs wegen zu Karlmann, der ihm durch eine Schenkungsurkunde sein Eigenthumsrecht auf 4000 Fuß um das zu erbauende Kloster her übertrug, auch mehrere Vornehme der Gegend bewog, ihren in der Nähe gelegenen Grundbesitz an Bonifacius abzutreten. Im März 744 hatten sich die mit Sturm ausgesandten Brüder an dem erwählten Ort in Hütten aus Baumstämmen und Zweigen niedergelassen und warteten auf die Ankunft des Bonifacius. Im Mai erschien dieser mit einer Anzahl von Arbeitern. Nachdem

man die Bäume ausgerodet und Kalköfen angelegt hatte, ging es an den Bau der Kirche und dann des Wohnhauses; von einer Zelle auf dem nahen Berge aus führte Bonifacius selbst zum öfteren die Aufsicht. Sobald das Kloster fertig war, wurde es dem Welterlöser geweiht und der strengen Benedictinerregel unterstellt; Fleisch sowie jedes Getränk außer Wasser und Bier waren verboten, doch wurde später wenigstens den Kranken und Schwachen Wein gestattet; Sklaven und Leibeigene sollte das Kloster nicht besitzen, alle ihre Bedürfnisse sollten die Mönche mit ihrer eigenen Hände Arbeit beschaffen; Frauen war der Zugang zum Kloster streng untersagt, nur die Aebtissin Lioba von Bischofsheim durfte in höherem Alter bei Tageslicht, aber ohne Begleiterin das Kloster betreten. Nach wenigen Jahren schon war die Waldwüste um das Kloster her in fruchtbares Ackerland umgewandelt, die Gebäulichkeiten hatten sich ausgedehnt, die Zahl der Mönche hatte sich vermehrt, durch Kauf und Tausch, noch mehr durch Schenkungen war das Grundeigenthum des Klosters gewachsen, ja schon erstreckten sich die Besitzungen desselben über Hessen und Thüringen hinaus bis nach Bayern und Alemannien. In den Jahren 748 und 749 besuchte Sturm mit zwei Brüdern auf Wunsch des Bonifacius die berühmten Benedictinerklöster, namentlich Monte Casino, in Italien; nach deren Muster richtete er dann als Vorsteher das junge Kloster ein. Ueberdieß sehr bald mit einer Klosterschule zur Bildung künftiger Geistlicher versehen, und durch eine von Bonifacius erbetene Entschließung des Papstes unmittelbar unter den römischen Stuhl gestellt, alljährlich von Bonifacius besucht, gedieh das Kloster Fulda auf's herrlichste.

Auch die vielen früheren Stiftungen des Bonifacius wirkten, mit englischen Mönchen und Nonnen immer reichlicher besetzt, in großem Segen. Schwer heimgesucht wurden sie zu wiederholten Malen durch die heidnischen Sachsen, die bei ihren Einbrüchen in die hessischen und thüringischen Grenzlande gerade kirchliche Personen und Gebäude ihre Wuth am schwersten entgelten ließen. So hören wir 745 den Bonifacius sich beim Papst beklagen über den großen Schaden, welchen die christlichen Gemeinden in Hessen und Thüringen bei einem Einfall der Sachsen gelitten haben; in den nächstfolgenden Jahren wurden sogar 30—40 seiner

Kirchen von den Sachsen zerstört. Er ließ es nicht bei Bußtagen und Bittzügen bewenden, sondern er eilte selbst nach den betreffenden Orten, tröstete, ermuthigte, sammelte die Zerstreuten und suchte die Wunden zu heilen.

Einen großen Abbruch erlitt die Stellung des Bonifacius, als 747 der ihm ergebene Karlmann die Regierung niederlegte und sich in ein italienisches Kloster zurückzog; zu dem nunmehr alleinigen Frankenherrscher Pipin hatte Bonifacius niemals in so nahem Verhältniß gestanden, durch Karlmanns Rücktritt büßte er auch den bisherigen mittelbaren Einfluß auf denselben ein. Sei's mehr aus Uebelwollen gegen Bonifacius, sei's mehr um seiner Absichten auf den Königsthron willen, setzte sich Pipin mit Uebergehung des Bonifacius in unmittelbare Verbindung mit dem Papst, indem er demselben durch einen eigenen geistlichen Gesandten eine Anzahl von Fragen über Kirchenzucht und Eherecht vorlegte, und die durch Pipin erfahrene Zurücksetzung wurde auch damit nicht aufgehoben, daß der Papst seine Entscheidungen beiden gleichzeitig mittheilte und den Bonifacius beauftragte, dieselben auf der nächsten Synode bekannt zu machen. Ja auf eben dieser Synode widerfuhr ihm von Pipin eine noch ärgere Kränkung, indem dieser auf das Andringen von Bonifacius' Gegnern das Erzbisthum Köln, zu welchem derselbe bereits ernannt war, einem Anderen, dem Bonifacius dagegen Mainz übertrug. Tief verletzt wandte sich Bonifacius an den Papst mit dem Gesuch, ihn wegen Alters und Schwächlichkeit in diesem Amte nicht zu bestätigen, sondern ihn desselben zu entlassen und ihm die Wahl seines Nachfolgers zu gewähren. Die letztere Bitte erfüllte der Papst, die erstere schlug er ab, that aber gleichzeitig alles, um den Bonifacius durch seine und Anderer Anerkennung und Unterstützung für die erlittene Unbill zu entschädigen. Freilich seine frühere Stellung als Stellvertreter des Papstes war und blieb dem Bonifacius verloren; die Verwaltung des Mainzer Erzbisthums war ihm kein genügender Ersatz dafür; in einem Brief an den Papst redet er vom Kloster Fulda zugleich als dem Ruheplatz für sein Alter und dem Punkt, von dem seine fromme Thätigkeit unter den deutschen Völkern ausgehen solle. Seine Verstimmung über Pipins Rücksichtslosigkeit gegen seine Person und noch mehr über die Nachlässigkeit desselben in Aus-

führung der verheißenen kirchlichen Ordnungen begegnete beim Papst, welchem alles an Pipins Gunst und Beistand gegen die gefährlichen longobardischen Nachbarn gelegen war, immer nur Ermahnungen zur Geduld und Lobsprüchen auf seine Verdienste; und wenn Bonifacius mehrere Jahre nach einander nicht einmal die fränkische Synode besuchte, so lag der Grund davon wohl mehr in solcher Verstimmung als in der Kränklichkeit, die ihn allerdings jetzt auch öfter als sonst befiel.

Wie erscheint gegenüber diesem thatsächlichen Verhältniß des Bonifacius zu Pipin und dem Papst die aus späterer Zeit stammende, aber bis heute immer wieder aufgewärmte und gegen den Charakter des Bonifacius benutzte Angabe, derselbe habe die Zustimmung des Papstes dazu vermittelt, daß Pipin etwa 753 den letzten merowingischen Schattenkönig Childerich in's Kloster steckte und sich zum König erwählen ließ, ja Bonifacius habe Pipin zum König gesalbt? Bonifacius ist offenbar bei dieser Thronumwälzung durchaus nicht betheiligt gewesen; ja mit mehr Grund läßt sich vermuthen, daß er von derselben erst gehört hat, als sie bereits vollzogen war, und daß er bei Pipins Krönung nicht einmal zugegen gewesen ist; denn allen Anzeichen nach war er zu der Zeit in Thüringen, wo es immer neue Nöthe gab.

Aus seinem Verhalten in einer derselben hat man ihm wohl nach der entgegengesetzten Seite einen Vorwurf machen wollen. Als nämlich nach Karlmanns Tod ein Stiefbruder von diesem und Pipin, Gripho, Greif, sich gegen Pipin erhob und im fränkischen und sächsischen Thüringen als rechtmäßiger Herrscher anerkannt wurde, beschwor Bonifacius denselben in einem Briefe, wenn Gott ihm die Macht verleihen sollte, doch ja den Dienern Gottes, Priestern und Geistlichen in Thüringen beizustehn, die Mönche und die Mägde Christi gegen die Bosheit der Heiden zu schützen und sich des Christenvolkes anzunehmen, damit es die Heiden nicht zu Grunde richten, auf daß er vor Christi Richterstuhl ewigen Lohn empfangen möge. Ein Unbefangener wird in dieser Bitte des Bonifacius an Gripho anstatt der ihm schuldgegebenen hochverrätherischen Hinneigung zu diesem Thronbewerber vielmehr nur dieselbe gewissenhafte und liebevolle Fürsorge für das Land seiner Mission wiederfinden, die ihn allezeit beseelte. In

einem Glückwunschschreiben an den neuen Papst 752 oder 753 entschuldigt er die Verspätung desselben damit, daß ihn bisher die Wiederherstellung der von den Heiden verbrannten Kirchen in Thüringen in Anspruch genommen habe. Während einer bedenklichen Krankheit schreibt Bonifacius an den bei Pipin viel geltenden Abt Fulrad: „Es scheint, daß ich dieses zeitliche Leben und den Lauf meiner Tage durch die gegenwärtige Krankheit rasch vollenden soll; deßhalb bitte ich des Königs Hoheit im Namen Christi, des Sohnes Gottes, er wolle die Gnade haben mir noch bei Lebzeiten mitzutheilen und zu bestimmen wegen meiner Schüler, was für einen Lohn er in Betreff derselben künftig aussetzen wolle; sie sind ja fast sämmtlich Fremde, etliche an verschiedenen Orten als Priester zum Dienst der Kirche und des Volks bestellt, etliche als Mönche in unseren Klöstern und als Schüler zur Betreibung der Wissenschaften bestimmt, etliche auch schon ältere Leute, die lange Zeit mit mir gearbeitet und mir geholfen haben.“ In einem Brief an Pipin selbst schreibt Bonifacius: „Ich trage Sorge um sie alle, daß sie nach meinem Tod nicht etwa ins Elend gestürzt werden, sondern den Trost eueres Lohns und den Schutz euerer Hoheit haben möchten, damit sie nicht zerstreut werden wie Schafe ohne Hirten, und damit nicht die Völker an der Heidengrenze des Gesetzes Christi entbehren“. Er bittet darum demüthig um Bestätigung seines Mitbischofs Lullus als Nachfolgers, und bittet ferner um Anweisung von Unterhalt für die armen Priester an der Heidengrenze, die zwar Brot und Nahrung bekämen, aber keine Kleidung finden könnten, wenn sie nicht, wie zeither in ihm, der sie unterstützt habe, so anderswo einen Helfer hätten; um Christi willen möge der König solches verwilligen, damit er, Bonifacius, freudig ob nun leben oder sterben könne. In einem anderen Brief aber dankt Bonifacius dem Pipin für die gnädige Gewährung seiner Bitte, dieselbe sei ihm ein wahrer Trost in seiner Krankheit und für sein Greisenalter gewesen.

Doch siehe, da unternimmt der seit Jahren kränkelnde und bereits Siebzigjährige noch einen Zug nach Friesland. Was trieb ihn dahin? Mag ihm dabei die Möglichkeit des Märtyrertodes vorgeschwebt haben, so war dieser doch nicht sein Zweck; sein Auftrag an Lullus, ihm das Leichentuch mit in die Bücher-

kiste zu packen, erklärt sich hinlänglich aus dem Gefühl des Alters und der Kränklichkeit. Eben darum wird man auch nicht von wiedererwachter Jugendlust zur Mission reden können, wenn er auch selbstverständlich von seiner Jugendzeit her eine besondere Theilnahme für die Friesen hegte. Die Sache hängt sehr einfach so zusammen: Bonifacius hatte als Erzbischof von Mainz auch das Bisthum Utrecht unter sich; durch die feindselige Stellung des derzeitigen Fürsten Radbod II., überdieß wohl auch durch die Erledigung des Utrechter bischöflichen Stuhles waren die kirchlichen Zustände in Friesland zerrüttet, ja das Christenthum selbst in Rückgang gerathen. Im Jahr 754 hatte sich Bonifacius durch einen Besuch in jenen Gegenden von der Lage der Dinge überzeugt und war nach Mainz zurückgekehrt mit dem Entschluß, im nächsten Jahre einen förmlichen Missionszug nach Friesland zu unternehmen. Nachdem er mit päpstlicher und königlicher Genehmigung den Lullus zu seinem Nachfolger im Bisthum Mainz ernannt und, wie es scheint, auf einer letzten Reise durch Hessen und Thüringen den kirchlichen und weltlichen Würdenträgern empfohlen hatte, reiste er im Frühling 755 mit einem Gefolge von 52 Personen, Geistlichen, Laien und bewaffneten Knechten den Rhein hinab und begann seine Thätigkeit in Friesland. Nach Pfingsten war er über den Zuydersee gefahren und hatte am Fluß Borne an der Stelle des nachherigen Dokkum die Zelte aufschlagen lassen; auf den 5. Juni war die Firmung der Neugetauften in der Gegend festgesetzt. Anstatt der erwarteten Christen erschien aber am frühen Morgen dieses Tages ein Haufen Heiden und stürmte mit wildem Geschrei auf das Lager ein, in welchem die Meisten noch schliefen. Erschreckt sprangen alle auf, die Jüngern griffen nach den Waffen und begannen einen verzweifelten Kampf. Da trat Bonifacius aus seinem Zelt heraus und ermahnte sie, von der Gegenwehr abzustehen, der Tag seines Abscheidens sei gekommen, so möchten sie denn getrost mit ihm sterben, um ewig mit Christus zu regieren. Alle legten die Waffen nieder, traten wehrlos, die Priester mit den Reliquien, Bonifacius mit dem Evangelienbuch, den Heiden entgegen und fielen sämmtlich unter den Streichen derselben. Bonifacius lag inmitten unter den Seinen; nach der Aussage einer Frau, die alles mit angesehen,

hatte er im letzten Augenblicke das Evangelienbuch über sein Haupt emporgehalten. Die Heiden plünderten hierauf das Lager, berauschten sich in dem vorgefundenen Wein, geriethen in blutigen Streit unter einander, die siegreiche Partei erbrach die Kisten und wüthete gegen die Reliquien und Bücher, die man anstatt der gehofften Schätze darin fand. Sobald sich die Kunde verbreitet hatte, sammelten sich die streitbaren Christen der Umgegend, fielen über die Mörder her und nahmen an ihnen Rache. Einige Mönche, die mit anderen Christen von Utrecht hineilten, fanden die Leichen noch unbeerdigt, den Leichnam des Bonifacius mit 12 anderen brachte man zu Schiff nach Utrecht. Als derselbe hier feierlich bestattet werden sollte, erschien eine Gesandtschaft von Lullus und beanspruchte ihn für Mainz, wohin er denn auch geführt wurde. Hier wollte Lullus den Leichnam behalten trotz der letztwilligen Verfügung des Bonifacius, daß man ihn in Fulda begraben solle, ja trotz seines eidlichen Versprechens gegen Bonifacius, solcher Verfügung nachzukommen. Erst als ein Priester Otgart schwor, Bonifacius sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, den Lullus an sein Versprechen zu mahnen, gestattete dieser die Ueberführung nach Fulda. Bis nach Hochheim brachte man den Leichnam in feierlichem Leichenzug zu Schiffe; hier nahm ihn Sturm und die Brüderschaft von Fulda in Empfang, unter fortwährendem Zulauf des Volks ging der Zug durch die Wetterau, von allen Kirchen läuteten die Glocken, an jedem Rastort wurde ein Kreuz zum Gedächtniß errichtet, in der Klosterkirche zu Fulda wurde der Leichnam beigesetzt.

Die Urtheile über Bonifacius gehen seit langem weit aus einander. So viel ist aber gewiß, daß er nicht nur ein in seiner Art großer Mann war, sondern auch, fern davon, das Seine zu suchen, sich im Dienste der heiligen Sache verzehrte. Er hat in Thüringen nicht zuerst das Evangelium verkündigt, aber er hat nicht allein hier viele Tausende dem ganzen und dem halben Heidenthum entrissen, sondern hat in langem und schwerem Kampf die christliche Kirche in Deutschland überhaupt aus tiefem Verfall gehoben und ihr die damals allein zukunftsfähige römisch-katholische Gestalt gegeben. In diesem Sinne ist er der Apostel Thüringens, ja Deutschlands gewesen.

III. Die dunkle Zeit.

Von 755 bis 911.

---

1. Unter den Karolingern.

Nachdem Pipin im Kampf gegen seinen Stiefbruder Gripho 748 die demselben anhangenden Sachsen im nördlichen Thüringen unterworfen und durch seine siegreichen Feldzüge gegen die Sachsen 753 und 758 diese bis nach Paderborn und Minden hin zur Entrichtung einer jährlichen Abgabe gezwungen hatte, erfreute sich Thüringen einige Jahre nach dieser Seite hin der Ruhe. Desto schwerer hatte es dann in den Kriegen Karls des Großen mit den Sachsen unter den Feindseligkeiten der letzteren zu leiden.

War aber die Regierung Karls des Großen schon wegen der durch diese Kriege veranlaßten häufigen und schweren Anforderungen wie für andere Theile seines Reichs so ganz besonders für das an Sachsen grenzende Thüringen sehr drückend, so scheint er auch die völlige Verschmelzung Thüringens mit dem Frankenreich in höchst schonungsloser und besonders die Großen verletzender Weise betrieben zu haben. Dem entgegen trachteten viele thüringische Edle nach der früheren Selbständigkeit des Landes und vereinigten sich unter dem Grafen Hardrat zu einer selbst das Leben Karls des Großen bedrohenden Verschwörung. Karl kam aber dem Ausbruch der Verschwörung zuvor und bestrafte die zum Grabe des Bonifacius in Fulda geflüchteten Theilnehmer zum Theil sehr hart durch Verbannung, Blendung und Beschlagnahme ihrer Güter. Nachdem so 785 durch Vernichtung eines großen Theils des alten einheimischen Adels das letzte Aufflackern des thüringischen Unabhängigkeitssinnes unterdrückt war, sehen wir im folgenden Jahr die Thüringer Karl dem Großen im Krieg gegen den Bayernherzog Thassilo, desgleichen 789 und 791 im Krieg gegen die Avaren willig im Heerbann folgen.

Die vielen Kriege Karls des Großen boten den Sorben bequeme Gelegenheit zu Raubzügen in Thüringen. Als sie 782 einen besonders verheerenden Einfall gemacht hatten, schickte Karl

drei Heerführer gegen sie aus; aber die eben unterworfenen Sachsen, welche dabei Heeresfolge leisten sollten, empörten sich, und Karls Heere mußten sich gegen sie wenden. Erst 805 war die Unterwerfung der Sachsen so weit gesichert, daß Karl seine Waffen gegen die Slaven richten konnte. Drei Heere, über welche er als Oberbefehlshaber seinen Sohn, den jüngeren Karl, gesetzt hatte, kämpften glücklich gegen die Slaven diesseit und jenseit des Erzgebirges. Im darauffolgenden Jahr unternahm der jüngere Karl einen neuen Feldzug gegen die Sorben; bei Waladula, vielleicht Walhausen, in Thüringen versammelte sich das Heer, der Sorbenkönig Milito fiel im Krieg, und die anderen sorbischen Fürsten stellten Geiseln für ihre Unterwerfung; zum Schutz der gemachten Eroberungen wurden in der Gegend der jetzigen Städte Halle und Magdeburg feste Plätze angelegt. So lange Karl der Große regierte, bis 814, hielten sich die Sorben ruhig. Unter seinem Sohn und Nachfolger Ludwig dem Frommen versuchten sie 815 sich der fränkischen Herrschaft wieder zu entziehen, wurden aber schon im Jahr darauf ohne Schwierigkeit zum Gehorsam zurückgebracht. Als sie 839, auf die Verwirrung im Frankenreich rechnend, einen allgemeinen Aufstand unternahmen, mußten sie nach Verlust von 11 festen Plätzen sich abermals unter das Joch beugen. Ueberhaupt ließen es Karls des Großen Nachfolger, die Karolinger, in Deutschland nach dieser Seite hin nicht an sich fehlen, wie denn Ludwig der Deutsche 851 und 856 und dessen Sohn Ludwig der Jüngere mehrmals an der Spitze des thüringischen Heerbanns gegen die Sorben zogen; noch im Lauf des 9. Jahrhunderts wurden die hinter den Sorben wohnenden Dalamincier das Ziel der deutschen Kriegszüge.

Während aber anfangs in dem unterworfenen Sorbenland außerordentliche Beamte, sogenannte Königsboten, gewaltet zu haben scheinen, tritt uns unter Ludwig dem Deutschen Thakulf als Herzog und Graf der Sorbenmark entgegen; er scheint tapfer und glücklich gegen die Sorben gekämpft zu haben. Die nach seinem Tode wieder aufgestandenen Sorben brachte sein Nachfolger Ratolf durch Verwüstung ihres Landes zur Unterwerfung. Ratolfs Nachfolger Poppo von Babenberg erkämpfte 880 einen glänzenden Sieg über die Dalamincier, Böhmen und entfernteren Sorben,

welche gegen die den Deutschen unterthänigen Sorben an der Saale einen Beutezug unternommen hatten. Er scheint eine wesentlich andere Stellung in Thüringen eingenommen zu haben als seine Vorgänger; denn er ist der erste Graf der Sorbenmark, der ausdrücklich auch Herzog der Thüringer genannt wird. Im Jahr 892 wurde er, vermuthlich wegen seines gefährlichen Machtstrebens, von König Arnulf abgesetzt. Nachdem hierauf Konrad der Rothenburger, Vater des nachherigen Königs Konrad, einige Jahre die thüringische Markgrafschaft verwaltet hatte, nahm von 897 an Burchard als Markgraf und Herzog von Thüringen eine sehr bedeutende Stelle im Deutschen Reiche ein. Hatten aber seit 892 die Aufstände der Sorben für einige Zeit aufgehört, so stürmten 908 die wilden Horden der Ungarn gegen Thüringen heran, unter deren Schutz sich die Sorben bereits von neuem erhoben hatten. Bei Eisenach, vielleicht auch bei Saalfeld, traten die Thüringer den Hunnen entgegen, Herzog Burchard fiel tapfer kämpfend. Einen Nachfolger im thüringischen oder sorbischen Markgrafenthum hatte er nicht; bei ihrem abermaligen Einbruch in Thüringen 912 fanden die Ungarn keinen Widerstand. Im Jahr vorher hatte mit König Ludwig dem Kind das karolingische Haus geendet.

Nehmen wir zu alle dem noch hinzu, daß bei den häufigen Streitigkeiten im karolingischen Königshause, zumal zur Zeit Ludwigs des Frommen und nach dessen Tod und wiederum zu Lebzeiten Ludwigs des Deutschen und nach dessen Ableben, die Thüringer jedesmal auf's stärkste in Mitleidenschaft gezogen wurden; ferner daß dieselben zur Zeit Karls des Dicken unter Herzog Poppo am Rhein gegen die Normannen mitkämpfen mußten; endlich daß sie bald darnach eine mehrjährige unglückliche Fehde mit den Sachsen führten, so ergiebt sich als Summa: Thüringen war in diesem Zeitraum beinahe ununterbrochen von Krieg und Kriegsnoth heimgesucht. Außerdem aber trafen das arme Land in dieser Zeit ganz auffallend viele verderbliche Naturereignisse; mehrmals ging die Ernte durch anhaltende Regengüsse gänzlich zu Grunde, einmal verwüsteten ungeheure Heuschreckenschwärme die Felder zwei Monate lang, Theuerung und tödtliche Seuchen kehrten öfters wieder; im Jahre 873 soll in Thüringen wie

in den Nachbargegenden der dritte Theil aller Einwohner dem Hunger und der Krankheit erlegen sein.

2. Kirchliche Vorgänge und Zustände.

Das wichtigste Ereigniß in der thüringischen Kirchengeschichte dieser Zeit ist wohl dieß, daß unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen die Bekehrung des nördlich der Unstrut gelegenen Thüringens vollendet wurde. Vollendet muß man sagen. Wenn nämlich bei der Vertheilung des eroberten Sachsenlandes unter die einzelnen Bisthümer ein nicht unbeträchtliches Stück desselben, insbesondere auch ein Theil des sächsischen Thüringens, dem Erzbisthum Mainz zufiel, so ist das schwerlich bloß daraus zu erklären, daß mit Beginn des Kriegs zwischen Karl dem Großen und den Sachsen Mainz ebenso wie andere fränkische Bischofssitze von Karl eine Gegend des Sachsenlandes als Missionsfeld zugewiesen erhielt. Da nun sowohl von einem Kriegszug Karlmanns 745 wie von demjenigen Pipins 748, deren letzterer gerade in das sächsische Thüringen, namentlich in den Nordschwabengau zwischen Harz und Elbe ging, ausdrücklich zahlreiche Taufen als Frucht vermeldet werden, so mag man sich nun vorstellen, daß damals Bonifacius selbst die Mission unter den Sachsen unternommen oder nur veranstaltet habe, man mag sich auch die Erfolge derselben groß und dauernd oder mehr vereinzelt und vorübergehend vorstellen, jedenfalls war schon zur Zeit des Bonifacius das Christenthum in den Norden Thüringens vorgedrungen. Befestigt aber wurde dasselbe hier erst durch die Unterwerfung der Sachsen und die Errichtung des Bisthums Halberstadt. Diesem, man weiß nicht ob am Ende des 8. oder im Anfang des 9. Jahrhunderts, ob von Karl dem Großen oder von Ludwig dem Frommen gegründeten Bischofssitz wurde der größte Theil des sächsischen Thüringens zugetheilt, so daß die Unstrut in ihrem Unterlauf den Halberstädter und den Mainzer Sprengel schied, während über den Oberlauf dieses Flusses der Mainzer Sprengel weit nach Norden hinausreichte.

Was Bonifacius für das ganze fränkische Reich erstrebt, aber nur in seinen Anfängen hatte erreichen können, nämlich eine feste

römisch-katholische Ordnung, das kam nach seinem Hinscheiden, ob auch zunächst unter Zurücktreten des Papstes, immer mehr zur Ausführung. Schon Pipin ging, nachdem er Freund des Papstes und König geworden war, auf den von Bonifacius angebahnten Wegen weiter, wie das die von ihm gehaltenen Reichstage, beziehentlich Synoden, und die in Folge derselben erlassenen sogenannten Capitulare beweisen. Karl der Große stand von Anfang an in einem weit innigeren Verhältniß zur Kirche, und vollends als er 800 römischer Kaiser geworden war, betrachtete er es als seine Pflicht wie als sein Recht, ein christliches Reich zu schaffen, in welchem Kirche und Staat unter dem Kaiser mit einander verschmolzen, jeder Stand an seiner Stelle der Verherrlichung Gottes dienstbar und alle irdischen Verhältnisse und Zustände vom Christenthum durchdrungen, geheiligt und verklärt sein sollten. Was zur Erreichung dieses großartigen Planes nöthig und nützlich, ließ er durch die Reichssynoden berathen und verkündigte er in den Capitularen als Reichsgesetz; die Ausführung ließ er durch seine Missi, Sendboten, Visitatoren geistlichen und weltlichen Standes überwachen. Seine Verordnungen erstrecken sich bis auf das Einzelnste im Leben der Geistlichen wie der Laien; sowohl wissenschaftlich als sittlich sucht er den geistlichen Stand zu heben; aber auch der geistigen Bildung der Laien nimmt er sich an; den Unterhalt der Kirchen und kirchlichen Stiftungen schützt und mehrt er in liebevoller Fürsorge. So verbietet, um nur Einiges anzuführen, Karl der Große den Geistlichen das Waffentragen, die Jagd, den Besuch der Wirthshäuser; diejenigen Laien, welche den Glauben und das Vaterunser nicht auswendig lernen, sollen mit Hunger und Schlägen dazu gezwungen werden; die Sonntagsfeier wird wiederholt eingeschärft, weder Handel noch Gericht noch Hinrichtung soll am Tag des Herrn gestattet sein. Von neuem schärft nachher Ludwig der Fromme die Verordnungen über würdige Sonntagsfeier ein, er sucht auch in den Klöstern bessere Ordnung und fleißigere Abwartung des Gottesdienstes herzustellen, und verordnet, daß jede Kirche wenigstens eine Hufe Land nebst einem Knecht und einer Magd zum Eigenthum haben soll, damit die Kirchendiener nicht darben und den Gottesdienst versäumen.

Leider kam unserem Thüringen wegen seiner unsicheren Zustände von den Anordnungen und Einrichtungen Karls des Großen verhältnißmäßig am wenigsten zu gute, während es an den Folgen von Ludwigs des Frommen Mißregierung, an der entsetzlichen Verwirrung aller Verhältnisse unter den späteren Karolingern seinen reichlichen Antheil zu tragen hatte. Ueberhaupt haben die äußerlichen Zustände in Thüringen unter den Karolingern einen sehr bemerkbaren und keineswegs vortheilhaften Einfluß auf die kirchliche Entwickelung desselben ausgeübt. Es ist nämlich nicht richtig, wenn man die karolingischen Könige, voran Karl den Großen, einer aus dem alten Stammeshaß herrührenden Abneigung sowie eines stiefväterlichen Verhaltens gegen Thüringen beschuldigt. Thüringen war eben in dieser Zeit das meistgefährdete Grenzland des fränkischen, beziehentlich des deutschen Reichs; es galt dasselbe gegen die andringenden Slaven zu halten und wo möglich von demselben aus die Slaven zu unterwerfen; wie denn die kräftigeren Karolinger das auch erkannt und erstrebt haben. Für kirchliche Neuschöpfungen hingegen, wie man sie von den Karolingern fordert, konnte dieses Vorpostenland unmöglich als geeigneter Boden erscheinen; vielmehr ist es wohl begreiflich, wenn man in dieser Zeit sogar die bereits vorhandenen Stiftungen in Thüringen zum Vortheil anderer, von der Grenze entfernterer und gesicherterer zum Theil verkümmern ließ. Fanden wir doch schon für die auffallende Thatsache, daß die von Bonifacius beantragte und vom Papst genehmigte Gründung eines Bisthums in Erfurt nicht zu Stande kam, die wahrscheinlichste Erklärung in den Schwierigkeiten, welche in der Nähe der sächsischen und der sorbischen Grenze lagen. Natürlich bietet darum die thüringische Kirchengeschichte in dieser Zeit einen ganz anderen und weit dürftigeren Anblick dar, als man nach ihrem Anfang erwarten sollte, und als es der Fall sein würde, wenn Thüringen ein eigenes Bisthum oder auch nur bedeutendere einheimische Klöster gehabt hätte.

Gleichwohl ist es zum mindesten eine arge Uebertreibung, wenn man neuerdings behauptet hat, es lasse sich aus späteren Andeutungen darauf zurückschließen, daß der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz schon in diesem Zeitraum nicht unbeträcht-

liche Besitzungen und Rechte in Thüringen besessen oder bekommen habe, aber von einer geistlichen Sorgfalt der Mainzer Bischöfe für das Land sei aus dieser Zeit gar nichts bekannt. Wir hören doch nicht bloß davon, daß der Nachfolger des Bonifacius in Mainz, Lullus, an dem Versuch theilnahm, den Zehnten für die Kirche einzuführen; auch nicht bloß daß sich unter Ludwig dem Deutschen zwischen dem Erzbischof Otgar von Mainz und dem Kloster Hersfeld, sowie zwischen dem Erzbischof Liubert und dem Abt Sigehard von Fulda ein Streit über die thüringischen Zehnten an Früchten und Schweinen erhob, und daß der Streit zwischen Mainz und Hersfeld durch Bevollmächtigte des Königs dahin verglichen wurde, Hersfeld solle ein Viertheil seines thüringischen Zehnten an Mainz für dessen Arme abgeben, während der Streit zwischen Mainz und Fulda vom König selbst zu Gunsten Fuldas entschieden und diesem der Zehnte von 116 thüringischen Orten zugesprochen wurde. Nein, wir hören auch, wie Lullus aus Anlaß der schrecklichen Theuerung 757 an die obersten Priester, was nachher Archidiakone hieß, in Thüringen ein Schreiben erließ des Inhalts: „Seinen geliebtesten Söhnen Denhard, Eanberth, Winberth, Sigeher und Sigewald wünscht der Vorsteher Lullus alles Heil im Herrn. Ich ermahne euch, die sämmtlichen Diener Gottes, sowohl Mönche als Nonnen in der Landschaft Thüringen, ingleichen alles Volk aufzufordern, daß es einstimmig Gottes Barmherzigkeit zu Abwendung des anhaltenden Regens anflehe und sich eine volle Woche des Fleischessens und jedes Getränkes, darin Honig ist, enthalte. Des Montags, Mittwochs und Freitags fastet bis zum Abend, und ein jeder Mönch und jede Nonne singe an jedem Tage dieser Woche fünfzig Psalmen. Ihr Priester, versäumt nicht, die Messe zu lesen, die zur Zeit des Ungewitters gebräuchlich ist. Wir schicken euch auch die Namen unseres Herrn, des römischen Bischofs, für den ein jeder von euch dreißig Messen lesen, die gewöhnlichen Psalmen singen und das unserer Verordnung gemäße Fasten beobachten wird. Endlich möge ein jeder von euch für zwei weltliche Personen, Megenfried und Raban, zehn Messen lesen. Gehabt euch wohl im Herrn!“ Wiederum im Jahr 764 ordnet derselbe Lullus auf Begehr Pipins wegen des reichen Segens an Feldfrüchten, den Gott nach schwerer Zeit gegeben, die Abhaltung

eines Bettags und dabei die Einsammlung von Almosen und Zehnten an. Im Jahr 777 weiht Lullus in Ohrdruf eine von ihm erbaute Kirche zu St. Peter. Wenn er aber das von Bonifacius daselbst gegründete Kloster in das von ihm selbst gestiftete Kloster Hersfeld einverleibte, so dürfte das wohl weniger auf eine ungerechtfertigte Vorliebe für seine Stiftung als vielmehr darauf zurückzuführen sein, daß die Stiftung des Bonifacius in Ohrdruf bei den damaligen Zeitläuften ihren Zweck, die Erziehung von Geistlichen, nicht wohl erfüllen konnte, und Lullus von Hersfeld aus die thüringischen Kirchen erhalten und versorgen wollte. Auch der durch seine Gelehrsamkeit berühmte Erzbischof Rabanus Maurus in Mainz, vorher Abt zu Fulda, machte sich zur Zeit der großen Hungersnoth in Thüringen 850 durch seine treue Fürsorge für die Armen im Lande hochverdient; und die hohe Blüthe, zu welcher er als Abt die Klosterschule zu Fulda erhob, ist sicherlich auch für Thüringen nicht ganz ohne Segen geblieben.

Aber das ist richtig, daß der kirchliche Einfluß auf Thüringen in diesem Zeitraum weit weniger von Mainz als von den beiden großen hessischen Klöstern Fulda und Hersfeld ausging. Ob das Kloster Hersfeld an der Fulda von Lullus in den Jahren nach 768 ursprünglich deßwegen gegründet worden, weil er im Streit mit dem Abt Sturm in Fulda über sein bischöfliches Aufsichtsrecht unterlegen war, und er doch auch wie Bonifacius eine Stätte zu beschaulicher Zurückgezogenheit zu haben wünschte, oder weil er gerade im Unterschied von Fulda in seiner ursprünglichen Bestimmung ein Kloster haben wollte, von dem aus das zu inländischen Stiftungen so wenig geeignete Thüringen kirchlich versehen werden könnte, wird sich nicht sicher ausmachen lassen. Der Erfolg spricht entschieden für die letztere Absicht. Denn nicht gar lange nach seiner Entstehung besaß Hersfeld nicht nur ziemlich alles, was von klösterlichen Stiftungen in Thüringen vorhanden war, sondern auch eine sehr bedeutende Zahl von Kirchen sammt ihren Zehnten. Karl der Große schenkte demselben 770 seine Zehnten im Bezirk von Gotha, welches bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erwähnt wird. Auch die Wachsenburg im Gothaischen war schon um 800 im Besitz von Hersfeld. Von den Kirchen und Kapellen, die entweder diesem Kloster übergeben

oder von ihm gegründet wurden, waren manche mit mehreren Hufen Land, mit Mühlen, mit Zehnten reich begabt; so besaßen die Hersfeld gehörigen Kapellen zu Allstedt, Osterhausen und Riostedt den Zehnten von zwei Gauen, und die zu Anfang des 9. Jahrhunderts gestiftete Peter-Pauls-Kirche in Cölleda hatte nach der Hersfelder Schenkungsurkunde einen Schatz von Reliquien, Kreuzen, Gold und Silber, Gebäuden und Land von wirklich hohem Werth. Nach einer Zusammenstellung aus eben dieser Zeit besaß damals Hersfeld 837 Hufen und 501 Mansen, Morgen, in Thüringen. Kloster Fulda hatte von klösterlichen Stiftungen in Thüringen nur das nach dem Grabfeld zu gelegene Nonnenkloster Milz, überragte dagegen Hersfeld weit an Grundbesitz. Dem nunmehr heiligen Bonifacius zu Ehren sowie wegen der Wunder, welche durch die vielen Reliquien in Fulda geschahen, flossen diesem Kloster die frommen Schenkungen im reichsten Maße zu; Lullus selbst schenkte demselben seine Besitzungen in Vargula an der Unstrut, Karl der Große seinen Hof daselbst, Ludwig der Fromme Salzungen, Ludwig der Deutsche Gerstungen; ein altes Verzeichniß führt 310 Schenkungen in 340 Orten von Privatleuten dem Kloster gemacht auf. In demselben Verzeichniß wird die Zahl der Fulda gehörigen Mansen in Thüringen auf 3000 angegeben. Wollen wir aber die Bedeutung dieses ungeheueren Besitzes recht würdigen, so müssen wir auch noch in Anschlag bringen, daß die Klöster mit allem, was sie hatten, gänzlich frei und unabhängig von dem Könige und dessen Beamten waren, selbst aber nicht bloß eine sehr bedeutende Zahl von Slaven, Sklaven, sondern auch so viele andere unterthänige oder hörige Leute, Liden, und Colonen hatten, daß man annehmen muß, dieselben haben zum Theil aus Frömmigkeit oder zur Sicherung gegen die drückende Verpflichtung der Freien zum Heerbann ihr Eigenthum an das Kloster abgetreten und gegen eine jährliche Abgabe, Zins, von demselben zurückbekommen. Sehr groß war auch die Zahl der Lehnsleute der Klöster, und unter ihnen finden sich die angesehensten Familien des Landes. Freilich wurde auch oft genug der Besitzstand der Klöster durch raubgierige Große gefährdet, und namentlich die Klage wiederholt sich, daß Edelleute ihr Lehen in Eigenthum verwandelt haben. Auch zwischen den beiden Klöstern selbst und

wiederum zwischen jedem von ihnen und dem Erzbischof von Mainz gab es, besonders über das Zehntrecht, manche Streitigkeiten, bei welchen der Abt von Fulda, selbst bischöflichen Ranges, dem Erzbischof gegenüber noch viel freier dastand als der Hersfelder Abt.

Was andere auswärtige Stiftungen in Thüringen besaßen, war im Vergleich mit den Besitzungen der beiden hessischen Abteien nur gering. Auch hinderte das Uebergewicht derselben, in Verbindung mit dem Mangel eines Landesbisthums, sowohl die Entstehung wie das Aufkommen einheimischer Klosterstiftungen. Von den durch Bonifacius gegründeten Klöstern scheint das Michaeliskloster in Ohrdruf mit seiner Einverleibung in die Abtei Hersfeld auch seiner Auflösung entgegengeführt worden zu sein; wenigstens geschieht desselben im 9. Jahrhundert keine Erwähnung mehr. Das der Sage nach von Bonifacius gegründete Peterskloster in Kreuzburg vermochte nicht recht zu gedeihen. Das Nonnenkloster Milz bei Römhild, 783 von einer edlen und reichen Frau im Grabfeld, Emhild, gegründet und 800 mit inem reichen Inventar der Abtei Fulda übergeben, wurde 805, bei einem Einbruch slavischer Völker zerstört und nicht wieder hergestellt. Das Nonnenkloster Rohr im Schleusinger Kreis, 824 zuerst erwähnt und vermuthlich von Fulda aus gestiftet, scheint in der Abhängigkeit von diesem wohl gediehen zu sein; 1255 befanden sich 50 Nonnen in demselben, so daß der Abt von Fulda verordnete, diese Zahl dürfe nicht überschritten werden. Das von Bonifacius 743 gestiftete Benedictinermönchskloster und das von demselben gegründete Marienkloster, welche zusammen später in das Marien- oder Domstift umgewandelt wurden, sowie das wahrscheinlich auch von Bonifacius gestiftete Cyriakskloster, ein Benedictinernonnenkloster, zu Erfurt erhielten sich, wenn sie auch nicht blühten. Das St. Severistift in Erfurt, dessen Stifter und Stiftungszeit unbekannt sind — an seiner Stelle soll erst das Cyriakskloster und dann ein Paulinerchorherrenstift gestanden haben —, erscheint zuerst in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, wo Erzbischof Otgar von Mainz die Reliquien des heiligen Severus, seiner Frau Vincentia und seiner Tochter Innocentia aus Ravenna nach Erfurt brachte und denselben zu Ehren

ein Augustiner-Chorherrenstift St. Severi gründete. Das den Aposteln Petrus und Paulus gewidmete Mönchskloster auf dem Petersberg zu Erfurt, das Peterskloster, ist wohl nicht, wie eine spätere Sage will, vom Frankenkönig Dagobert III. im Anfang des 8. Jahrhunderts, ebenso wenig aber, wie man aus seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 1104 geschlossen hat, erst im 10. oder 11. Jahrhundert sondern wahrscheinlich in dieser Zeit gegründet worden; daß dieses nachher so bedeutend gewordenen Klosters nicht früher gedacht wird, mag seinen Grund eben auch darin haben, daß es in der ersten Zeit seines Bestehens nicht recht zu Kräften kommen konnte. Wir sehen, für inländische Klosterstiftungen war der thüringische Boden in dieser Zeit noch sehr wenig geeignet.

So gewiß aber Hersfeld und Fulda, jenes vorwiegend durch die vielen mit allen ihren Einkünften ihm zustehenden Kirchen, dieses mehr noch durch seinen großen Grundbesitz in Thüringen, sich aus diesem Land bereicherten, so falsch würde man doch urtheilen, wollte man die Thätigkeit dieser beiden Klöster in Thüringen bloß als ein Aussaugen desselben ansehen. Vielmehr ist wohl in's Auge zu fassen, daß diese Klöster die ihnen gehörigen Kirchen auch mit Priestern zu versehen, überhaupt das kirchliche Leben in den Gemeinden zu erhalten und zu fördern hatten, und allem Anschein nach solcher Verpflichtung in diesem Zeitraum auch treulich nachgekommen sind. Sodann ergiebt sich gerade aus den in diese Klöster fließenden Abgaben klar, wie die Besitzungen derselben in Thüringen Lichtpunkte der Bildung waren, indem an allen diesen Orten von den Klöstern abgeordnete, erfahrene, geschickte, unternehmende Mönche nicht allein die unterthänigen Leute in Haus und Feld anleiteten, sondern auch den Umwohnern mit dem Beispiel vorangingen. Die Abgaben an die Klöster bestanden nämlich keineswegs nur in Geld und Frohnden, vielmehr vorzugsweise in Erzeugnissen des Ackerbaues, der Viehzucht und der Handarbeit. Ackerbau und noch weit mehr Viehzucht waren offenbar die Hauptbeschäftigungen der Thüringer, und vielfach wurden in dieser Zeit Wälder gerodet und Land urbar gemacht. Der Boden lieferte Weizen, Gerste, Hafer, Flachs, hie und da Salz. Von Vieh wurden besonders viele Schafe,

Ziegen und vor allem Schweine gezogen; gemästete Schweine gingen alljährlich in großer Zahl an die Klosterküchen ab. Auch die Hühner- und die Bienenzucht müssen im Gang gewesen sein. Mit Müllerei — in Großvargula hatte Fulda 18, in Sömmerda und Gerstungen je 7 Mühlen —, Bierbrauerei, Fischerei, Salzsiederei scheint sich besonders Fulda abgegeben zu haben. Mäntel, Decken, Gewänder aller Art, als Frauenarbeit Hemden, mußten von den Unterthanen der Klöster geliefert werden. Versetzen wir uns nun im Geist in die Klosterdörfer und auf die Klostergüter, wer mag da noch den segensreichen Einfluß der Mönche auf das Volk durch Belehrung, Beispiel und Zucht verkennen?

Auch in religiöser Beziehung scheint der Einfluß der Geistlichkeit auf das thüringische Volk in dieser Zeit ein großer und im wesentlichen doch ein guter gewesen zu sein. Zwar ist das Jahrhundert nach Einführung des Christenthums im ganzen ein dunkles, weil geistig überaus dürftiges. Auch ist nicht zu verkennen, wie das Volk vielfach in blinder Abhängigkeit von ungebildeten und eigennützigen Geistlichen einem krassen Wunderglauben huldigte, auf seine Heiligen vertraute und denselben reichlich schenkte; Karl der Große klagt einmal, daß die Priester bald den Himmel versprechen, bald mit der Hölle drohen und auf diese Weise Reiche und Arme, die einfältig und nicht auf der Hut sind, im Namen Gottes oder eines Heiligen um das Ihrige bringen. Aber manche Anzeichen lassen auch erkennen, daß sich, Dank der Einwirkung frommer und tüchtiger Geistlicher, gerade in dieser Zeit das kirchliche Leben im Thüringer Volke befestigt und innerlich, so zu sagen heimlich, zu treiben begonnen hat. Ein solches Anzeichen ist die auffallend große Zahl von Angehörigen edler Geschlechter, die sich dem geistlichen Stande widmeten. Welchen Einfluß aber die Kirche auf den Sinn des gemeinen Mannes bereits ausübte, davon ist uns ein einfaches, aber sprechendes Bild in einer Fuldaer Erzählung vom Jahre 850 überliefert. Deutschland war heimgesucht mit schwerer Theuerung, und vergebens bemühten sich die Geistlichen, den Hunger der Armen zu stillen. Da machte sich ein Mann mit Weib und Kind aus dem Grabfeld auf ins Thüringerland, um da Nahrung zu suchen. Lange wandern sie durch tiefen Wald, endlich können sie vor Hunger

nicht mehr fort. Da spricht der Mann zur Frau, welche das zarte Knäblein auf dem Arme trägt: „Laß uns das Kind schlachten, daß wir wenigstens uns beiden das Leben erhalten, anstatt alle drei dem Hunger zu erliegen!" Die Mutter bittet flehentlich um das Leben ihres Kindes, mahnt ihn an die Strafe des Himmels und drückt das Kind fest an sich. Doch der Mann, der keinen anderen Ausweg sieht, entreißt ihr das Kind und geht mit demselben in das Dickicht, um wenigstens das Schrecklichste vor den Augen der Mutter zu verbergen. Schon hält er das Messer bereit, aber ihn selbst graust, er zaudert, die That zu vollbringen, und späht angstvoll umher, ob er etwa noch eine Hülfe entdecke. Siehe da fällt durch Gottes Gnade sein Blick auf eine Hirschkuh, die eben von zwei Wölfen zerrissen wird. Er stürzt auf den Ort zu, verscheucht die beiden Raubthiere, ergreift die blutige Beute und kehrt mit ihr und dem geretteten Kinde zu der in dumpfer Verzweiflung harrenden Mutter zurück. Als diese das blutige Fleisch erblickt, meint sie, ihr getödtetes Knäblein zu sehen, und bricht leblos zusammen. Es gelingt jedoch dem Mann, sie in's Leben zurückzurufen, und freudig begrüßt sie ihr Kind, als sie dasselbe lebend sieht. Inbrünstig danken die Gatten Gott und fristen dann, von der Noth gezwungen, das kirchliche Verbot solches Genusses zu übertreten, mit dem Fleisch der Hirschkuh ihr und ihres Kindes Leben. Lange noch, so schließt der Bericht, erzählten sie im Thüringerland von diesem Erlebniß.

VI. Die Zeit der Ansätze.

Von 911 bis 1024.

---

1. Unter den sächsischen Herzögen und Kaisern.

Nach dem Tode Burchards 908 ging zwar nicht der Herzogstitel, wohl aber die herzogliche Macht in Thüringen wie von selbst allmählich über an Otto den Erlauchten von Sachsen, der bereits die Grafschaft im Eichsfeld, die Städte Wallhausen,

Duderstadt, Memleben, vielleicht auch Nordhausen, dazu mehrere Burgen in der goldnen Aue besaß, als Vogt von Hersfeld die Güter dieser Abtei in Thüringen unter sich hatte und allein im Stande war, Sachsen und Thüringen in ihrer gemeinsamen Bedrängniß durch die sich fortwährend erneuernden Verheerungszüge der Ungarn kräftig zu schützen.

In dieser Stellung folgte ihm 912 (918) bis 936 sein Sohn Heinrich, welcher schon zu Lebzeiten des Vaters selbständig den Krieg gegen die Wenden im nachherigen Meißen, die Dalamincier, geführt hatte. Der König Konrad suchte die Vereinigung Thüringens und Sachsens in seiner Hand zu verhindern; allein Heinrich behauptete sich sowohl gegen Erzbischof Hatto von Mainz, Konrads Freund, wie gegen die Grafen Burchard und Bardo, des früheren Herzogs Burchard Söhne und Konrads Verwandte, wie gegen des Königs Bruder Eberhard und gegen König Konrad selbst; er übergab die seinen Gegnern entrissenen Güter seinen Getreuen, vollzog die von seinem Vater angebahnte Verbindung Thüringens mit Sachsen, und nannte sich Herzog der Thüringer. Nach Konrads Tod (918) wurde er deutscher König: er setzte aber in Thüringen so wenig wie in Sachsen einen Herzog oder Markgrafen ein, sondern verwaltete selbst das Land, indem er, wie es scheint, mehrere Gaue unter je einem Grafen zusammenschlug und das auf der Grenze von Thüringen, Sachsen und dem Sorbenland gelegene Merseburg zum Mittelpunkt der Landesregierung erhob. Wie schon 912, so waren die Ungarn wiederum 915 verheerend in Thüringen eingebrochen und sogar bis nach Fulda vorgedrungen. Als sie 924 und 925 abermals in großen Schaaren Sachsen und Thüringen durchzogen, glückte es Heinrich, einen ihrer obersten Anführer gefangen zu nehmen und gegen dessen Freigebung und das Versprechen jährlicher Geschenke einen neunjährigen Waffenstillstand von ihnen zu erlangen. Diese Zeit benutzte er dazu, das Kriegsvolk durch zweckmäßige Bewaffnung und Uebung für den Kampf mit den Ungarn vorzubereiten, viel räuberisches Gesindel in geordnete Kriegerschaaren, die nach ihrem Standort sogenannten Merseburger oder Keuschberger, umzuwandeln und das Land durch Erbauung von Burgen, in welche er seine Dienstleute legte, sowie durch Befestigung offener Plätze zu sichern. Gar manche Orte

im östlichen Thüringen, voran die Stadt Merseburg, verdanken ihre Namensendung „burg“, einzelne auch ihre spätere Erhebung zu Städten den Vertheidigungsmaßregeln Heinrichs gegen die Ungarn und Slaven. Ueber die letzteren, und zwar nicht sowohl über die zwischen Saale und Mulde wohnenden Sorben, welche allem Anschein nach schon völlig unterworfen waren, als vielmehr über die Dalamincier an der obern, sowie über die slavischen Völkerschaften an der untern Elbe trachtete Heinrich die durch die Ungarn erschütterte deutsche Herrschaft wieder aufzurichten, auszudehnen und zu befestigen. In wiederholten kampf- und siegreichen Feldzügen legte er den Grund zur nachherigen Unterwerfung der Havelgegend, das Meißnerland aber unterjochte er vollständig und für immer. Als 933 die Ungarn wieder heranstürmten, und in zwei großen Heerhaufen das Land durchschwärmten, wurde der eine dieser Haufen von einer sächsisch-thüringischen Heerschaar, man weiß nicht genau wo, besiegt, und die Besiegten durch Verfolgung, Hunger und Kälte aufgerieben; Heinrich selbst schlug in der Nähe von Merseburg den andern Haufen fast ohne Kampf in die Flucht, das Lager wurde erstürmt und die Gefangenen befreit. Erst nach Heinrichs Tod 936 wagten die Ungarn sich wieder heran, wurden aber an den festen Grenzplätzen zu Schanden, und Thüringen blieb fortan von ihnen verschont.

Heinrichs I. Sohn und Nachfolger Otto I. (936 bis 973), in dessen Kämpfe mit seinem Stiefbruder Thankmar und mit seinem rechten Bruder Heinrich Thüringen sehr stark verwickelt war, übergab Sachsen einem besonderen Herzog; in Thüringen dagegen übte er, ohne den Herzogstitel zu führen, selbst die herzogliche Gewalt aus; wodurch einerseits dieses Land immer mehr zu einem unmittelbaren Kronland wurde, andererseits eine Anzahl von Grafschaften und andern Herrschaften in Thüringen allmählich zu größerer Selbständigkeit gelangte. Ueber die slavischen Grenzlande Thüringens ordnete Otto nach dem Tode seines Legaten, des Markgrafen Gero, in dessen Hand alle vereinigt gewesen, drei Markgrafen, in Merseburg, Zeitz und Meißen; an eben denselben Orten gründete er drei unter dem Erzbisthum Magdeburg, gleichfalls seiner Stiftung, stehende Bisthümer. Während aber das Bisthum Zeitz später nach Naumburg verlegt wurde, schmolz die

Zeitzer Markgrafschaft zum größten Theil mit der meißnischen zusammen; die Merseburger ging allmählich theils in die sächsische Pfalzgrafschaft, theils in das Herzogthum Sachsen über. Das Land von der Saale bis zur Mulde im Osten und bis zur Elsterquelle im Süden erhielt mit der Zeit den Namen des Ost- oder Osterlandes; der Theil desselben zwischen Elster und Mulde wurde später wiederum vom Ganzen unterschieden als das Pleißnerland. Das Reichsgut in dieser Gegend aber ließ der Kaiser durch Landvögte verwalten; allmählich wurden diese Vögte erbliche Herren der von ihnen verwalteten kaiserlichen Besitzungen, des nach ihrem Amt benannten Vogtlandes.

Nach dem Tode Kaiser Otto's II. (973 bis 983) erhielt Eckhard zum Lohn für seine Treue gegen diesen wie gegen dessen Sohn Otto III. die Markgrafschaft Meißen mit Zeitz und Merseburg. Durch seine Kriegsthaten wider die Slaven wie in Italien erwarb er sich hohen Ruhm; er war durch die Gnade des Kaisers reich begütert; Eckartsberga mit der Eckartsburg trägt von ihm den Namen, Großjena am Einfluß der Unstrut in die Saale scheint für gewöhnlich seine Residenz gewesen zu sein; von den thüringischen Großen wurde er zum Herzog erwählt. Als er aber nach Otto's III. Tod (1002) sogar nach der Königskrone trachtete, stieß er bei vielen der thüringischen Großen auf heftigen Widerstand; der persönlichen Rache einiger derselben fiel er, durch Meuchelmord, zum Opfer.

Kaiser Heinrich II., der letzte des sächsischen Hauses (1002 bis 1024) erließ den Thüringern zum Lohn für ihre Anerkennung die von der fränkischen Eroberung her noch bestehende jährliche Abgabe von 500 Schweinen; gern und oft verweilte er in Thüringen; die herzogliche Gewalt übte er, besonders durch Pfalzgrafen und Bischöfe, fleißiger und strenger als seine nächsten beiden Vorgänger. Immer mehr aber verwandelten die Gaugrafen ihre Aemter in erbliche Herrschaften, und am Ende der sächsischen Zeit war der Uebergang Thüringens aus einem unmittelbaren Kronland in ein oder mehrere selbständige Reichslande schon ziemlich vorbereitet.

2. Die Bekehrung der Sorben.

Daß die Mission in den thüringischen Grenzlanden nicht schon im vorigen Zeitraum kräftiger begonnen hatte, lag wohl zumeist daran, daß Thüringen weder ein eignes Bisthum noch ein größeres Kloster hatte. Die Erzbischöfe von Mainz trugen nicht übermäßig Sorge für das fern liegende Thüringen, in welchem sie noch dazu damals nicht sehr begütert waren; wie hätten sie sich um die noch entfernteren und fremderen heidnischen Nachbarn der Thüringer kümmern sollen, so lange und sofern ihnen nicht etwa von da aus eine Schmälerung ihrer Macht und ihres Besitzes drohte? So sehen wir denn, daß sich sogar Erzbischof Wilhelm von Mainz, Otto's des Großen Sohn, den Absichten seines Vaters auf kirchliche Stiftungen im Wendenland, namentlich auf Errichtung eines Erzbisthums Magdeburg bis zu seinem Tode hartnäckig widersetzte. Auch die beiden großen Klöster Fulda und Hersfeld thaten nichts für die Gewinnung der Heiden jenseit der Saale, weil sich ihr Besitz nur bis zu diesem Fluß erstreckte. Von dem nachmaligen Bischof Boso wird uns zwar berichtet, daß er schon vorher als einfacher Missionar durch unermüdliches Predigen zahlloses Heidenvolk im Sorbenland zur Taufe geführt habe; andererseits wird uns aber sehr glaublich versichert, daß bis zur Errichtung der Bisthümer jenseit der Saale verhältnißmäßig nur wenige für das Christenthum gewonnen waren. In größerem Maßstab und mit stärkerem Nachdruck begann die Mission unter den Sorben erst, als Otto der Große nach dem Tode des Erzbischofs Wilhelm an den Sitzen der drei von ihm geordneten Markgrafschaften, welche als Hauptorte der Wenden zugleich Hauptsitze ihres Götzendienstes gewesen waren, in Merseburg, in Zeitz und in Meißen, je ein Bisthum als Ausgangspunkt für die Bekehrung der Umgegend stiftete und die Markgrafen ausdrücklich anwies, für die Ausstattung dieser Stifter gut zu sorgen und das Werk der Heidenbekehrung mit den Waffen zu schützen. Otto der Große wurde hierzu nicht allein durch seinen kirchlichen Sinn getrieben, sondern auch durch sein und des Reiches Interesse; denn der vielfach ingrimmige Haß zwischen Wenden und Deutschen hatte seinen Grund

weit weniger in der nationalen als in der religiösen Verschiedenheit; wo irgend die Wenden das Kreuz annahmen, da hörte auch sofort ihr Widerstreben gegen das deutsche Wesen auf, und Wenden und Deutsche schmolzen dann leicht und rasch zusammen.

Des gewaffneten Schutzes, welchen Otto der Große den Markgrafen aufgetragen hatte, bedurfte die Mission unter den Sorben noch längere Zeit gar sehr. Zeitz und Meißen wurden noch mehrmals von slavischen Schaaren angegriffen. Gleich der erste Bischof von Zeitz mußte, wahrscheinlich vor den Böhmen, von da flüchten; und, wie es ausdrücklich heißt, zur größeren Sicherheit vor den Raubzügen des Feindes wurde später das Zeitzer Bisthum nach Naumburg verlegt. In Meißen drang wiederholt der Polenherzog ein, und noch der zweite meißnische Bischof lebte lange Zeit als Vertriebener in Thüringen. Mit der, wenn auch vorübergehenden, Einverleibung des Merseburger Bisthums in Magdeburg fiel ein allgemeiner Aufstand der Sorben zusammen; durch beides wurde die Ausbreitung des Christenthums auf viele Jahre hinaus gestört.

Die Inhaber der neuen Bischofssitze ließen es an Bemühungen um die Heiden durchaus nicht fehlen; besonders eifrig wurde die Bekehrung derselben von Merseburg aus betrieben. An diesem schon seit längerer Zeit bestehenden festen Punkt für die Kämpfe wider die Sorben befand sich auch schon eine nicht unbedeutende Kirche. Der nunmehrige Bischof von Merseburg, Boso, welchem wegen seiner bisherigen verdienstvollen Thätigkeit in der Mission Otto der Große unter den drei Bischofssitzen die Wahl gelassen hatte, setzte seine Arbeit unermüdlich fort; er übertrug sogar die hl. Schrift, beziehentlich die im Gottesdienst gebräuchlichen Abschnitte derselben, in die Sprache der Sorben, um ihnen den Gottesdienst und das Christenthum verständlicher und annehmbarer zu machen. Auch Boso's Nachfolger setzten wenigstens zum Theil die Mission fleißig fort. Leider willigten 981 der Papst und Kaiser Otto II. in den Wunsch des magdeburgischen Erzbischofs Gisilo, sein früheres Bisthum Merseburg zu Magdeburg zu schlagen; erst dem Kaiser Heinrch II. gelang es, das Bisthum Merseburg wiederherzustellen. Auch von Zeitz und von Meißen aus war man nicht müssig im Missionswerk; lag doch gerade

bei Zeitz das steinerne Kirchlein, wo schon früher Boso mit so großem Erfolg das Evangelium den Heiden gepredigt hatte. Um den Wenden die Annahme des Christenthums zu erleichtern, wurde vielfach absichtliche Anbequemung an ihr bisheriges Heidenthum getrieben. Während Bonifacius der Vermischung des Christlichen mit dem Heidnischen, wie er sie vorfand, insbesondere der Uebertragung heidnischer Vorstellungen und Bräuche auf die Orte und Gegenstände des christlichen Gottesdienstes aufs schärfste entgegengetreten war, und erst nach seiner Zeit und gegen seinen Sinn manche heidnische Feste durch christliche Heiligenfeste unter Beibehaltung der heidnischen Festsitten ersetzt worden waren, scheint man sich bei der Bekehrung der Sorben der Vertauschung heidnischer Götter mit christlichen Heiligen gerade als eines Hauptmittels wo nur irgend möglich bedient zu haben. An die Stelle der Sonnen- und Mondgöttin Oma oder Hira wurde die Jungfrau Maria als Himmelskönigin gesetzt; an die Stelle des Swantewit oder Vitiko trat St. Veit; auf einem Hügel bei dem Dorf Göschitz im Vogtland, ursprünglich Jodutschitza, hatte vermuthlich ein Heiligthum des Joduth gestanden, die Missionare ersetzten den Joduth durch den namensähnlichen hl. Jodocus, sowie den Joduthglauben durch die Legende des Heiligen, das Joduthheiligthum wurde in eine Kirche des hl. Jodocus verwandelt.

Lange Zeit war indessen der Erfolg der Mission unter den Sorben nur gering. Diese waren nach allen Anzeichen nicht sehr empfänglich für das Christenthum, zumal wie es ihre Besieger ihnen brachten. Als Bischof Boso ihnen das Kyrie eleison einzuprägen suchte, neckten und verspotteten sie ihn dadurch, daß sie statt dessen slavische Wörter aussprachen, die einen ähnlichen Klang, aber einen höchst lächerlichen Sinn hatten. Die erste Kirche im Vogtland, 974 vom Grafen Aribo von Gleißberg und seiner Gemahlin Willa in Veitsberg bei Weida gegründet, wurde mehr als ein Mal von den Sorben zerstört. Wo sich zahlreiche deutsche Familien unter den Sorben niedergelassen hatten, wo der Verkehr mit den deutschen Burgleuten, sowie Handel und Nachbarschaft mit den Deutschen nachhalfen, da mag sich wohl das Christenthum etwas rascher unter ihnen verbreitet haben. Und solcher Orte und Gegenden waren allerdings nicht wenige; denn Heinrich I.

hatte bereits auch sächsische, hessische und fränkische Ansiedler in's Sorbenland gezogen; zahlreicher noch als die freien bäuerlichen Ansiedler waren die königlichen Dienstmannen, welche gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienste einige Hufen Land erhielten; und man vermuthet, daß die deutsche Einwanderung die durch die Kriege noch verminderte sorbische Einwohnerschaft hie und da an Zahl übertroffen habe. In den Mittelpunkten solcher Bezirke, auf den Burgen, befanden sich die Kirchen, im Land umher einzelne Kapellen. Während sich aber die deutschen Einwanderer vornehmlich auf den Höhen niederließen, blieben die Sorben in den Niederungen mehr ungestört und unvermischt. Wie langsam in solchen Gegenden die Bekehrung von Statten ging, davon zeugt, daß Bischof Thietmar von Merseburg zur Zeit Heinrichs II. seinem Vorgänger als besonderes Verdienst anrechnet, daß er einen ganz nahe bei Merseburg gelegenen Hain, welchen die Heiden abgöttisch verehrt, und an welchem noch niemals jemand sich zu vergreifen gewagt, ausgerottet und an dessen Stelle eine Kirche erbaut habe. Derselbe Bischof urtheilt noch von den slavischen Bauern, wenn sie gehorchen sollen, müsse man sie Heu fressen lassen wie Ochsen und in Zucht halten wie Esel. Noch im Jahre 1075 gründete der Erzbischof von Köln das Peterskloster zu Saalfeld, damit, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, das rohe und in der christlichen Religion noch ganz unwissende Volk dem Heidenthum und Irrwahn entrissen werde; und dem im Anfang des 12. Jahrhunderts lebenden Vogt Heinrich von Weida, dem Frommen, wird nachgerühmt, daß er durch seinen untadeligen Wandel, durch seine Milde und durch Erbauung von Kirchen dem neuen Glauben Eingang bei seinen Unterthanen bereitet habe. Ja, im Jahre 1123 wurde Bischof Dietrich von Naumburg im Kloster Bosowa, Bosau, bei Zeitz, welches er selbst gegründet hatte, mitten im Gebet vor dem Altar von einem der Klosterzucht hartnäckig widerstrebenden Mönch ermordet; der Mönch aber war, wie ausdrücklich bemerkt wird, ein edler Sorbenwende. An die von Graf Albrecht von Eberstein erbaute und von Bischof Dietrich von Naumburg 1122 geweihte St. Johanneskirche in Plauen wurde der Priester Thomas Styria mit einer Anzahl von Kaplänen berufen; er sollte in einem ihm zugewiesenen Um-

kreis von 16 Stunden „die Leute von der heidnischen Irrung widerziehen und auf den vollkommenen Weg der Gerechtigkeit bringen“. Zur allgemeinen Herrschaft im Sorbenland gelangte das Christenthum erst im 12. Jahrhundert. Der Gebrauch der wendischen Sprache bei den Gerichten wurde erst im Anfang des 14. Jahrhunderts ganz aufgehoben.

Hatten aber Mainz und die beiden hessischen Abteien so gut wie keine Besitzungen in den thüringischen Marken, so lag der Besitz von Ottos des Großen Stiftungen fast ausschließlich innerhalb der Marken. Am meisten war noch Magdeburg im alten Thüringen angesessen; Otto der Große hatte ihm im Helmgau und sonst noch an ziemlich vielen thüringischen Orten Güter geschenkt, besonders im Hassegau und im Mansfeldischen war sein Besitz nicht unbedeutend. Merseburg hatte nur sehr wenige Güter im alten Thüringen, Zeitz und Meißen scheinen da niemals etwas besessen zu haben. Sobald nun die thüringischen Marken als Markgrafschaft Meißen dem alten Thüringen gegenüber eine selbständige Stellung einnahmen, so traten die *kirchlichen Stiftungen in den Marken aus allem Zusammenhang mit der thüringischen Kirche* vollends heraus; für die thüringische Kirchengeschichte hatten dieselben in den nächstfolgenden Jahrhunderten so gut wie keine Bedeutung.

3. Mainz.

Eine spätere Sage behauptet, Kaiser Otto der Große habe dem Erzbischof Wilhelm von Mainz, seinem natürlichen Sohn, Thüringen geschenkt. In dieser Fassung ist die Sage falsch; indessen ein Korn Wahrheit enthält sie doch. Erzbischof Wilhelm führte nämlich längere Zeit die Statthalterschaft für seinen Vater in Thüringen, und allem Anschein nach hat er diese Stellung zum Vortheil seines erzbischöflichen Stuhles wohl zu benutzen gewußt. *Erfurt*, schon im Anfang des 9. Jahrhunderts durch seinen Verkehr und seine Festigkeit der bedeutendste Platz in Thüringen, auch nach der Erhebung Merseburgs durch Heinrich I. zur staatlichen Hauptstadt der Mittelpunkt des thüringischen Handels, erscheint



wie zur Zeit Ludwigs des Deutschen so noch unter Heinrich I.

als Pfalz oder königliche Residenz, mithin als Eigenthum des Reichs. Eben darum konnte Erzbischof Wilhelm als Statthalter des Kaisers Erfurt noch stärker befestigen und, eine Anzahl königlicher Dienstmannen in die Stadt legen und mit Gütern umher belehnen. Aber nach dieser Zeit sehen wir Erfurt in einer theilweisen Abhängigkeit vom erzbischöflichen Stuhl zu Mainz; und da nach sicherer Nachricht Kaiser Otto dem Erzbischof Wilhelm, möglicherweise zur Entschädigung für die von Heinrich I. dem Erzbischof Hatto entrissenen thüringischen Güter, mehrere Besitzungen auf dem Eichsfeld abgetreten hat, so mag er demselben wohl auch gewisse Rechte über Erfurt überlassen haben. [Wie aber an diesen zwei Hauptpunkten so erwirbt der Mainzer Stuhl von der Zeit an auch noch in mehreren anderen Gegenden Thüringens einzelne Rechte und Besitzungen; er wetteifert mit den thüringischen Großen in Ausnutzung der Reichsunmittelbarkeit des Landes zur Vergrößerung der eigenen Macht.]

Eben damit aber trat Mainz nachgerade auch in einen viel innigeren und regeren Verkehr mit Thüringen. Hatten die Erzbischöfe schon in der letzten Zeit vorher angefangen, auch diesem entfernteren Theil ihres Sprengels etwas größere Theilnahme und Sorgfalt zuzuwenden, wie darauf die Abhaltung einer Synode zu Erfurt 936 hinweist, so ist doch eine gesteigerte Theilnahme derselben für die kirchlichen Zustände Thüringens in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums nicht zu verkennen. Jetzt erst hören wir von kurz nach einander folgenden bedeutenden Stiftungen der Erzbischöfe in Thüringen; ohne Zweifel aber sollten dieselben wenigstens zum Theil der kirchlichen Neuordnung Thüringens durch Umgestaltung des Send- oder Sendgerichts-Wesens dienen.

Schon im 6. und 7. Jahrhundert pflegte nämlich jeder Bischof ein oder mehrere Mal im Jahr seinen Sprengel zu durchziehen; der Archidiakon oder Erzpriester ging ihm voraus, kündigte das bevorstehende Eintreffen des Bischofs an und schlichtete die geringeren Händel; der Bischof selbst hielt dann Visitation, wobei namentlich auch die vom weltlichen Gericht nicht berücksichtigten Verbrechen bestraft wurden; das hieß der Send oder das Sendgericht. Karl der Große gesellte dem Bischof oder dessen Stell-

vertreter einen Grafen oder Schultheißen bei. Gegen Ende der karolingischen Zeit kam die Einrichtung der Sendzeugen auf; der zu Sendgericht sitzende Bischof ruft sieben, durch Alter, Ansehen und Wahrhaftigkeit hervorragende Männer aus der Gemeinde auf, vereidigt sie auf Reliquien und fordert sie dann zur Rüge der in der Gemeinde vorgekommenen Uebelthaten auf. Seine Ergänzung fand der Send später in den monatlichen Versammlungen, in welchen die Priester eines Bezirks unter Leitung des Erzpriesters von ihrer Amtsführung und dem Zustand ihrer Gemeinde Rechenschaft ablegten. In der sächsischen Zeit fingen die Bischöfe an, Reichsfürsten und damit ihrem geistlichen Beruf entfremdet zu werden. Sie vermochten wegen anderweitiger Geschäfte nicht mehr wie früher das Sendgericht zu halten; sie beauftragten damit ihren Archidiakon. Da aber Ein Archidiakon nicht ausreichen wollte, so wurden vom 11. Jahrhundert an die Bisthümer in mehrere Archidiakonate getheilt, in deren jedem ein Archidiakon die geistliche Gerichtsbarkeit ausübte. In der Regel war die Stellung des Archidiakonen mit der eines Propstes an einem Chorherrenstift verbunden. Bald hielten sich die Archidiakonen wiederum Vertreter für die Rundreisen in den sogenannten Officialen. Unter den Archidiakonen aber standen die ländlichen Erzpriester als geistliche Unterrichter der einzelnen Bezirke; unter ihrem Vorsitz bildeten die Pfarrer des Bezirks das sogenannte Ruralcapitel, dessen Monatsversammlungen den Wandel der einzelnen Geistlichen und Laien beaufsichtigen sollten.

Diese kirchliche Ordnung, welche freilich mit der Zeit mehrfache Durchbrechungen erlitt, wie denn auch die ursprüngliche Ergänzung derselben durch die aus hohen Geistlichen und Laien zusammengesetzten Provincialsynoden allmählich in Abgang kam, wurde wenigstens ihren Anfängen nach in dieser Zeit in Thüringen eingeführt. Zuerst begegnen wir nur drei Archidiakonaten, in Erfurt, Ohrdruf und Bibra oder Bebra im Eckartsberger Kreis. Später tritt noch ein Archidiakonat in Jechaburg in der Sondershäuser Unterherrschaft hinzu. Das im Anfang des 12. Jahrhunderts entstandene Archidiakonat in Dorla bei Mühlhausen, sowie das Archidiakonat in Heiligenstadt müssen wir doch wohl auch noch zu Thüringen rechnen. Das bedeutendste von allen

thüringischen Archidiakonaten war das Jechaburger, welches später 11 Erzpriesterthümer mit mehr als 1000 Kirchen, Kapellen und Klöstern und über 400 Städte, Flecken und Dörfer umfaßte. Sämmtliche Archidiakonate Thüringens standen unter dem Weihbischof in Erfurt als dem geistlichen Stellvertreter des Erzbischofs. Der weltliche Stellvertreter desselben, ebenfalls in Erfurt, war der Vicedom, Vitzthum, woran noch jetzt der Name einer adligen Familie in Thüringen erinnert, welche längere Zeit das Mainzer Vitzthumsamt erblich besessen hat.

Wie sehr sich aber auch nach allem die Stellung von Mainz in und zu Thüringen im Verlauf dieses Zeitraums gehoben hatte, das kirchliche Uebergewicht in Thüringen behaupteten immer noch die beiden großen Abteien Hersfeld und Fulda; wo etwa ihrer Macht und ihrem Ansehen Gefahr droht, gelingt es ihnen noch jedesmal, dieselbe glücklich abzuwenden.

4. Kirchliche Stiftungen.

Aber Gefahr drohte dieser Vorherrschaft von Fulda und Hersfeld, und anders wurde es allmählich doch. Wie auf dem staatlichen, so lassen sich auch auf dem kirchlichen Gebiete schon manche einzelne Regungen eines selbständigen Lebens wahrnehmen, es ist eine Zeit der „Ansätze“. Auf dem kirchlichen Gebiet bestehen diese Ansätze in den doch schon etwas zahlreicheren, größeren und unabhängigeren Gründungen in Thüringen, welche dieser Zeitraum aufweist.

Vom sächsischen Herrscherhaus wurden drei Klöster in Thüringen gestiftet. Heinrichs I. Gemahlin, die Königin Mathilde, errichtete ein Nonnenkloster in Nordhausen; dasselbe hatte freilich von Anfang an nur eine engere, weil auf den Adel beschränkte, Wirksamkeit, und diese wieder mehr in Sachsen als in Thüringen; 1181, als Herzog Heinrich der Löwe Nordhausen niederbrannte, wurde es auch von den Flammen verzehrt; seit dieser Zeit siechte es, 1220 hob es Kaiser Friedrich II. ganz auf und stattete mit den Resten seiner Besitzungen das Chorherrenstift zum hl. Kreuz aus. Otto II. gründete ein Mönchskloster in Memleben zum Andenken an seinen Vater, der ebenso wie sein

Großvater daselbst gestorben war; die reiche Ausstattung desselben mit Gütern, Rechten und Freiheiten läßt vermuthen, daß es zum Ersatz für das fehlende Bisthum, zum kirchlichen Mittelpunkt Thüringens bestimmt war; doch schon nach 40 Jahren wurde es von Heinrich II. dem Abt von Hersfeld untergeben und verlor damit die ursprünglich beabsichtigte Bedeutung. Ottos II. Schwester Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, gründete ein Nonnenkloster auf einem kaiserlichen Hof zu Walbeck im Mansfelder Gebirgskreis.

Aber auch vom Adel gehen Stiftungen aus. Ein Graf von Käfernburg gründete 925 in der Nähe der Wassenburg, Wachsenburg, ein Nonnenkloster zu Ehren der hl. Walpurgis; später wurde dasselbe auf einen Berg bei Arnstadt verlegt, der davon den Namen Walpersberg erhalten hat, 1309 aber wegen der gar zu unbequemen Oertlichkeit nach Arnstadt selbst an die Kirche unserer lieben Frauen. Gleichfalls von einem Grafen von Käfernburg war das 1006 zuerst erwähnte Mönchskloster in Göllingen bei Frankenhausen gegründet; es stand in einer gewissen Abhängigkeit von Hersfeld, welches namentlich den Propst ernannte. In Alsleben, Mansfelder Seekreis, stiftete Graf Gero von Alsleben mit seiner Gemahlin Adela 978 ein Kloster für 34 Jungfrauen; dasselbe gerieth allmählich in Verfall und wurde 1484 durch Heinrich von Krosigk in ein Augustiner-Chorherrenstift umgewandelt. Noch im 10. Jahrhundert wurde in Bibra oder Bebra, Kreis Eckardtsberga, von einem Grafen Billing ein mehreren Heiligen gewidmetes Kloster gegründet; es wurde in späterer Zeit in ein Augustiner-Chorherrenstift verwandelt. Markgraf Eckehard von Meißen und seine Gemahlin Swanhilde stifteten noch vor 1002 das Mönchskloster zu St. Georg in Naumburg. Das 989 zuerst vorkommende Mönchskloster Herren- oder Burgbreitungen, Schmalkalder Kreis, war von Fulda aus gegründet.

Eine etwas andere Bedeutung als die Klosterstiftungen hatte die Errichtung von Chorherrenstiftern. Schon seit der Zeit des hl. Augustin nämlich lebten hie und da die Geistlichen an einer Kirche ohne förmliches Mönchsgelübde nach einer gemeinsamen klösterlichen Regel, einem Kanon; man nannte sie Kano-

niker. Dieses kanonische Leben führte um 760 Bischof Chrodegang von Metz zur Wiederherstellung der verfallenen Zucht bei der Geistlichkeit seiner Kirche ein; von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen wurde die Regel desselben bestätigt und erweitert. Namentlich an den Domen oder bischöflichen Kirchen sowie an den Kirchen mit einem Collegium von Priestern, den sogenannten Collegiatkirchen, entstanden nun solche geistliche Körperschaften; sie hießen auf lateinisch Monasterien von Kanonikern, wovon der Name Münster, auch Collegiatstifter, an den Domkirchen Hochstifter, Domstifter, Domcapitel, die Mitglieder der letzteren Dom- oder Stiftsherren oder Capitulare, während Kanoniker oder Chorherren die allgemeinen Bezeichnungen waren. Galt in einer solchen Körperschaft die Regel des hl. Benedict, wie im Marienstift zu Erfurt, so hieß sie ein Benedictiner-Chorherrenstift; fast alle aber waren der sogenannten Regel des hl. Augustinus unterworfen und führten daher den Namen Augustiner-Chorherrenstift. Einzeln wurden aber nach dieser Regel auch förmliche Mönchs- und Nonnenklöster eingerichtet, ihre Insassen hießen im Unterschied von den späteren Augustiner-Eremiten einfach Augustiner-Mönche und -Nonnen.

In Thüringen gründete 968 Otto der Große, seinem vor der Schlacht auf dem Lechfeld gethanen Gelübde gemäß, in Merseburg das dem hl. Johannes und dem hl. Laurentius gewidmete Hoch- und Domstift an der Johanniskirche. In demselben Jahr wurde auf Ottos Veranlassung die bisherige Pfarrkirche zu Zeitz, die Peter-Paulskirche, zur bischöflichen Kirche und damit zu einem Hochstift erhoben; als 1030 das Bisthum und damit das Hochstift nach Naumburg verlegt war, wurde auf ausdrückliche Anordnung des Papstes in Zeitz ein Collegiatstift errichtet. Um 980 soll das Augustiner-Chorherrenstift in Großburschla bei Treffurt von Abt Werner zu Fulda gestiftet worden sein. In derselben Zeit gründete Abt Gozbert von Hersfeld ein Augustiner-Chorherrenstift in Ohrdruf und bewidmete es mit der von Lullus erbauten Peterskirche; 1344 wurde dasselbe nach Gotha verlegt. Im Jahr 987 errichtete Erzbischof Willigis von Mainz in Oberdorla, Kreis Mühlhausen, eine Kirche zu Ehren des hl. Martin; alsbald scheint er auch bei dieser Kirche das Collegiatstift gegründet zu haben, mit dessen Propstei im Anfang des

12. Jahrhunderts das eine der großen thüringischen Archidiakonate verbunden wurde. Derselbe Erzbischof gründete 989 zu Jechaburg ein dem Petrus geweihtes Kloster, wandelte aber dasselbe 1004 in ein Augustiner-Chorherrenstift um; hier war die Propstei von Anfang an mit einem Archidiakonat verbunden. In Heiligenstadt stiftete Erzbischof Erkenbald von Mainz im zweiten Jahrzehend des 11. Jahrhunderts ein dem hl. Martin gewidmetes Augustiner-Chorherrenstift; der Propst desselben verwaltete das Heiligenstadter Archidiakonat.

Ein Augustinernonnenkloster wurde 980 vom nachherigen Markgrafen Rikdag von Meißen und seiner Schwester Eilsuita in Gerbstedt, Mansfelder Seekreis, gegründet; nachdem dasselbe im Anfang des 12. Jahrhunderts in Verfall gerathen war, wurde es durch seinen Schirmvogt, Markgraf Konrad von Meißen, wieder aufgerichtet und der Benedictinerregel unterworfen. Das St. Moritzkloster in Naumburg, wahrscheinlich Ende des 10. Jahrhunderts von Markgraf Eckehard begonnen und von seinen Söhnen Hermann und Eckehard II. vollendet, wandelte Bischof Dietrich aus einem Augustinernonnenkloster in ein Augustiner-Chorherrenstift um; da jedoch Anfang des 13. Jahrhunderts 13 Schwestern und Mitschwestern in demselben erwähnt werden, so scheint es wenigstens für's Erste nur in ein Doppelkloster für Nonnen und Mönche der Augustinerregel umgewandelt worden zu sein.

5. Stand der Gesittung.

Wenn uns berichtet wird, daß König Heinrich I. kurz vor seinem Tode wegen der unter den thüringischen Geistlichen eingerissenen Zuchtlosigkeit eine Synode zu Erfurt anstellte, und daß da die Geistlichen, von Reue ergriffen, sich demüthig zur Erde warfen und ihre Sünden bitterlich beweinten: so wissen wir allerdings, daß in der vorhergegangenen Zeit der karolingischen Könige in ziemlich gleichem Verhältniß die Ansprüche und Befugnisse der Kirche allmählich gestiegen, wie die Bildung und der Wandel der Geistlichkeit gesunken waren. Doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Synode geradeso wie andere im Mainzer

Sprengel eben darum gehalten wurde, weil die Erzbischöfe seit einiger Zeit mit allem Ernst an der Abstellung kirchlicher Schäden und Hebung der kirchlichen Zucht arbeiteten; auch ist die Bußfertigkeit der thüringischen Geistlichen wohl eher ein Beweis, daß es mit ihr nicht besonders schlimm bestellt war.

Aehnlich dürfte sich's mit der Klage aus dieser Zeit über den im Volk noch bestehenden Aberglauben verhalten. Noch zitterten Viele bei einer Sonnen- oder Mondfinsterniß und meinten, durch Lärmen und Schreien dem Lichte überhelfen zu müssen; noch wurde von den Weibern das Nestelknüpfen getrieben d. h. durch Zauberei das Gewebe oder der Zeddel einer Andern so ineinander verwickelt, daß er nur durch Gegenzauber entwirrt werden könnte; noch zündeten die Leute vielfach bei bestimmten Quellen, Steinen, Bäumen und auf Kreuzwegen zu gewissen Zeiten ein Licht an und brachten ein Opfer dar; noch glaubte man an Währwölfe d. h. an Menschen, die sich in andere Gestalten, zumal in einen Wolf verwandelten; überhaupt zahllose Zaubereien und Wahrsagereien wurden, wenn auch verbotenerweise und heimlich, noch getrieben. Würden wir aber wohl Klagen darüber aus dieser Zeit vernehmen, wenn nicht auch schon eine richtigere Erkenntniß in ihr Platz gegriffen hätte?

Sogar die Abnahme der alten Einfachheit bei den vornehmeren Ständen, welche sich in dieser Zeit sehr rasch vollzog, hatte doch ihre zwei Seiten. Ein fast gleichzeitiger Geschichtschreiber berichtet uns, daß bei dem Kriegszug Ottos des Großen nach Frankreich 940 seine Krieger sämmtlich Strohhüte und zum größten Theil Gewänder von Rauchwerk trugen, gegen Ende seiner Regierung dagegen das Kleid eines seiner Hofbeamten wohl kostbarer gewesen sei als hundert Gewänder von Hofbeamten des griechischen Kaisers; und unter Ottos Sohn und Enkel stieg die Kleiderpracht noch höher. Der Anzug der Frauen aber war nicht allein theuerer, sondern auch unanständig geworden, und manche trugen, wie ihre anstößigen Liebeshändel beweisen, die Frechheit auch auf den Lebenswandel über. Daß übrigens auch die Grundsätze der Männer höheren Standes im allgemeinen nichts weniger als streng waren, das geht aus vielen Geschichten sehr deutlich hervor. Womit hing aber diese Lockerung der alten einfachen

Sitte zusammen? Gewiß auch mit der Eröffnung der Harzbergwerke unter Otto dem Großen, welche Silber und Kupfer in Menge lieferten; aber weit mehr noch und recht eigentlich mit dem lebhaften Verkehr, in welchen seit Ottos des Großen Vermählung mit der italienischen Königin Adelheid, seiner Kaiserkrönung in Rom und der Verheirathung seines Sohnes, Ottos II., mit der griechischen Prinzessin Theophania der sächsische Hof mit der römischen und griechischen Bildung gekommen war. Nur griechische und römische Unsitten hatte dieser Verkehr doch nicht in seinem Gefolge, sondern auch vielfache Veredlung des vordem noch mehr bäuerischen Wesens, Kenntniß der alten Sprachen, überhaupt eine nicht geringe Erweiterung des geistigen Gesichtskreises in den höheren Ständen Sachsens und des zu ihm gehörigen und vom sächsischen Fürstenhaus so häufig besuchten Thüringens.

Vornehmlich durch eben diesen Verkehr kam wohl auch der sogenannte byzantinische oder romanische Baustil (Rundbogenbau) an Stelle des bisherigen Roth- oder kunstlosen Baus in unseren Gegenden auf; und noch besitzen wir in Thüringen eines der frühesten Denkmäler dieser Bauart. Im Jahr 954 nämlich hielt Otto der Große eine Reichsversammlung in Arnstadt, auf welcher sein Sohn Wilhelm nach alter Sitte von Volk und Geistlichkeit zum Erzbischof von Mainz gewählt und von Otto als Statthalter über Thüringen verordnet wurde; auch fand damals die Aussöhnung zwischen Otto und seinem wider ihn aufgestandenen Sohn Ludolf statt. Zum Andenken an seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl erbaute Wilhelm die Marien- oder Liebfrauenkirche in Arnstadt im romanischen Stil, nach einer Vermuthung an Stelle oder mit Benutzung eines schon im 8. Jahrhundert entstandenen roheren Baues. Im 13., vielleicht auch erst im 14. Jahrhundert, nachdem die Kirche 1309 den Benedictinerinnen der hl. Walpurgis übergeben war, wurden namentlich Chor und Portal im sogenannten gothischen Stil umgebaut, so daß nur das Schiff ganz den früheren Stil bewahrt hat. Durch einen im 17. oder 18. Jahrhundert aufgesetzten ganz geschmacklosen Thurm ist das Ganze sehr entstellt worden. Trotz dem und trotz seiner Baufälligkeit ist es noch jetzt ein Beweis, wie sich die kirchliche Baukunst in Thüringen schon in der Mitte

dieses Zeitraums gehoben hatte. Auch in anderen, der Kirche dienenden Künsten hatte man's dem Anschein nach schon ziemlich weit gebracht; Heinrich II. schenkte der Stiftskirche in Merseburg ein in Gold und Elfenbein eingefaßtes Evangelienbuch, einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kelch nebst Patene und Rohr, zwei Crucifixe und anderes mehr; für dieselbe Kirche ließ er einen neuen goldenen Altar verfertigen, zu welchem Bischof Dietmar 6 Pfund Gold vom alten Altar hergab. Wenn Abt Gozbert von Hersfeld das Chorherrenstift, welches er 980 in Ohrdruf gründete, unter anderem auch mit einer ansehnlichen Büchersammlung ausstattete, und wenn Bischof Wigbert 1007 in Merseburg eine Büchersammlung anlegte, so sind das doch nur Beispiele davon, wie in dieser Zeit die Wissenschaften von der Kirche, besonders in den Klöstern durch Abschreiben, zum Theil mit schöner Malerei der Anfangsbuchstaben, noch mehr durch Unterricht der jüngeren Geistlichen in der inneren, der zum geistlichen Stand bestimmten und anderer junger Leute von Stand in der äußeren Schule, sowie durch das eifrige Studium so mancher Geistlichen gepflegt und gefördert wurden. Bischof Dietmar oder Thietmar von Merseburg, ein Verwandter des sächsischen Königshauses, schrieb eine für die Geschichte seiner Zeit höchst werthvolle Chronik. Als Zeichen gehobener Bildung oder wenigstens gestiegener Lebensverfeinerung durch den Verkehr mit dem Süden darf es wohl auch angesehen werden, daß gegen Ende dieses Zeitraums Abt Godehard oder Gotthard von Hersfeld in Gotha Gärten anlegte; er wurde später von dieser Stadt zum Schutzheiligen erwählt, sein Bild führt sie bis heute in ihrem Siegel.

Geht aber schon aus dem Angeführten hervor, daß die Ansätze zu höherer Bildung in dieser Zeit, weit entfernt, der Kirche irgendwie feindlich entgegenzutreten, vielmehr nur der Verherrlichung der Kirche dienten und wiederum von der Kirche freundlich gehegt wurden, so fehlt es auch nicht an ausdrücklichen Zeugnissen einer innigen und aufopfernden Frömmigkeit, voran im sächsischen Herrscherhaus und unter den Edlen Thüringens insgemein. Ottos des Großen letzter Lebenstag in Memleben wird uns mit den Worten beschrieben: „Mit der Morgenröthe erhob er sich nach seiner Gewohnheit aus dem Bett und wohnte der Nacht-

und Frühmette bei; darnach ruhte er ein wenig; nachdem er sodann, wie er pflegte, den Armen Handreichung gethan, nahm er etwas zu sich und ruhte dann wiederum im Bette; als aber die Stunde da war, schritt er munter heraus und begab sich in heiterer Stimmung zum Mittagsmahl; nach vollbrachten Geschäften aber wohnte er den abendlichen Lobgesängen bei; und als das Absingen des Evangeliums vorüber war, fing er an Hitze zu spüren und schwach zu werden."

Bruno, der älteste Sohn des Edlen Bruno von Querfurt und seiner Gemahlin Ida, nach 970 geboren, als Kind schon zum geistlichen Stand bestimmt und seit seinem 10. Jahr in Magdeburg unterrichtet, frühzeitig zum Domherrn ernannt und von Kaiser Otto III., seinem Verwandten, an den kaiserlichen Hof gezogen, erfuhr ebenso wie der Kaiser in Italien den Einfluß des schwärmerischen Mönchthums, welches dort und damals mächtig um sich griff. Er verließ den Hof mit allen glänzenden Aussichten und wurde Mönch der neuen strengen Richtung; ja er schloß sich dem Einsiedler und Bußprediger Romuald an und lebte mit diesem in einem Wald bei Ravenna. Durch den Märtyrertod Adalberts von Prag in Preußen war in ihm der Wunsch rege geworden, den heidnischen Slaven das Evangelium zu verkündigen und als Märtyrer zu sterben. Als der Polenherzog Romualds Mönche zur Bekehrung seiner heidnischen Nachbarn berufen und die beiden, welche diesem Ruf zuerst folgten, den Tod gefunden hatten, machte sich Bruno auf, wanderte barfuß, fastend und Psalmen singend nach Rom und bat den Papst, ihn als Heidenbekehrer in die nordöstlichen Gegenden auszusenden. Seiner Bitte gewährt, wanderte er nach Merseburg zu König Heinrich II., welcher ihn zum Bischof weihen ließ. Nun ging er nach Polen, und nachdem er da und in Ungarn mehrere Jahre zugebracht, machte er sich ohne alle Unterstützung mit 18 Gefährten, darunter seinem Bruder Gebhard, nach dem feindlichen Preußen auf. Hier wurde er von den Heiden gefangen genommen, sie hieben ihm die Hände und die Füße und zuletzt den Kopf ab; wie er, so starben nach ihm seine Gefährten den Märtyrertod 1009. An der Stelle seines Todes wurde die Stadt „Braunsberg" erbaut; Bruno führt in der Kirchengeschichte den Beinamen „Apostel der Preußen".

Ein thüringischer Edler, Günther, wahrscheinlich aus dem käfernburgischen, beziehentlich schwarzburgischen Hause, der sich in seiner Jugend durch Heldenmuth ausgezeichnet hatte, entsagte der Welt, aus Reue über seine Sünden oder aus Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin, und zog sich erst in das Kloster Göllingen bei Frankenhausen, welchem er einen Theil seiner Güter zuwendete, dann in das Kloster Niederaltaich in Bayern zurück. Nach einer Pilgerfahrt nach Rom legte er hier, vielleicht 1006, vor dem Altar der hl. Jungfrau und des hl. Moritz den Kriegsgürtel ab, ließ sich Bart und Haupthaar abscheeren und kam wieder nach Göllingen. Da regte sich in ihm die Sehnsucht nach den Freuden der Welt; aber besonders in Folge der Ermahnungen seines Freundes, des Abtes Gotthard von Hersfeld, sonderte er sich immer mehr von der menschlichen Gesellschaft ab und wählte 1008 einen Berg in der Gegend von Altaich zu seinem Wohnplatz. Vor dem Andrang des Volkes, welches der Ruf seiner Frömmigkeit und seiner harten Büßungen herbeigelockt, zog er sich 1011 in das Innere des Böhmerwaldes zurück und baute da mit einigen Klosterbrüdern, die ihm nachgefolgt waren, mehrere Zellen und eine Kapelle zu Ehren Johannis des Täufers. Von hier aus besuchte er auf wiederholte dringende Einladung um 1014 und vielleicht noch öfter den König Stephan von Ungarn; er veranlaßte denselben zur Stiftung von mehreren Bisthümern, Kirchen und Klöstern. Im Jahr 1017 machte er sich nach der Lausitz auf, um den vom Christenthum abgefallenen Wenden das Evangelium zu verkündigen; den Mangel an Gelehrsamkeit ersetzte seine große natürliche Beredtsamkeit. Selbst beim Kaiser Konrad II. stand er in hoher Gunst, und Kaiser Heinrich III. zog ihn bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe. Bei'm Herzog von Böhmen genoß er solches Ansehen, daß ihn dieser zum Pathen seines Sohnes wählte; nur durch seinen Einfluß erlangte 1040 der rettungslos verlorne Heerhaufen des Markgrafen Eckard II. von Thüringen ungehinderten Abzug aus Böhmen. Mit der Zeit aber hatte sich Günther noch tiefer in den Böhmerwald hinein begeben und in einer öden Gegend ein kleines hölzernes Haus errichtet; hier legte er einen Weg für die Reisenden aus Böhmen nach Bayern an. Als ihn aber die Mönche eines nicht allzufernen Klosters entdeckt

und in ihr Kloster eingeladen hatten, entfernte er sich, um ähnlichen Zumuthungen auszuweichen, auch von da in die Gegend, die jetzt Dobrawoda heißt, und verlebte da den kurzen Rest seiner Tage. Er starb 1045, in einem Alter von 90 Jahren, von welchen er 37 als Einsiedler zugebracht hatte. Ob er heilig gesprochen worden, läßt sich bezweifeln; aber St. Günther, der Eremit, wird noch jetzt in der Gegend seines Einsiedlerlebens durch eine jährliche Wallfahrt und einen jährlichen Gedächtnißtag gefeiert.

Ein zwar nicht ganz schattenfreies, aber durch Innigkeit und Zartheit geradezu überraschendes Bild vom Einfluß des Christenthums auf Sinn und Wandel der höheren Stände und insbesondere ihrer Frauen in dieser Zeit tritt uns im Leben der Königin Mathildis oder Mathilde entgegen. Gehört uns dieselbe auch ihrer Herkunft nach nicht an, so dürfen wir sie doch Nord-Thüringen als ihrer späteren Heimath und dem eigentlichen Lande ihres Wirkens zueignen; und so möge denn eine kurze Schilderung ihres Lebens die Darstellung dieses Zeitraums beschließen.

6. Königin Mathilde.

Mathilde, väterlicherseits eine Urenkelin des berühmten Sachsenherzogs Wittekind und Tochter des reichen und angesehenen sächsischen Edlen Dietrich oder Theoderich, durch ihre Mutter Reinhilde aber aus dänischem und friesischem Geschlechte stammend, war um das Jahr 890 auf dem väterlichen Hofe Enger bei Herford in Westfalen geboren. Schon in ihrer frühen Jugend wurde sie der Aebtissin Mathilde in Herford, ihrer Großmutter väterlicherseits, die als Wittwe den Schleier genommen hatte, zur Erziehung übergeben. Sie erhielt hier Unterweisung in der Schrift und in Handarbeiten; und als sie zur Jungfrau erwachsen war, verbreitete sich der Ruf von ihrer Schönheit, Frömmigkeit, Sittsamkeit und Tüchtigkeit weithin durch's Sachsenland, er drang auch bis zum Herzog Otto dem Erlauchten.

Dieser wünschte, seinen Sohn Heinrich, welcher seine frühere Ehe mit der schon geweiheten Wittwe Hathburg wegen des Einspruchs der Kirche hatte lösen müssen, mit Mathilden vermählt zu sehen. Auf seine Veranlassung begab sich Heinrich mit einem stattlichen

Gefolge auf die Brautschau nach Herford. Sobald er in der Kirche, wo er mit wenigen Begleitern dem Gottesdienst beiwohnte, Mathilde von weitem gesehen hatte, war er von heißer Liebe zu ihr ergriffen. Er warb alsbald bei der Aebtissin feierlich um die Hand ihrer Enkelin, diese verlobte sie ihm auf der Stelle, und schon am nächsten Morgen führte Heinrich seine Braut von dannen. Zu Wallhausen in der goldenen Aue wurde die Hochzeit mit königlicher Pracht gehalten (909); Heinrich schenkte diesen Ort mit allem Zubehör seiner Gemahlin zur Morgengabe. Im November 912 gebar sie ihren ersten Sohn, Otto, die letzte Freude des Großvaters, Ottos des Erlauchten, der wenige Tage darauf starb.

Herzinnige Liebe verband Mathilde mit ihrem Gemahl. Aber dem Herrn diente sie auch in der Ehe unermüdlich; verließ sie doch in der Nacht sogar ihr Lager, um in der Kirche zu beten. Demüthig war sie und wurde sie nur noch mehr, als 918 die Königswürde den äußerlichen Glanz ihrer Stellung erhöht hatte. Sie erschien wohl geschmückt mit Edelsteinen und Seide, aber in ihrem Innern hegte sie eine köstlichere Zier, ein Gott wohlgefälliges Herz. Ihre Untergebenen behandelte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, so daß sie ihr willig Ehrfurcht erwiesen. Gegen die Armen war sie freigebig. Wer mit Betrübniß im Herzen zu ihr kam, ging getröstet hinweg. Hülfesuchende thaten bei ihr niemals eine Fehlbitte. Dem leicht aufbrausenden Zorn ihres Gemahls begegnete sie mit sanftmüthigem Zureden, und sie ruhte nicht, bis er über den Missethäter das Wort der Gnade gesprochen; meinte Heinrich, ihrer Fürbitte für einen Angeklagten nicht willfahren zu dürfen, so überließ er wohl Anderen das Urtheil, um in den Augen seiner Gemahlin unbetheiligt zu sein. Der Kirche war Heinrich in Folge mehrfacher schlimmer Erfahrungen mit ehr- und herrschsüchtigen Geistlichen anfangs nicht sehr geneigt; Mathilde verstand es, ihn allmählich für dieselbe zu gewinnen. Seinen und ihren jüngsten Sohn, den im 20. Jahr der Ehe geborenen Bruno, bestimmte er für den geistlichen Stand, er gab ihn dem frommen Bischof Balderich zu Utrecht in Erziehung. Wie er bereits mehrere Kirchen zum Heil seiner Seele gestiftet hatte, so erbaute er in Merseburg eine große steinerne Kirche, welche 933 einge-

weiht wurde. In seinen letzten Lebensjahren stiftete er in Quedlinburg, wo er oft und gern mit Mathilde in seiner Pfalz geweilt hatte, ein Kloster, welches seine Ruhestätte werden sollte. Er versetzte dahin die adligen Nonnen aus dem Kloster Wandhausen, gemäß dem Wunsche Mathildens, welche in edler Geburt eine Anwartschaft auf edlen Sinn erblickte und diese Stiftung zu einer Pflanzstätte edler christlicher Sitte für das ganze Sachsenland zu machen begehrte.

Es war eine freuden- und segensreiche Zeit, die 27 Jahre, welche Mathilde an der Seite Heinrichs verlebte, meist an den zu ihren Wittwensitzen bestimmten Orten sowie in Merseburg und in der Pfalz Wirla bei Goslar, fast ausschließlich mit der Erziehung ihrer Kinder, mit frommen Andachtsübungen und mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt. Von den 3 Söhnen und 2 Töchtern, die sie ihrem Gemahl geboren hatte, war die älteste Tochter, Gerberga, schon früh mit dem Herzog Giselbert von Lothringen, der älteste Sohn, Otto, mit der englischen Königstochter Editha vermählt, und diese war ihr um ihrer geistigen Verwandtschaft willen eine ganz besonders liebe Schwiegertochter. Kaum 40 Jahre alt, erfreute sich Mathilde schon an zwei Enkeln; so oft ihr auch nachher noch die Geburt eines Enkelkindes gemeldet wurde, jedesmal blickte sie dankend zum Himmel auf und rief: „Gelobt sei Gott!“

Je inniger und glücklicher aber Mathilde die 27 Jahre mit Heinrich zusammen gelebt hatte, eine desto tiefere, ja eine unheilbare Wunde schlug ihr sein unerwarteter Tod. Heinrich hielt sich mit ihr im Sommer 936 auf seiner Pfalz zu Memleben auf, als er plötzlich erkrankte und bald die Nähe seines Todes fühlte. Als es zum Sterben ging, redete er noch längere Zeit heimlich mit Mathilden, dann aber sprach er laut vor allen Umstehenden: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir von dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeglicher Tugend erprobtes Weib wie ich; du hast oft meinen Zorn besänftigt, mir zu allen Zeiten heilsamen Rath gegeben, mich, wo ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt, und fleißig hast du mich ermahnet, mich derer anzunehmen, die Gewalt litten. Hab Dank für alles! Gott und

der Fürbitte seiner Auserwählten befehle ich dich und unsere Kinder wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen soll." Darauf dankte Mathilde tief gerührt auch ihm für alle bewiesene Liebe und Treue und verließ sein Sterbelager, um in der Burgkapelle für sein Seelenheil zu beten. Da verschied Heinrich, und der Klageruf seiner Söhne und der umgebenden Edelleute drang bis in die Kapelle. Mathilde faßte sich jedoch, sie warf sich nieder im Gebet und empfahl die Seele des Verstorbenen der Gnade Christi. Darauf erhob sie sich und fragte, ob jemand bis jetzt gefastet habe, daß er für die Seele ihres Herrn eine Messe singen könne. Der Priester Adeldac rief: „Herrin, noch habe ich nichts genossen!" Da löste Mathilde zwei Spangen von bewundernswerther Kunst von ihrem Arme und sprach zum Priester: „Nimm dieses Gold für dich und singe eine Seelenmesse!" Ihr Leben lang vergaß sie diesen Dienst des Priesters nicht, ja sie verschaffte ihm dafür durch ihren Sohn Otto die Bischofswürde. Erst nach Beendigung der Messe trat Mathilde in das Sterbezimmer; bitterlich weinte sie und doch ergeben in Gottes Willen. Zu ihren weinenden Söhnen aber sagte sie: „Meine theuren Söhne, schreibt euch in's Herz, was ihr hier sehet; ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat solches zu thun!"

Länger als 30 Jahre sollte Mathildens Wittwenschaft dauern. Aber das Andenken an den heißgeliebten Gemahl blieb allezeit frisch in ihrem Herzen. Nicht nur den Jahrestag, sondern auch den Monats-, ja den Wochentag seines Todes, den Sonnabend, beging sie mit besonderen Werken der erbarmenden Liebe. Seine Stiftung in Quedlinburg zu vollenden, war ihr die angelegenste Sorge; und mit Hülfe ihres Sohnes Otto erhob sie nicht allein das Nonnenkloster daselbst in kurzem zu hoher Blüthe, sondern gründete auch noch ein Mönchskloster in der Nähe der Burgkapelle.

Ihre Zeit theilte sie zwischen Gottesdienst, Unterstützung Nothleidender und Anfertigung von Handarbeiten. Um ihren Andachtsübungen ungestörter obliegen zu können, hatte sie sich bei der Kirche eine Zelle einrichten lassen, in welcher sie sich am Gesang der heiligen Lieder in der Kirche erbaute und aus welcher sie allnächtlich nach kurzem Schlaf sich selbst in die Kirche

begab. Dann stimmten ihre Sänger und Sängerinnen in drei Abtheilungen in der Halle, vor der Thür und auf dem Gange ihre Loblieder an. Betend verharrte sie in der Kirche bis zum Schluß der Frühmesse. Darauf besuchte sie die Kranken und Schwachen in der Nachbarschaft, von denen sie gehört, und reichte ihnen, was sie bedurften. Zur Mahlzeit aß sie nur eben genug, um ihren Hunger zu stillen, alles Uebrige schickte sie den Armen. Ihre Diener und Dienerinnen unterrichtete sie selbst in Geschicklichkeiten und Kenntnissen, namentlich auch in der damals noch seltenen Kunst des Lesens, ohne daß sie darum ihrer königlichen Würde irgend etwas vergeben hätte.

Da traf sie ein überaus bitteres Leid durch ihre eignen Kinder, und nicht ohne ihr Verschulden, da sie ihren zweiten, dem Vater ähnlichen Sohn Heinrich in nicht zu billigender Schwäche bevorzugte, ihm sogar gern unter Zurücksetzung Ottos die Nachfolge in der Königswürde verschafft hätte. Nachdem sich ihr Stiefsohn aus Heinrichs Ehe mit Hathburg, Thankmar, wider Otto empört hatte und umgekommen war, erhob sich ihr Schwiegersohn Giselbert von Lothringen ebenfalls und verleitete auch den jungen ehrgeizigen Heinrich zum Treubruch gegen seinen Bruder Otto. Giselbert kam im Kriege um, Heinrich mußte sich ergeben und erhielt von Otto großmüthige Verzeihung. Trotzdem ließ er sich wieder in eine Verschwörung gegen Ottos Leben ein und mußte nach Vereitlung derselben mit strenger Haft büßen. Mathilde war es, die Otto'n zum nochmaligen Vergeben bewog, als Heinrich sich reumüthig vor ihm demüthigte. Aber kaum waren die feindlichen Brüder versöhnt, so wendeten sie sich gemeinsam gegen die Mutter. Sie beschuldigten dieselbe nicht allein, daß sie ihr reiches Witthum vergeude, sondern auch daß sie ihnen große Schätze aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters vorenthalten habe. Otto forderte ungestüm von ihr zurück, was sie unrechtmäßigerweise verschenkt habe, und verbot ihren Dienern bei strenger Strafe, fernerhin Gaben von ihr den Armen zu bringen; ja er, und noch rücksichtsloser Heinrich, verlangten, sie solle ihr Witthum ihnen überlassen und in ein Kloster gehen. Alle diese schweren Kränkungen trug Mathilde geduldig. Kein hartes Wort wider ihre Söhne kam über ihre Lippen, vielmehr klagte sie sich selbst um

dessen willen an, was sie zu leiden hatte. Sie fühlte, daß sie Otto'n durch die Bevorzugung Heinrichs wehe gethan hatte; „Gott aber weiß", sagte sie, „wer meinen lieben Heinrich gegen mich aufgebracht hat, ihn, von dem ich in jeder Drangsal Trost erwartete. Und doch kann ich es nicht ertragen, hart über ihn sprechen zu hören; denn ich habe ihn immer noch lieb von Herzensgrund. Gott wolle verhüten, daß nicht der König, jetzt sein Helfer, einst mein Rächer werde! Ach daß doch die Freundschaft, die jetzt beide gegen mich verbindet, sich niemals wieder in Feindschaft verwandele!" Tief verwundet entsagte Mathilde allem, was ihr Heinrich vermacht hatte, zog sich auf ihr väterliches Erbe nach Enger zurück und verwendete ihre noch übrigen Einkünfte auf das dortige Kloster.

Doch lange sollte das Mißverhältniß zwischen Mutter und Söhnen nicht dauern. König Otto hatte Unglück bei allen seinen Unternehmungen; und so gelang es seiner trefflichen Gemahlin Editha, sein Herz umzustimmen. Auch Heinrich ging in sich, als er von schwerer Krankheit befallen wurde. In einem reuevollen Briefe bat Otto die Mutter zurückzukommen; und alles Geschehene vergessend machte sie sich sofort auf den Weg. Kaum hatte Otto, der gerade in Grona Hof hielt, vernommen, daß seine Mutter nahe, so ritt er ihr mit seiner Gemahlin und einem großen Gefolge entgegen. Als er sie von weitem erblickte, sprang er vom Pferde, lief auf sie zu, warf sich mitten auf dem Weg vor ihr nieder und bat sie kindlich-demüthig um ihre Verzeihung. Weinend beugte sich die Mutter über ihn und gab ihm, nur ihre eigne Sünde anklagend, den Friedenskuß. Heinrich vernahm, was sich in Grona begeben, eilte auch herbei und flehte um Vergebung, die ihm mit vielen Freudenthränen gewährt wurde. Hierauf führten die beiden Söhne ihre Mutter nach ihrem Wittwensitz zurück und setzten sie in alle ihre Rechte wieder ein.

Von dem an wurde das Verhältniß zwischen Mutter und Söhnen durch keinen Mißklang wieder gestört. Anstatt seiner Mutter die Freude am Wohlthun zu verkümmern, unterstützte sie Otto fortan bei ihren Stiftungen aus seinen Mitteln. Als die frühere liebe Vermittlerin Editha starb, wurde das Band der Liebe zwischen Sohn und Mutter nicht lockerer, sondern noch

fester; begegnete er sich doch mit ihr nun auch darin, daß er wie sie Trost für das tiefbetrübte Herz in Unternehmungen zu Gottes Ehre suchte. Eine große Freude war es für Mathilde, als Otto auf ihre Verwendung hin seinem Bruder Heinrich das durch den Tod von dessen Schwiegervater erledigte Herzogthum Bayern verlieh. Ihr jüngster und zugleich ihr ähnlichster Sohn Bruno wurde noch in jungen Jahren Erzbischof von Köln; er verwaltete zugleich das Herzogthum Lothringen. Seiner Weisheit gelang es, die beiden Schwiegersöhne Mathildens, den Herzog Hugo von Francien, an welchen die jüngste Tochter Hedwig vermählt war, und den König Ludwig IV. von Frankreich, mit welchem sich die älteste Tochter Gerberga nach dem Tod ihres ersten Gemahls Giselbert von Lothringen verheirathet hatte, nach langem, bitterem Hader mit einander auszusöhnen. Mit freudiger Theilnahme begleitete Mathilde das vereinigte und großartige Wirken ihrer Söhne, insbesondere auch Ottos siegreiche Kämpfe zur Ausbreitung des Christenthums im Norden und Osten Deutschlands.

Noch einmal kam für die schon Bejahrte eine Zeit schweren Kummers, als Ottos Kinder aus erster Ehe die Waffen gegen ihren Vater erhoben. Doch Otto siegte und verzieh. Nicht lange hernach sandte er vom Lechfeld an die Mutter die Botschaft von seinem großen Siege über die Ungarn. Unter einem Strom von Thränen schloß sie den Sohn in ihre Arme, als er bald darauf selbst zu ihr eilte. Siehe da traf sie der allerhärteste Schlag; ihr Liebling Heinrich, der, von unheilbarer Krankheit ergriffen, sie vor kurzem in Quedlinburg besucht hatte, um sie noch einmal zu sehen, starb in den besten Mannesjahren fern von ihr in Regensburg. Als sie die Todesnachricht empfing, überzog Todtenblässe ihr Gesicht, sie zitterte am ganzen Leibe, und lange starrte sie auf ihr Gebetbuch, bis endlich ihr Schmerz sich durch einen Thränenerguß löste. Dann ließ sie die Nonnen zur Kirche rufen, forderte sie auf, für das Seelenheil ihres abgeschiedenen Sohnes zu beten, und warf sich selbst vor dem Altar nieder. „O Herr", rief sie, „erbarme dich der Seele deines Knechtes, den du von der Welt abberufen hast. Gedenke, wie wenig Freude er im Leben genossen, und wie fast alle seine Tage voll Kummer und Elend gewesen sind!" Als sie sich wieder erhoben hatte, wankte

sie zum Grabstein König Heinrichs, legte ihr Haupt auf denselben und rief: „O mein Herr und Gemahl, wohl dir, daß du diesen Schmerz nicht mehr erlebt hast! Dich berührt dieses bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, so oft ich des traurigen Tages deines Todes gedachte, mein einziger Trost, daß mir dieser unser geliebter Sohn geblieben war, der dein Antlitz, deine Gestalt und deinen Namen trug!"

Von diesem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, welches sie bisher, von einem leinenen Ueberwurf bedeckt, noch getragen hatte, für immer ab und erschien nur noch im Trauergewand; sie litt fortan kein Goldgeschmeide mehr an sich; an Spielen, wie die Zeit sie liebte, nahm sie nicht mehr theil, erlaubte auch nicht, daß in ihrer Gegenwart weltliche Lieder gesungen wurden, nur noch an geistlichen Gesängen hatte sie Gefallen. Hatte sie schon immer ihre Freude darin gefunden, Nothleidenden zu helfen, so wurde das nun für sie fast zur Leidenschaft. Nicht glücklicher war sie, als wenn ihr großes Wohngemach von Hülfesuchenden angefüllt war und sie ermüdeten Wanderern die Füße waschen konnte. Den Winter über ließ sie nicht nur in Gebäuden, sondern sogar im Freien helllodernde Feuer unterhalten, damit sich Fremde daran wärmen und Verirrte zurechtfinden könnten. Bei Ausfahrten oder auf Reisen führte sie stets eine Menge Wachslichte bei sich im Wagen, die sie an die Bethäuser am Weg vertheilen ließ. Jeder dürftige Reisende, der ihr begegnete, wurde mit Obst und sonstiger Speise erquickt. Selbst der Thiere gedachte sie; den Vögeln ließ sie Brotkrumen hinstreuen, die Hühner fütterte sie selbst, und ihrer besonderen Pflege erfreute sich der Hahn, der sie durch seinen Ruf am Morgen zur Frühmesse weckte. Die meiste Aufheiterung gewährte ihr neben dem Besuch ihrer Klöster die Erziehung ihrer Enkel; namentlich hing ihr Herz an dem kleinen Heinrich, Heinrichs Sohn, in welchem sie das Ebenbild des Vaters und des Großvaters zugleich vor sich zu haben glaubte.

Mit Sorgen hatte Mathilde 961 König Otto mit seiner zweiten Gemahlin Adelheid nach Italien ziehen sehen; sie dachte nur an die Gefahren, die ihn da treffen könnten, und verdoppelte ihre Gebete für ihn. Doch siehe, nach 4 Jahren kehrte er sieg- und

ruhmbedeckt als gekrönter römischer Kaiser über die Alpen zurück. Auf seine Einladung eilte Mathilde mit ihren beiden Enkeln, Heinrich und Otto, Ottos Sohn, zu ihm nach Köln. Im erzbischöflichen Palast ihres Sohnes Bruno war sie mit allen ihren noch lebenden Kindern und ihren sämmtlichen Enkeln in beneidenswerthem Glück vereinigt. Der alte Bischof Balderich, Brunos Erzieher, der auch zugegen war, sprach den Segen über das mächtige und herrliche Königsgeschlecht, insbesondere über die greise Königin und wandte auf sie das Psalmwort an: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deiner Kinder Kinder!" Doch endlich mußte man sich trennen; nur wenige Monate nachher starb Erzbischof Bruno, auch Königin Gerberga sah die Mutter nicht wieder.

Kaiser Otto begab sich mit seiner Mutter nach Nordhausen, um hier noch eine Woche lang ungestört mit ihr zusammen zu sein. Der Ort war ihr besonders werth, weil sie hier mit ihrem Gemahl frohe Tage verlebt, auch Heinrich und Gerberga da geboren hatte. Hier hatte sie noch in der letzten Zeit angefangen ein Kloster zu gründen, und weil sie ihr Vermögen schon auf andere Stiftungen verwendet hatte, so fürchtete sie, das angefangene Werk unvollendet zurücklassen zu müssen. Sie übergab es daher Otto'n als ihr Vermächtniß mit der dringenden Bitte, es auszuführen. Nachdem sie ihm die frommen Schwestern vorgestellt hatte, sprach sie: „Die hl. Mutter Gottes, die Himmelskönigin Maria, möge sie gnädig annehmen und sie um ihres Sohnes Liebe willen stets behüten, daß sie Gott über alles lieben und ihm mit ganzer Seele dienen, nicht aus Begierde nach menschlicher Ehre, sondern aus Verlangen nach ewiger Vergeltung. Ueberdies bitten wir, daß unsere Söhne und Enkel von solchem Erbarmen gegen diese frommen Schwestern bewegt werden, daß, so lange noch ein Fünklein unserer Nachkommenschaft lebt, ihnen nie die Stütze des Thrones fehle!" Darauf bestätigte Otto für sein und seiner Eltern Heil alles, was die Dienerin Christi der Stiftung übergeben hatte, und fügte noch anderes hinzu, was seine Mutter begehrte. Von Nordhausen reisten Mutter und Sohn nach Quedlinburg, zur Einweihung Mathildens, Ottos einziger

Tochter, als Aebtissin des dortigen Klosters, wo sie die fromme Thätigkeit der Großmutter fortsetzen sollte. Hierauf kehrten sie nach Nordhausen zurück; Otto verabschiedete sich von der Mutter, um seinen dritten Zug über die Alpen anzutreten; beide sagten sich, daß sie sich schwerlich wiedersehen würden. Am Morgen des Scheidetages hörten sie nach langer Besprechung mit einander die Messe; als dieselbe beendet war, sprach Mathilde zum Kaiser: „Verliere doch ja keines der Worte aus deinem Gedächtniß, mit denen ich diese Stätte deiner Liebe und Treue befohlen habe! Hier habe ich glücklich gelebt, unter Gottes Schutz zweimal die Gefahren der Niederkunft überstanden; hier habe ich deinen Bruder Heinrich geboren, den ich wegen des väterlichen Namens so sehr liebte, hier deine Schwester Gerberga. Weil ich also an diesem Orte zweimal durch der hl. Jungfrau Maria Hülfe aus Kindesnöthen errettet wurde, habe ich den Grund zu diesem Kloster gelegt, insonderheit für das Seelenheil deines Vaters und deines Bruders und für dein Wohl; deßhalb geziemt es sich, daß du, so oft du daran gedenkst, um meinetwillen größeres Mitleiden beweisest gegen die, welche hier weilen. Endlich sprechen wir uns, wie ich glaube, hier zum letzten Mal. Ja, dieser letzte Anblick erinnere dich an dieses Kloster!" Tief bewegt versprach der Kaiser der Mutter, alle ihre Bitten zu erfüllen. Darauf verließen sie die Kirche, draußen umarmten sie sich unter Thränen und Küssen, alle Anwesenden weinten mit. Als Otto sich endlich losgerissen hatte, blieb Mathilde an der Kirchthür stehen und sah ihrem Sohne noch nach, bis er zu Pferd gestiegen und fortgeritten war; dann ging sie in die Kirche zurück, warf sich nieder und küßte weinend den Boden, wo er während der Messe gekniet hatte. Einige vom Gefolge des Kaisers, die noch zurück waren und das sahen, meldeten es ihm tief gerührt. Sogleich sprang er vom Pferd, eilte laut schluchzend zurück in die Kirche, wo er die Mutter noch weinend und betend fand, warf sich neben ihr zur Erde und rief: „O ehrwürdige Frau, womit soll ich dir diese Thränen vergelten?" Beide vermochten nicht zu reden. Endlich faßte sich die Mutter: „Was frommt es uns", sprach sie, „noch länger zu zögern? Wir müssen uns, ob noch so ungern, doch trennen, und durch den Anblick wird der Schmerz nicht gemindert sondern vergrößert. Zieh

hin in Christi Frieden! Du wirst mich in diesem sterblichen Leibe wohl nicht mehr sehen. Alles, was ich auf dem Herzen hatte, habe ich deiner Liebe anheimgegeben. Laß mir nur den Trost zurück, daß du diese Stätte beständig im Andenken behältst!" Darauf reiste Otto weg nach Italien.

Nicht ganz zwei Jahre lebte Mathilde noch. Obschon sie, mehr als siebzigjährig, fortwährend von körperlichen Leiden gequält wurde, war doch ihr Geist noch kräftig; fleißig reiste sie umher zu ihren Klöstern, sah nach und sorgte für alles; am häufigsten verweilte sie in Nordhausen, wo das Kloster ihrer Hülfe am meisten bedurfte. So verweilte sie hier vom Herbst 967 bis zum Weihnachtsfest; gleich bei ihrer Ankunft hatte sie ihre vertrauteste Dienerin und Freundin, die nunmehrige Aebtissin des Klosters, Richburg, zu sich rufen lassen und nach dem Stand der ihr anvertrauten Gemeinschaft befragt; darauf sich selbst in's Kloster verfügt und sorgfältig untersucht, ob in jedem Stücke gute Zucht und guter Unterricht geübt werde, und was jede Einzelne treibe; weil es ihr größtes Vergnügen war, die Fortschritte einer Person zu sehen oder zu hören. Nach dem Fest des Apostels Thomas berief sie die Aebtissin wiederum zu sich und sprach: „Du warst mir immer treu und kennst am besten, was ich gethan und was ich gelitten habe. Jetzt sehe ich an meiner großen Schwäche, daß sich der Tag meiner Auflösung nähert; deßhalb wird es gut sein, daß ich mich schleunig hinwegbegebe, damit mich der Tod nicht hier überrasche!" Die Aebtissin konnte lange vor Schluchzen und Weinen nicht sprechen, endlich sagte sie: „O liebe Herrin, was verkündet Ihr? Warum meldet Ihr uns ein solches Unglück? Warum wollt Ihr uns Arme verlassen? Wir hofften, durch Gottes Gnade sollte uns das nicht geschehen. Doch da es ungewiß ist, welchen Ausgang die Krankheit nehmen wird, so bitten wir Euch demüthig, daß Ihr noch einige Zeit hier verweilet, bis wir sehen, ob es sich mit Gottes Hülfe mit Euch bessert, oder wenn uns ja der harte Schlag treffen sollte, daß wir wenigstens den Trost hätten, daß Euer theurer Leib hier bei uns ruhete!" Darauf antwortete die Königin: „Ich habe das längst überlegt, und wie sehr hätte ich gewünscht, daß mein Leib hier begraben würde, wenn Gott es so verhängte, damit meines Sohnes Otto und meiner Enkel Sorge für

euch desto größer wäre. Aber ich muß Bedenken tragen, es zu bewilligen, weil Heinrich, mein Herr, in Quedlinburg ruht, neben welchem auch ich begraben werden muß, um den jüngsten Tag zu erwarten. Wenn ich aber hier stürbe, so würde euer Herz mehr dabei leiden, und ihr würdet eine große Kränkung erdulden, wenn mein todter Leib gegen eure Wünsche hinweggeführt würde. Diese Gründe bewegen mich, meine Reise zu beschleunigen. Darum so liebt immer den Herrn und lasset keine andere Liebe in euer Herz kommen, sondern seid stets eifrig in seinem Dienst! Seid wachsam im Gebet und fest in euern heiligen Entschlüssen! Seid eingedenk der Seelen, für welche wir dieses Kloster gestiftet haben, auch meiner Enkel, die noch im sterblichen Leben wandeln, und gedenket auch meiner, denn ihr werdet niemand finden, der mehr besorgt wäre für das Heil eurer Seelen. Ich empfehle euch Gott, dem Vater der Waisen, und der Fürbitte der hl. Jungfrau, deren Reliquien ich hierher gebracht habe. Seid nicht bange, sondern setzet eure Hoffnung auf Gott! Obgleich dem Leibe nach entfernt, werde ich in der Liebe doch stets bei euch sein!"

So schied die Königin von Nordhausen und begab sich in den letzten Tagen des Jahres 967 nach Quedlinburg. Bald wurde ihr Zustand bedenklicher. Sie berief daher Richburg von Nordhausen zu sich und ließ durch sie alles, was sie noch besaß, unter die Armen und die Klöster vertheilen. Von nah und fern strömten die Menschen herbei, um sie noch einmal zu sehen. Auch ihr Enkel, Ottos natürlicher Sohn, der Erzbischof Wilhelm von Mainz, kam; ihm legte sie ihre letzte Beichte ab, von ihm empfing sie die letzte Oelung; zum Andenken schenkte sie ihm das Einzige, was sie noch hatte, ihr Sterbekleid. Der Erzbischof mußte wegen Amtsgeschäfte wegreisen, wenige Tage nachher starb er ganz plötzlich. Niemand wagte der Kranken die Nachricht mitzutheilen, doch sie ahnte, was das Geflüster um sie her zu bedeuten habe, und befahl, die Glocken zu läuten und Almosen auszutheilen zum Seelenheil des Verstorbenen. Zwölf Tage später kam ihre Stunde. Sie fühlte es. Schon am Morgen des Tages mußten Priester und Klosterfrauen sich bei ihr versammeln; wer sie noch sehen wollte, wurde zugelassen; sie vermahnte alle zu Gott wohlgefälligem Wandel. Später wurde die Menge entlassen; sie redete noch

Worte des Trostes und der Ermahnung zu ihrer Enkelin Mathilde, der sie eine Schrift mit den Namen aller Glieder des sächsischen Hauses übergab, und zu Richburg; dann ließ sie den Priester rufen und beichtete noch einmal; Psalmen wurden gesungen und Evangelien verlesen. Sie sprach nicht mehr; mit ausgebreiteten Armen und den Blick gen Himmel gerichtet, lag sie da. Als die neunte Stunde schlug, gab sie ein Zeichen, daß man sie auf eine härene Decke neben dem Bett niederlegen solle; sie selbst bestreute noch ihr Haupt mit Asche. Dann entschlief sie sanft. An der Seite ihres Gemahls wurde sie bestattet. Die katholische Kirche verehrt sie als Heilige.

V. Die Zeit der Stürme.

Von 1024 bis 1125.

---

1. Die salischen Kaiser, der Zehntstreit und die Thronkämpfe.

Unter den beiden ersten Herrschern aus dem auf das ausgestorbene sächsische gefolgten salischen oder fränkischen Kaiserhause, nämlich Konrad II., 1024—1039, und dessen Sohn Heinrich III., 1039—1056, blieb die Stellung Thüringens im und zum Reich im wesentlichen unverändert; es war reichsunmittelbares oder Kron-Land, und während die alten Gaugrafschaften mehr und mehr zerfielen, entstand eine Anzahl zum Theil recht ansehnlicher erblicher Grafschaften. Hatte sich aber diese Entwicklung Thüringens zur Selbständigkeit unter den beiden ersten salischen Kaisern, wie es scheint, im Ganzen ziemlich friedlich vollzogen, so sollten die Regierungszeiten der beiden letzten Kaiser aus diesem Hause, Heinrichs IV., 1056—1106, und Heinrichs V., 1106—1125, desto größere Unruhe, ja fürchterliche Stürme über unser Land bringen.

Um diese zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen. Es gab ursprünglich zwei Arten von Zehnten; der eine, der

weltliche Zehnt, der Zins, aus dem römischen Recht stammend, wurde von Kolonen an ihre Grundherren für den ihnen zur Bewirthschaftung überlassenen Boden entrichtet; den andern, den kirchlichen Zehnten, den Decem, begründet auf das mosaische Gesetz, forderte die Kirche als Opfer von ihren Gliedern. Da die Einführung des letzteren vielfachem Widerstand im Volk begegnet war, so hatten die ersten karolingischen Könige zunächst um des guten Beispiels willen von ihren eigenen Gütern der Kirche den Zehnten verwilligt, sodann den an die Kirche geschenkten königlichen Gütern außer einem Zins für den König einen zweiten Zehnten für die Kirche aufgelegt, endlich seit 765 die allgemeine Zehntleistung an die Kirche angeordnet. Diesen Zehnten sollten die Bischöfe einnehmen und an die einzelnen Kirchen vertheilen; wo der Pfarrer denselben einnahm, sollte er in Gegenwart von Zeugen ein Drittel dem Kirchengebäude, das zweite den Armen und Reisenden, das dritte der Pfarrgeistlichkeit zutheilen; später jedoch wurde der vierte Theil dem Bischof zugesprochen. Bonifacius hatte von den Thüringern keinen Zehnten verlangt; Fulda und Hersfeld scheinen auch nur von den Kolonen, welche sie durch Schenkungen überkommen oder an welche sie Grundstücke ausgethan hatten, mithin nur den weltlichenZehnten oder Zins erhoben zu haben; vom kirchlichen Zehnten oder Decem war Thüringen, hauptsächlich wohl als neubekehrtes und hart bedrängtes Land, frei geblieben. Bei den Zehntstreitigkeiten zwischen den hessischen Abteien und Mainz zur Zeit des Lullus hatte es sich auch noch nicht sowohl um Einführung der kirchlichen Zehntpflicht in ganz Thüringen gehandelt als vielmehr um das bischöfliche Recht auf einen Antheil an den weltlichen Zehnten, welchen diese Klöster für ihre Kirchen von den Zinspflichtigen erhoben. Wir haben gehört, wie diese Streitigkeiten durch Vergleich mit Hersfeld und zu Gunsten Fuldas entschieden worden waren. An Versuchen der Erzbischöfe, sich den Zehnten in Thüringen zu verschaffen, hatte es in der Folgezeit nicht gefehlt; allein die Thüringer hielten die Zehntfreiheit als ein von den Vätern ererbtes Vorrecht mit der größten Zähigkeit fest; noch in der sächsischen Zeit beschränken Fuldaer Urkunden die Zehntpflicht in Thüringen ausdrücklich auf die Knechte und Kolonen der Klostergüter. Im Jahr 1060 erneuerte der Erzbischof Sieg-

fried von Mainz den Anspruch auf den thüringischen Zehnten, und zwar verlangte er jetzt nicht etwa bloß einen Theil des Fuldaer und Hersfelder Zehnten, sondern eine Zehntabgabe von allem thüringischen Grundbesitz an das Mainzer Erzstift. Durch Vergünstigungen nach anderer Seite hin bewog er den mächtigen und reichen Grafen Otto von Orlamünde zu dem Versprechen, vom eignen Besitz den Zehnten an Mainz zu entrichten, auch seine Landsleute zur Zehntentrichtung zu vermögen. Hierüber erhob sich der lauteste Unwille in Thüringen, und Graf Otto starb 1067 allgemein verhaßt.

Da erbot sich der junge König Heinrich IV. gegen den Erzbischof Siegfried, zum Gegendienst dafür, daß er ihm zur Lösung seiner Ehe verhülfe, die Thüringer nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zur Zehntabgabe zu zwingen. Die Thüringer rüsteten sich zum Kampfe. Als nun zu gleicher Zeit der Markgraf Dedi von der Lausitz die thüringischen Besitzungen des letzten Markgrafen von Meißen aus dem Hause Weimar als Gemahl von dessen Wittwe an sich riß, mehrere feste Plätze in Thüringen besetzte und das thüringische Volk auf seine Seite zu ziehen suchte, drang 1069 König Heinrich mit eignen und mainzischen Truppen in Thüringen ein und zwang den Markgrafen Dedi durch die Eroberung von Beichlingen und Burgscheidungen, sich zu ergeben. Zum Krieg zwischen dem König und den Thüringern kam es aber für dieses Mal noch nicht. Diese erklärten nämlich dem König bei seinem Einrücken, ihre Rüstungen seien nicht gegen ihn und das Reich gerichtet, ja sie seien bereit, ihm mit allen Kräften beizustehen, wenn er ihnen ihre Zehntfreiheit bestätige; wofern aber der Erzbischof ihnen diese nehmen wolle, so hätten sie sich eidlich verbunden, ihre alten Rechte gegen jeden gewaltsamen Angriff zu vertheidigen, und würden ihm wie einem Räuber bis auf den Tod widerstehen. Der König gab den Thüringern zwar kein Versprechen, gebot vielmehr leichthin, den Zehnten zu entrichten, äußerte sich jedoch zugleich vertröstend. So wurde denn das Mainzer Kriegsvolk beim König, welches vielfach feindlich hauste, von den Thüringern ebenso feindlich behandelt; der König aber zog ab, ohne irgend einen Zwang ausgeübt zu haben, und der Erzbischof hatte seinen Wunsch nicht erreicht.

Doch schon im nächsten Jahre entstanden neue Wirren. Der vom König Heinrich verfolgte Herzog Otto von Bayern brach in Thüringen ein, überfiel die königlichen Güter und zog raubend durch das Land. Die Thüringer, gemäß ihrem Bundeseide, traten dem Herzog bei Eschwege entgegen, erlitten aber eine vollständige Niederlage.

Das Jahr 1073 brachte abermals Unruhen. König Heinrich hatte nämlich in Thüringen gerade so wie in Sachsen mehrere Bergschlösser erbaut und mit fremdem Kriegsvolk besetzt, welche als Zwingburgen erscheinen mußten, und von denen aus auch wirklich die Umwohner nicht nur zu Frohnden aller Art gepreßt, sondern auch fortwährend gebrandschatzt wurden. Um dieser Vergewaltigung einen Schein des Rechts zu geben, frischte Heinrich den Zehntstreit wieder auf; er bot dem Erzbischof seine Unterstützung in der Sache an, indem er sich selbst einen Antheil am Zehnten ausbedung. Mit Freuden ging Erzbischof Siegfried auf das Anerbieten ein; er schrieb auf den 10. März 1073 eine Synode nach Erfurt aus; hier erschien er mit einer Menge angeblicher Rechtskundiger, König Heinrich aber mit einer bewaffneten Reiterschaar. Auf der Synode erklärten die Aebte von Fulda und Hersfeld, auf welche sich die übrigen geistlichen und weltlichen Herren verließen, sie würden am Recht ihrer Stifter festhalten. Höhnisch erwiderte ihnen der Erzbischof, seine Vorgänger hätten es für rathsam befunden, ihren im Glauben noch schwachen Untergebenen nicht harte Speise, sondern Milch zur Nahrung zu reichen; jetzt aber, da die Brüder im Glauben zugenommen und die Kirche die genügende Festigkeit erlangt habe, höre solche Nachsicht auf, weise zu sein, und er sei entschlossen, seine christliche Heerde nicht ferner als Kinder zu behandeln, sondern ihr stärkere Speise zu geben; er hoffe daher, daß sie als Glieder der Kirche sich nach den Kirchensatzungen richten oder von ihrer Gemeinschaft sich lossagen würden. Zwei Tage lang stritt man sich herum. Als ein Thüringer in der Hitze ein Wort von Berufung an den Papst hinwarf, erklärte sofort der König, der Erste, der sich so etwas unterstehe, habe peinliches Verfahren und Einziehung seiner sämmtlichen Güter zu gewärtigen. Endlich war der Widerstand gebrochen. Zuerst unterwarf sich der Abt

von Hersfeld dem Schiedsspruch des Königs; sein Entscheid lautete dahin, daß der Erzbischof von 10 Hersfelder Kirchen den ganzen, von allen übrigen die Hälfte des Zehntertrags haben, alle Mainzer Eigenhöfe dagegen vom Zehnten befreit sein sollten. Nach einigen Tagen fügte sich auch der Abt von Fulda; es wurde entschieden, die fuldaischen Eigenhöfe sollten zehntfrei sein, von allen fuldaischen Kirchen aber sollte der Erzbischof den halben Zehnten bekommen. Die thüringischen Großen, vielleicht durch den Anblick der königlichen Truppen entmuthigt, hatten schon vorher eingewilligt, fernerhin den Zehnten unweigerlich an Mainz zu zahlen; was der Erzbischof mit spöttischem Lob dahin auslegte, ihr kirchlicher Sinn sei so stark entwickelt, daß sie der kirchlichen Forderung sich nicht länger widersetzen möchten.

Von nun an stiegen die Frevel der königlichen Kriegsvölker unter dem Vorwand der Zehntbeitreibung in's Maßlose; alle Klagen wies der König zurück; er ging ungescheut auf die Knechtung wie der Sachsen so auch der Thüringer aus. Da schlossen die Thüringer mit den Sachsen einen Bund und verpflichteten sich eidlich, Freiheit und heimisches Recht auf Tod und Leben zu vertheidigen. Die Sachsen brachen zuerst los; Heinrich mußte vor ihnen aus Goslar und dann von der Harzburg fliehen. Die Thüringer kamen auf der Trettenburg an der Unstrut, ihrem alten Versammlungsort, zusammen, beschlossen die Theilnahme am Freiheitskampf und wiesen Heinrichs Botschafter mit seinen Anerbietungen ab. Zunächst bedrängten sie den Mainzer Erzbischof in Erfurt so, daß er ihnen Geißeln stellte für sein Versprechen, weder mit Rath noch mit That etwas wider sie zu unternehmen. Dann fielen sie über die verhaßten königlichen Burgen her; die Heimburg bei Blankenburg wurde genommen; die Hasen- oder Asseburg bei Nordhausen eingeschlossen und trotz der Verhandlungen, die Heinrich angeknüpft hatte, erobert und zerstört; ebenso erging es der Spatenburg bei Sondershausen und der Burg Volkenrode; der hier wohnenden und ihrer Niederkunft nahen Königin wurde freier Abzug gestattet. Im folgenden Jahr kam ein nothdürftiger Vergleich zu Stande; Heinrich mußte in die Zerstörung der Burgen einwilligen, und die Thüringer bestanden auf Zurücknahme der Zehntforderung.

Trotzdem versuchte Erzbischof Siegfried auf einer Synode zu Erfurt im October 1074 sein Ziel noch zu erreichen. Des Verständnisses wegen müssen wir aber hier wieder einen Umweg einschlagen. Wie schon Bonifacius, so hatten nach ihm die Synoden immer von neuem auf den Cölibat oder die Ehelosigkeit der Priester gedrungen; aber sie war nirgends, auch in Thüringen nicht, auf die Länge durchgesetzt worden, vielmehr mit der Zeit, wie es scheint, nur mehr abgekommen. Da verordnete der gewaltige Papst Gregor VII., Hildebrand, die rücksichtslose Durchführung des Cölibatgesetzes; auch an die thüringischen Geistlichen erging durch Erzbischof Siegfried das päpstliche Gebot, daß die Verheiratheten unter ihnen ihre Weiber entlassen, die Ledigen aber der Ehe sich gänzlich enthalten sollten. Dem Erzbischof drohte auf der einen Seite die Erbitterung der Geistlichen, auf der andern Seite der Bann des Papstes. Er ging daher so behutsam wie möglich in der Sache vor; er gab den Priestern in Thüringen ein halbes Jahr Frist, er ermahnte, ja bat sie, sich dem Papste gehorsam zu erweisen. Alles vergebens. Endlich berief er auf October 1074 eine Synode nach Erfurt. Hier trat ihm aber der allgemeinste und lebhafteste, ja theilweise leidenschaftlichste Widerspruch entgegen. Es schien ihm nicht gerathen, einfach auf der päpstlichen Forderung zu bestehen, er beschloß daher, die Lage für seine Zwecke zu verwerthen. Er machte nämlich den Geistlichen Hoffnung, daß er sich zu ihren Gunsten beim Papst verwenden werde, verlangte aber dafür, daß sie seiner Zehntforderung zustimmten. Doch dagegen erklärten sich geistliche wie weltliche Herren auf's allerentschiedenste, sie beriefen sich auf den Vergleich, den der König mit ihnen geschlossen habe; und als der Erzbischof sie damit abwies, drang das Volk bewaffnet in den Saal; kaum gelang es den Mainzer Dienstmannen, durch gütliches Zureden das Leben ihres Herrn zu retten. Dieser begab sich eiligst hinweg nach Heiligenstadt und bedrohte von da aus die Thüringer mit dem Bann.

Siehe, da entbrannte der Krieg von neuem. Bei der durch den Vergleich ihnen zugestandenen Niederlegung der Harzburg hatten die Sachsen an den Heiligthümern und den Todtengebeinen in der Kirche Greuel verübt. König Heinrich hatte hierauf die

süddeutschen Fürsten für sich gewonnen, er brachte bei Breitungen ein großes Heer zusammen, rückte rasch auf die vereinten Sachsen und Thüringer an der Unstrut los und schlug sie bei Homburg oder Nägelstedt 1075 vollständig. Zwar wollten einzelne thüringische Herren den Krieg fortsetzen; aber zwischen Sachsen und Thüringern hatte sich Mißtrauen eingeschlichen, das Volk drang auf Beendigung des unseligen Kampfes, und zu Spiera bei Sondershausen mußten sich die Häupter des Aufstandes vor Heinrich demüthigen; sie wurden gefangen nach verschiedenen Orten abgeführt. An den ferneren Kämpfen Heinrichs mit den Sachsen betheiligten sich die Thüringer nicht, zum öfteren benahmen sie sich sogar gegen die Sachsen feindselig. Der Erzbischof aber hatte nach der Unterwerfung der thüringischen Großen seine Drohung erfüllt und wegen ihrer Gewaltthaten gegen die Erfurter Synode den Bann über sie geschleudert. Seine Zehntforderung freilich setzte er bei alle dem nicht durch, vielmehr wurde dieselbe durch andere Fragen und Ereignisse vorläufig ganz in den Hintergrund gedrängt.

Als nämlich die Sachsen im Kampf gegen Heinrich unterlegen waren, traf sie dessen Rache schwer. In ihrer Bedrängniß wendeten sie sich an den Papst; dieser forderte den König auf, sich in Rom zu verantworten; und als Heinrich seinerseits durch eine Versammlung von deutschen Bischöfen den Papst absetzen ließ, belegte ihn derselbe mit dem Bann. Durch die Drohung der Fürsten, einen andern König zu wählen, wofern er nicht binnen Jahresfrist vom Bann losgesprochen sei, sah sich Heinrich genöthigt, nach Italien zu reisen und sich zu Canossa vor dem Papst zu demüthigen (1077); worauf ihn zwar der Papst lossprach, aber die Ausübung der Königsrechte ihm untersagte bis zur Entscheidung der deutschen Fürsten. Diese wählten auf Antrieb päpstlicher Legaten den Herzog Rudolf von Schwaben zum König, und da Heinrich sich inzwischen ermannt und besonders bei den süddeutschen Städten Unterstützung gefunden hatte, so entstand, zunächst in Schwaben, ein Krieg um den Thron. Da aber der Gegenkönig Rudolf seinen hauptsächlichsten Rückhalt in Sachsen und Thüringen hatte, so zog sich der Krieg bald hierher. Bei Flarchheim, unweit Mühlhausen, wurde Heinrich 1080 von seinem

Gegner geschlagen. Im folgenden Jahr siegte dieser zwar wiederum über Heinrich bei Mölsen oder Grone an der Elster, verlor aber in der Schlacht die rechte Hand und starb an der Wunde. Hierauf zog Heinrich nach Italien, schloß nach der Eroberung Roms den Papst in der Engelsburg ein und ließ sich durch einen Gegenpapst krönen; Gregor starb im Jahre darauf (1085) in Salerno.

Mittlerweile aber hatte die päpstliche Partei in Deutschland den Grafen Hermann von Lützelburg zum König gewählt. Auch er fand seinen Stützpunkt besonders in Sachsen und Thüringen. Er wohnte einige Zeit auf dem Schloß in Eisleben und hielt daselbst eine Belagerung durch den Erzbischof von Bremen und den Bischof von Hildesheim aus, bei welcher die Stadt niedergebrannt wurde. Als Heinrich aus Italien zurückkam, begann nach einer fruchtlosen Verhandlung der Krieg von neuem; das Glück schwankte herüber und hinüber, bis 1087 Hermann abdankte. Unter ihm war auf einer Synode zu Quedlinburg das Verbot der Priesterehe durchgesetzt worden. Noch setzte der Markgraf Ekbert II. von Meißen im Verein mit mehreren geistlichen Fürsten den Kampf wider Heinrich bis 1089 fort, wo Ekbert ermordet wurde.

Als sich 15 Jahre später Heinrichs IV. Sohn, Heinrich V., vom Papst Paschalis und dessen Anhang aufgereizt und unterstützt, gegen seinen Vater empört hatte, standen die sächsischen und thüringischen Großen wiederum gegen Heinrich IV. Nach einem Reichstag in Goslar wurde 1105 in Nordhausen eine zahlreich besuchte Kirchenversammlung gehalten. Simonie, Kauf und Verkauf geistlicher Stellen, und Priesterehe wurden verdammt, die Fastenzeiten genauer bestimmt und der Gottesfrieden bestätigt, welcher alle Fehden von Mittwoch Abend bis Montag früh, an gewissen Festtagen und in gewissen Festzeiten, sowie die Verletzung von Geistlichen, Pilgern, Kaufleuten und Bauern bei ihrem Geschäfte mit dem Bann belegte. König Heinrich V. erschien erst in der Versammlung, als er herbeigerufen worden, und zwar in ärmlichem Gewande. Er sicherte nicht nur allen ihre hergebrachten Rechte zu, sondern erklärte auch feierlich und unter Thränen, daß er nicht aus Herrschsucht seinen Herrn und Vater verdrängen, sondern nur dem hl. Petrus und dessen Nachfolgern sich als Christ

unterwerfen wolle. Die Versammlung pries ihn darum, und unter Weinen und Gebeten für die Bekehrung des Vaters erscholl das „Kyrie eleison". Vor kriegerischen Verwickelungen blieb damals Thüringen bewahrt, weil sich der Streit zwischen Sohn und Vater bald nach dem Rhein zog und 1106 mit Heinrichs IV. Tod sein Ende fand.

Nachdem aber bereits 1112 Graf Ludwig der Salier, der Stifter Reinhardsbrunns, für die geächteten sächsischen Fürsten Lothar von Supplinburg und Rudolf von Stade Partei ergriffen und der gegen ihn gesandte kaiserliche Feldherr, Graf Hoyer von Mansfeld, einen Sohn und einen Stiefsohn desselben gefangen genommen hatte, entstand in demselben Jahr noch der sogenannte weimarische Streit. Der letzte Graf von Orlamünde aus dem Hause Weimar war ohne männliche Nachkommen gestorben; als der Kaiser die Hinterlassenschaft als erledigtes Reichslehen einziehen wollte, verbanden sich mit dem Pfalzgrafen Siegfried bei Rhein, dem nächsten Verwandten, mehrere thüringische Große, namentlich Graf Ludwig der Salier und Graf Wiprecht von Groitzsch, sowie einige sächsische Fürsten, zur Wahrung des weiblichen Erbrechtes auf Reichslehen gegen den Kaiser. Bei einem Ueberfall der Verbündeten in Warenstedt oder Barmstedt bei Quedlinburg oder Querfurt durch den Grafen Hoyer wurde Graf Wiprecht und noch zwei Söhne des Grafen Ludwig gefangen genommen; worauf sich dieser dem Kaiser unterwarf. Als aber im folgenden Jahr der Kaiser in Mainz ihn selbst in Haft nehmen ließ, traten die erbitterten thüringischen und sächsischen Großen auf einem Tag zu Kreuzburg zusammen, und der Kampf begann von neuem. Es kam zur Schlacht am Welfesholz im Mansfeldischen (1115), Graf Hoyer, der mit Anspielung auf seine Geburt nach dem bereits eingetretenen Tod der Mutter von sich zu sagen pflegte: „Ich Graf Hoyer ungeboren hab' noch nie eine Schlacht verloren!" fiel im Zweikampf mit Graf Wiprecht von Groitzsch, dem Sohn, und der Kaiser wurde gänzlich geschlagen. Bald darauf gelang es auch den jüngeren Grafen Ludwig und Wiprecht bei der Belagerung Naumburgs, einen Liebling des Kaisers in ihre Gewalt zu bekommen, und der Kaiser mußte Ludwig den Salier frei geben (1116). Noch führte

aber Graf Wiprecht der Jüngere, von Ludwig dem Salier und dessen Söhnen unterstützt, den Kampf fort, er eroberte allmählich 24 kaiserliche Burgen und zwang den Kaiser, seinen Vater frei zu lassen und in seine Rechte wieder einzusetzen. Erst 1121 kam nach längeren Verhandlungen zwischen den Verbündeten und dem Kaiser in Würzburg ein Landfrieden zu Stande. Beinahe wäre dieser 1123 wieder gestört worden. Erzbischof Adalbert von Mainz machte abermals einen Versuch, die allgemeine Zehntabgabe in Thüringen einzuführen; schon hatte er mehrere Bauern in der Duderstadter Mark auf dem Eichsfeld, die sich hartnäckig weigerten, theils verstümmeln, theils einkerkern lassen. Da rotteten sich vielerorten in Thüringen die Bauern zusammen, auf der Trettenburg wählten sie Graf Ludwig des Saliers Sohn, Heinrich Raspe, zum Anführer; unter ihm zogen sie, gegen 20,000 Mann stark, gegen den Erzbischof in Erfurt, und erschreckt sandte ihnen dieser Botschaft, daß er von seiner Forderung abstehen wolle.

2. Staatliche und kirchliche Zustände.

Es waren schwere Zeiten für Thüringen unter den Kaisern Heinrich IV. und Heinrich V. Die Besatzungen, wie solche namentlich in den kaiserlichen Pfalzen oder Schlössern zu Tilleda, Wallhausen, Kyffhausen, Arnstadt, Saalfeld, Allstedt, Memleben, Merseburg lagen, und die Schaaren der aufständischen Großen plünderten und mordeten, sengten und brannten im Lande um die Wette. Manches zerstörte Dorf wurde von seinen Einwohnern verlassen, hie und da lagen die Felder wüst, Hungersnoth trat ein, mit ihr Seuchen, welche Tausende hinwegrafften; einzelne Klöster starben ganz aus und konnten für's Erste nicht wieder besetzt werden.

In dieser friedlosen Zeit wurde Vieles anders. Damals entstanden wohl die meisten der Burgen, deren Trümmer besonders auf den nördlichen Vorbergen des Thüringerwaldes und auf der Südseite des Harzes, sowie an den Ufern der Unstrut, Saale, Ilm und Werra Thüringen ein so romantisches Ansehen geben. Diese Burgen waren eben Zufluchts- oder Bergungsorte für die Edelleute, die sich auf ihren Höfen vor feindlichen Ueberfällen nicht sichern konnten; allmählich aber wurden sie vielfach Sitze der Ge-

waltthätigkeit, Raubburgen. In den Niederungen und im flachen Lande führte die Schutzlosigkeit der kleineren Orte mehrfach dazu, daß benachbarte Gemeinden sich vereinigten, die anderen Weiler und Dörfchen eingehen ließen und einen Ort als gemeinsamen Wohnsitz mit Mauern umgaben; so mögen manche Städte, namentlich Eisenach, entstanden sein. Viele Landleute zogen in diesen unsicheren Zeiten in die Städte und verstärkten die Bevölkerung derselben. Auch nicht wenige Edelleute ließen sich, statt auf den Bergen, lieber hinter den Mauern einer Stadt nieder; sie bildeten dann den Stadtadel, die edlen Geschlechter, die Patricierfamilien, und die Wehrkraft der Bürgerschaften erhielt durch sie einen bedeutenden Aufschwung. Besonders hoben sich in dieser Zeit die königlichen Städte Mühlhausen, Nordhausen, Merseburg und Saalfeld, sowie das ursprünglich wendische, zu einer oft besuchten kaiserlichen Residenz, zum Sitz eines Burggrafen und des pleißnischen Landgerichts gewordene Altenburg, vor allen aber Erfurt. Es war natürlich den Kaisern und dem Erzbischof bei ihren Kämpfen an dem Beistand ihrer Städte viel gelegen; und sie suchten sich durch Vergünstigungen der Treue derselben zu versichern. Mehr und mehr wurden die zwei erstgenannten Städte zu freien Reichsstädten, und namentlich Mühlhausen hatte seiner Anhänglichkeit an die Kaiser manche Vorrechte zu verdanken. Hatte sich aber schon in der sächsischen Zeit die Bildung von erblichen Grafschaften an Stelle und durch Auflösung der früheren Gaugrafschaften angebahnt, so brachte es der Kampf der salischen Kaiser mit den größeren und selbständigeren Fürsten mit sich, daß sie diese Entwickelung im Adelswesen ebenso wie die im Städtewesen als ihnen günstig auf jede Weise beförderten. So wurde selbst die sächsische Pfalzgrafschaft, die Verwaltung der königlichen Pfalzen und Domänen im nördlichen Thüringen, ebenso wie die königlichen Vogteien im Vogtland mit der Zeit erblich. Diese erblichen, gerade in Thüringen begreiflicherweise besonders zahlreichen Grafengeschlechter machten den hohen Adel aus. Der niedere Adel bestand aus den Edelleuten, die in ihren Dörfern über Hörige und Hintersassen herrschten und in der nächstfolgenden Zeit anfingen, sich nach diesen Dörfern z. B. von Wangenheim, von Seebach, von Witzleben zu nennen. Vermehrt aber wurde die Zahl dieses

niederen Adels noch durch die sogenannten Ministerialen oder Dienstmannen des hohen Adels, die gegen Leistung von Kriegs- und anderem Dienst ein Gut von demselben zu Lehen trugen, welches sich allmählich vielfach in erbliches Besitzthum verwandelte.

Wie auf dem staatlichen, so sehen wir auch auf dem kirchlichen Gebiet in dieser Zeit einen Umschwung sich vollziehen. Durch den Zehntkrieg büßten die bis dahin immer noch vorherrschenden Abteien Fulda und Hersfeld mit der Schmälerung ihrer Einkünfte zugleich den größten Theil ihres Einflusses auf das kirchliche Leben Thüringens ein. Erbe dieses Einflusses wurde aber Mainz nur in sehr geringem Maße; die thüringischen Großen wußten sich nicht bloß der Zehntforderung des fernen erzbischöflichen Stuhles zu erwehren, sie kamen demselben auch zum Theil im Erwerb von Besitzungen und Rechten zuvor, trugen auch im Allgemeinen wenig Scheu, das ihrem Schutz anvertraute Mainzer Gut so weit wie möglich sich selber zuzueignen. In den Vordergrund traten in dieser Zeit allmählich einheimische Stiftungen. Einzelne Klöster nahmen durch zahlreiche bedeutende Schenkungen gewaltig zu; wir hören von halben und ganzen Dörfern, Aeckern, Höfen, Wäldern und Fischereien, welche auf diese Weise an Klöster kamen. Noch gehören zu solchen Schenkungen oft Leibeigene, die zum Theil in größerer Zahl einem Kloster zum Seelenheil des Gebers verehrt werden. Uebrigens begaben sich in den unruhigen Zeitläuften auch nicht wenige von den kleinen Landleuten freiwillig als sogenannte Gottesleute einem Kloster zu eigen, um im Schutz des Heiligthums, im sogenannten Gottesfrieden, sicherer und ruhiger zu leben. Wiederum legten auch die Klöster selbst Dörfer an, indem sie durch Ausroden und Urbarmachen geschenkter oder gekaufter wüster Gegenden neue Felder gewannen und diese dann gegen Zehnten und andere Abgaben an Ansiedler ausliehen. Von den Edelleuten mußten die Klöster trotz dem Gottesfrieden oft genug Gewaltthat und Beschädigung leiden. Namentlich ertönt aus dieser Zeit sehr häufig die Klage über die Advocaten, Schutz- oder Schirmvögte der Klöster. Die Klöster bedurften nämlich für viele weltliche Angelegenheiten einen Vertreter, besonders als Hauptmann im Krieg und Richter in Friedenszeit. Die Pflicht und das Recht solcher Vertretung oder Schutzvogtei behielt sich im

der Regel der adlige Gründer des Klosters vor; seine Nachkommen aber oder die sonstigen späteren Inhaber der Schutzvogtei begnügten sich gewöhnlich weder mit den ausbedungenen, meist nicht unbeträchtlichen Vortheilen, als Herberge im Kloster, Jagdrecht im Klosterwald, Belehnung mit Klosterhöfen, noch mit den Messen und sonstigen frommen Werken der Klosterbrüder für ihr Seelenheil, sondern mißbrauchten ihre Stellung, um durch List, durch Drohungen, oft mit schamloser Gewaltthat das ihrem Schutz befohlene Kloster und dessen Besitzungen für sich auszubeuten und zu berauben. Zwar nicht entschuldigt, aber eher erklärlich wird solches Gebahren der Edelleute dadurch, daß nach mehrfachen Anzeichen schon in dieser Zeit hie und da Bürger und Bauern durch die Bereicherung der Klöster verarmten; daher denn auch in der nachfolgenden Zeit die Landgrafen darauf bestanden, daß nicht nur zu Schenkungen, sondern auch zu Verkäufen an ein Kloster ihre Bewilligung eingeholt werden mußte; diese Bewilligung, der Consens, bildete für die Landesfürsten längere Zeit eine sehr ergiebige Einnahmequelle, da sie dieselbe nur gegen eine namhafte Summe zu ertheilen pflegten; als das Kloster Reinhardsbrunn von einem Ritter Heinrich sein Gut nebst der Kirche zu Tüttleben bei Gotha erwarb, mußte es die Genehmigung des Landgrafen Ludwig III. mit 110 Mark Silber und 7 Hufen Land bezahlen.

3. Klostergründungen.

Daß im Verlauf dieser Zeit mehr und mehr einheimische Stiftungen sowohl durch ihre Zahl wie durch ihre Bedeutung in den Vordergrund des kirchlichen Lebens traten, das war zunächst bedingt durch die Zurückdrängung von Fulda und Hersfeld aus Thüringen. Sehr eng aber hängt das auch zusammen mit der Herausbildung des hohen Adels in dieser Zeit; nicht allein erwuchsen damit einer Anzahl von Familien immer reichlichere Mittel zu großartigen Schenkungen, sondern offenbar forderte die Standesehre immer gebieterischer, daß eine Grafenfamilie auch ihr Familienkloster habe und dasselbe der Würde der Familie entsprechend ausstatte, hebe und pflege. Gar mancher Edelmann und manche Edelfrau aber suchten natürlich es dem hohen Adel gleich zu thun; und wo sie das nicht konnten oder mochten, so über-

gaben sie doch immer häufiger nach dem Vorbild der Großen einen oder den andern der jüngeren Söhne und die unversorgten Töchter einem Kloster, niemals ohne eine Ausstattung oder Mitgift, eine größere oder geringere Schenkung an das Kloster. Das alles reicht freilich noch nicht hin, um die auffallende Vermehrung und das ersichtliche Gedeihen der Klöster in dieser Zeit zu erklären; die eigentliche Erklärung liegt doch darin, daß sich das Bedürfniß nach dem Klosterleben und die Hochschätzung des Klosterlebens in viel weiteren Kreisen des Volkes und weit lebhafter regte als früher, und daß eine Erneuerung oder doch ein neuer Aufschwung des klösterlichen Lebens solchem Sinn im Volk ebensowohl entgegenkam, wie sie demselben folgte. Diese Erneuerung oder auch Zurückführung des Klosterlebens auf seine ursprüngliche Bestimmung hatte im Lauf des 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Gestalt gewonnen in dem Kloster Clugny in Frankreich. Die meisten französischen Klöster hatten sich der Congregation, dem Verein, von Clugny angeschlossen; durch einzelne aus Clugny berufene Mönche, besonders aber den Abt Wilhelm von Hirschau in Schwaben wurde die Reform auch in Deutschland eingeführt. Sie bestand hauptsächlich in der Wiederherstellung der alten Benedictinerregel, in der Einführung von Laienbrüdern für die Handarbeit neben den nur mit Gottesdienst und Studien beschäftigten Priestermönchen, sowie der sogenannten Oblati, die ohne klösterliche Tracht und Wohnung sich dem Dienst des Klosters widmeten, und in der Einrichtung von Schreibschulen und Büchereien zur Förderung der Wissenschaften.

Ein Beispiel von der Einführung der Clugny'schen oder Hirschauer Reform in Thüringen bietet das Peterskloster zu Erfurt. Hier hatte seit der Mitte des 10. Jahrhunderts die Klosterzucht allmählich aufgehört, die Mönche lebten wie Kanoniker und hatten sogar die Klostergüter unter sich vertheilt. Erzbischof Siegfried befahl ihnen 1059, entweder zur Klosterzucht zurückzukehren oder das Kloster zu meiden; zugleich berief er zwei Mönche aus Clugny, Raggast und Rabotto, zur Reform des Klosters; der erstere wurde sofort, der andere nach ihm Abt. Als 1088 der bisherige Abt des Klosters, Ruthard, Erzbischof wurde, bat er den Abt Wilhelm von Hirschau, zu gestatten, daß der von

dort als Abt nach Reinhardsbrunn gesandte Giselbert auch die Aufsicht über das Peterskloster übernehme. Abt Wilhelm willigte ein und unterstützte Giselbert treulich bei der Wiederaufrichtung des Klosters, welches 1079, als Heinrich IV. sich nach Erfurt geworfen hatte, durch dessen Schaaren geplündert und in Brand gesteckt worden war. Erzbischof Ruthard nahm es in seinen besonderen Schutz, und 1103 wurde auch die abgebrannte Klosterkirche wieder aufgebaut. Bald mehrten sich die Besitzungen des Klosters bedeutend; es zeichnete sich aber auch durch schriftstellerische Thätigkeit, namentlich durch Anfertigung von Chroniken, vor den meisten thüringischen Klöstern aus; lange Zeit stand es in hohem Ansehen.

An die Geschichte von der Einführung der Hirschauer Reform in ein thüringisches Kloster reihen sich von selbst an die Entstehungsgeschichten zweier Klöster in Thüringen, die von vorn herein mit Hirschauer Mönchen besetzt wurden, und zwar zunächst die Entstehungsgeschichte des Klosters Reinhardsbrunn. Der im Allgemeinen nicht unwahrscheinlichen Sage nach ging es damit so zu. Graf Ludwig der Salier hatte in jüngeren Jahren eine schwere Blutschuld auf sich geladen. Auf Schloß Weißenburg, bei dem jetzigen Dorf Zscheiplitz, unweit Freiburg saß der sächsische Pfalzgraf Friedrich III. aus dem Hause Goseck. Mit dessen schöner Gemahlin Adelheid unterhielt Graf Ludwig von seinem Schlosse Neuenburg, dem jetzigen Freiburg, aus ein Liebesverhältniß. Nach der einen Ueberlieferung jagte Graf Ludwig, der mit ihr getroffenen Verabredung gemäß, eines Tages im Wald des Pfalzgrafen; dieser, von seiner Gemahlin benachrichtigt und angereizt, eilte aus dem Bade weg ohne Rüstung nach dem unberufenen Jäger, es kam zwischen ihm und Ludwig von Worten zu Thätlichkeiten, und der Pfalzgraf wurde von Ludwig erstochen. Nach der anderen mehr verbürgten Ueberlieferung wurde der junge Pfalzgraf auf der Jagd von drei Rittern des Grafen Ludwig auf dessen Geheiß überfallen und getödtet. Adelheid gebar nach dem Tod ihres Gemahls einen Sohn und vermählte sich nach ausgehaltener Trauerzeit mit Ludwig. Allmählich aber regte sich in beiden Gatten das Gewissen, am stärksten in Adelheid. An einem Charfreitag, also einem strengen Fasttag, ließ sie die Tafel dem Fastengebot zuwider mit Wildpret besetzen; und als Ludwig verwundert sprach: „Was

soll das? dürfen wir am heutigen Tag, da Christus für uns alle die Marter gelitten hat, Fleisch essen?" gab sie ihm zur Antwort: „So, vor Speisen, die der Papst verboten hat, hüten wir uns, sind aber in dieser heiligen Zeit so verstockt, daß wir ohne Buße bleiben, was doch allen frommen Christen weniger ziemt, als wenn sie heute Fleisch essen!" Ludwig brach in bittere Thränen aus, rührte nichts von den Speisen an und gelobte auf der Stelle, wenn er seine zeitlichen Angelegenheiten geordnet habe, die Armen in Christo durch reiche Almosen sich zu Freunden zu machen, auf daß er dereinst in die ewigen Hütten aufgenommen werde. Er schüttete aber auch sein Herz aus vor seinem Vertrauten, dem Bischof Harrand von Halberstadt, und dieser rieth ihm zur Erbauung eines Klosters, in welchem Tag und Nacht für seine Seele gebetet werde. Nach späterer Sage wäre Ludwig nach Rom gereist und hätte vom Papst vollkommnen Ablaß empfangen auf seine Beichte und das Gelübde hin, ein Kloster zu gründen und selbst vor seinem Lebensende in dasselbe einzutreten. Von Rom zurückgekehrt, wäre nach derselben Sage Ludwig durch die Erscheinung von zwei Lichtern an einem Brunnen, bei welchem ein Töpfer Namens Reinhard wohnte, veranlaßt worden, gerade diesen Ort für seine Stiftung zu erwählen. So viel ist gewiß, daß Ludwig um 1085 hier den Bau eines Klosters begann, welches er der Jungfrau Maria und dem Evangelisten Johannes widmete, mit 50 Hufen Landes ausstattete und mit Mönchen aus Hirschau besetzte; die Klosterkirche wurde 1097 eingeweiht. Die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn war ein Segen für Thüringen; die Hirschauer Mönche in demselben zeichneten sich durch wissenschaftlichen Sinn aus; wie denn der erste Scholasticus oder Lehrer, später Abt des Klosters, Wilhelm, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit in Deutschland war. Die wissenschaftlichen Beschäftigungen aber, welche lange Zeit im Kloster fortgesetzt wurden, und denen wir gar viele wichtige Aufzeichnungen über die thüringische Geschichte verdanken, waren bei den Hirschauer Mönchen in Reinhardsbrunn verbunden mit einer ebenso fleißigen wie umsichtigen Bewirthschaftung des Bodens, so daß die ganze Umgegend auch in äußerlicher Beziehung — man denke an die Reinhardsbrunner Teiche! — durch sie gehoben wurde. Die Bene-

dictinerabtei Reinhardsbrunn war die bedeutendste kirchliche Stiftung dieser Zeit in Thüringen. — Einverleibt wurde derselben später die Zelle St. Blasii, welche ein Neffe Graf Ludwigs des Saliers, Gebhard von Nordeck, früher Mönch im Kloster Goseck, nebst einer Kirche aus den Bestandtheilen seines Schlosses Ruprechtsburg zwischen Mehlis und Suhl erbaut hatte. Derselben an Pfalzgraf Friedrich begangenen Unthat mögen außer Reinhardsbrunn wohl auch das Nonnenkloster Zscheiplitz im Querfurter Kreis und das Mönchskloster Oldisleben im Weimarischen ihren Ursprung verdanken; sie sind beide im Jahr 1089 von Ludwigs des Saliers Gemahlin Adelheid, ersteres am Ort der Blutthat, das andere an einem ihren Namen — Oldisleben, ursprünglich Adelheidsleben — tragenden Ort gegründet worden.

Die zweite mit Hirschau zusammenhangende Stiftung ist Kloster Paulinzella. Pauline, die Tochter Morichos, eines Truchsesses von Heinrich IV., in der Gegend von Querfurt und von Weimar begütert, lebte nach dem Tod ihres Gemahls Udalrich in Merseburg. In ihrer Familie herrschte eine Neigung zum beschaulichen Leben; Moricho hatte sich in seinem Alter vom Kaiserhof in's Kloster Hirschau zurückgezogen, Pauline selbst hatte mit ihrem Gatten Wallfahrten nach Rom und nach Compostella in Spanien gemacht, von ihren 5 Kindern erwählten 4 das Klosterleben. Noch vor 1105 ließ sie sich in dem Urwald der Loyba, des Thüringerwaldes, in einer Zelle nieder; der Sage nach, weil sie auf der Reise daselbst erkrankt war, schwerlich, wie man vermuthet hat, um das Christenthum unter den nahe wohnenden Sorben auszubreiten und zu befestigen, wahrscheinlich nur um da in frommer Abgeschiedenheit von der Welt zu leben. Ihre Zelle nannte sie selbst Marienzelle, das Volk dagegen Paulinzelle. Allmählich vergrößerte sich die Zelle, in welcher anfangs nur Pauline mit ihren Töchtern gewohnt hatte, zu einem kleinen Frauenkloster mit einer Kapelle der Maria Magdalena. Vielleicht von dem Wunsch getrieben, ihren in's Kloster Hirschau eingetretenen Sohn in der Nähe zu haben, gründete Pauline an demselben Ort auch ein Mönchskloster, so daß Nonnen und Mönche, in getrennten Gebäuden wohnend, doch unter demselben Oberhaupte standen. Zuerst war das Mönchskloster nur von 3 Hirschauer Mönchen, unter

ihnen Paulinens Sohn, besetzt. Im Jahr 1105 begann sie den Bau der noch jetzt in ihren herrlichen Ruinen bewunderten Klosterkirche. Darauf reiste sie nach Rom, um die päpstliche Bestätigung für ihr Doppelkloster einzuholen. Als sie später ihrem Sohn, der aus Hirschau noch mehr Brüder hatte holen sollen, nach Franken entgegenzog, brach sie durch einen Fall vom Zelter den Arm; sie ließ sich nach dem Kloster Schwarzach bei Würzburg bringen, wo ihr Sohn sie bereits sterbend fand (1107). Ihr Leichnam wurde in Paulinzelle beigesetzt, und unter dem Namen Paulina reclusa, d. h. die Abgeschiedene, von der Welt Abgeschlossene, wurde sie heilig gesprochen. Ihr Kloster, niemals mehr als 16 Mönche und wohl ebensoviel Nonnen zählend, erhob sich bald zu Wohlstand. Ein Ritter Lambert, Verwandter Paulinens, drückte und verkürzte das Kloster, wohl als Schirmvogt, trat aber dann reumüthig selbst in dasselbe ein und schenkte ihm seine sämmtlichen Güter. Später besaß das Kloster 19 Dörfer, in mehr als 50 Ortschaften Höfe, und Zinsen aus mehr als 100 Orten. Unter den Aebten waren viele Edelleute aus der Umgegend; der dritte Abt erhielt vom Erzbischof von Mainz das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten die Inful, Bischofsmütze, zu tragen; von ihm an schrieben sich die Aebte „von Gottes Gnaden"; sie hatten fürstliche Macht und das Patronat über 24 Kirchen. Für die Wissenschaft hat Paulinzelle nichts geleistet, vielmehr erschallen schon früh Klagen über die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Klosterleute. Dahingestellt sei, ob ein Chronikenschreiber mit Grund bemerkt: „Solch nahe Beisammenwohnung der geistlichen Brüder und Schwestern wollte nicht Nutzen schaffen!" Jedenfalls führten die wohl zum guten Theil adligen Mönche und Nonnen mehr ein behagliches als ein strenges Leben.

Ohne sichtbaren Zusammenhang mit Hirschau war nicht weit von Paulinzelle noch vor diesem das Peterskloster in Saalfeld gegründet worden. In und um Saalfeld wie in und um Koburg hatte gegen Mitte des 11. Jahrhunderts der Pfalzgraf bei'm Rhein, Ehrenfried oder Ezo, große Besitzungen erworben. Seine Tochter und Erbin Richezza oder Richza, Wittwe des Polenkönigs Mieceslaus, übergab diese Besitzungen dem Erzbischof Hanno von Köln, und dieser gründete mit denselben 1063 ein

Chorherrenstift auf dem Petersberg zu Saalfeld bei der wahrscheinlich in der ersten Zeit der Sorbenbekehrung daselbst erbauten Peterskirche. Da aber das Stift seine Erwartungen nicht erfüllte, so zog er die Chorherren nach Köln, verwandelte mit Beihülfe des Erzbischofs Siegfried von Mainz das Stift in ein Benedictinerkloster und besetzte dasselbe mit Mönchen aus mehreren Klöstern in und bei Köln. Im Jahr 1122 bestätigte der Papst die von Hanno und Siegfried gestiftete Abtei, bestimmte auch unter Anderem, weil das Volk dieser Gegend vormals heidnisch gewesen und noch halb heidnisch zu sein scheine, so sollten der Abt und die Mönche des Petersklosters das Wort Gottes predigen, taufen, die Todten begraben, die Kranken besuchen und Beichte hören dürfen, damit das Fünklein des Christenthums im Volk nicht erlösche. Mit der Zeit erlangte die Abtei auf dem Petersberg zu Saalfeld bedeutende Güter und hohes Ansehen. Sie hatte später 30 adlige Vasallen oder Lehnsleute in Thüringen und 18 in Franken. Die Einführung des Abtes hieß Krönung; in ihren Urkunden schrieben sie sich „von Gottes Gnaden"; in den Stiftslanden waren sie regierende Herren; man bezeichnete die Abtei mit dem Namen des Reichsstifts Saalfeld; bei der Neubelehnung 1497 ertheilte Kaiser Maximilian dem Abt ausdrücklich den fürstlichen Titel. — Sehr bald wurde von dem Peterskloster in Saalfeld aus zur Verbreitung oder Befestigung des Christenthums die Propstei Zella gegründet; schon 1225 kommt ein Propst von Celle vor; erzählt wird von ihm, daß er auf einem Esel in den Walddörfern der Gegend umhergeritten sei und das Evangelium verkündigt habe; durch Herbeiziehung von Ansiedlern und Bearbeitung der öden Gegend wurde Propstzella zugleich ein sehr einträgliches Besitzthum der Saalfelder Abtei.

Zu den in der Folgezeit zu hohem Ansehen gelangten Klosterstiftungen dieser Zeit gehören noch diejenigen von Goseck und Bosau. Die 3 Söhne des Pfalzgrafen Friedrich von Goseck, Adalbert, nachheriger Erzbischof von Bremen, Dedo und Friedrich II., beschlossen nach dem Tode ihres Vaters (1041), die auf einem Berg bei Freiburg gelegene alte Burg Goseck abzubrechen und an ihrer Stelle ein Mönchskloster zu erbauen; ein Paar Jahre später beriefen sie dahin einige Mönche aus dem durch

seine Frömmigkeit und seinen wissenschaftlichen Eifer hochberühmten Kloster Corvey an der Weser, und 1053 wurde das Kloster Goseck durch Erzbischof Adalbert von Bremen und Bischof Burchard von Halberstadt feierlich eingeweiht. Das Mönchskloster Bosau bei Zeitz wurde um 1115 vom Bischof Theoderich von Naumburg, angeblich bei einer vom Bischof Boso erbauten Kapelle, errichtet und mit Hirschauer Mönchen besetzt; dasselbe gelangte allmählich zu großem Reichthum und hohem Ansehen. Beide Klöster, Goseck sowohl wie Bosau, zeichneten sich neben Reinhardsbrunn und dem Peterskloster in Erfurt lange Zeit durch die wissenschaftliche Thätigkeit ihrer Insassen aus.

Lassen wir hierauf zunächst eine Anzahl weniger bedeutender Klostergründungen in dieser Zeit folgen! Zu Wimmelburg im Mansfelder Seekreis gründete gegen Mitte des 11. Jahrhunderts eine Gräfin Christine aus dem Geschlecht der nachherigen Grafen von Mansfeld ein Mönchskloster. Bei der Peterskirche auf der Altenburg in Merseburg, bei welcher schon zur Zeit Ottos des Großen ein Mönchskloster bestanden haben soll, errichtete Bischof Werner 1091 ein solches und besetzte es mit Mönchen aus dem Kloster Schwarzach in Franken. Im Anfang des 12. Jahrhunderts stifteten Graf Widelo, dessen Sohn Rüdiger und Gräfin Richardis, wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Grafen von Hohnstein, das Mönchskloster zu Gerode bei Weißenborn im Worbiser Kreise. Zu derselben Zeit wurde das Mönchskloster Marienzell von Dietrich, Herrn von Querfurt, in Lodersburg bei Lodersleben gegründet; 1146 verlegte es Burckhard II., Herr von Querfurt, nach Eilwardesdorf, Eilversdorf im Querfurter Kreis. Das Nonnenkloster Homburg bei Langensalza soll nach der Behauptung der alten Chronisten von Karl dem Großen gestiftet worden sein, ist aber erst im 11. oder im Anfang des 12. Jahrhunderts von einem Vorfahren des Kaisers Lothar gegründet und 1136 von diesem und seiner Gemahlin Richenza in ein Mönchskloster umgewandelt worden; besonders große Wohlthaten empfing dasselbe von seinen Schirmvögten Herzog Heinrich dem Stolzen und dessen Sohn Herzog Heinrich dem Löwen. Durch eine ähnliche Umwandlung, verbunden mit Versetzung, entstand das Kloster Reinsdorf an der Unstrut im Querfurter Kreis; am Ende des 11. Jahrhunderts

hatte Graf Konrad von Beichlingen zwei Nonnenklöster in Beichlingen und Bitzenburg gestiftet; sie gediehen beide nicht, und sein Nachfolger Graf Wiprecht von Groitzsch zog dieselben ein und errichtete unter Mitwirkung des Bischofs Otto von Bamberg aus ihren Gütern das Mönchskloster zu Reinsdorf. Im Jahr 1115 wurde von einem Grafen Wichmann das Nonnenkloster zu Rohrbach im Kreis Sangerhausen gegründet; im 14. Jahrhundert vertauschte dasselbe die Benedictiner- mit der Cistercienser-Regel; 1469 hatte es 47, 1520 noch 36 Nonnen. Das Nonnenkloster Zella bei Lengfeld im Kreis Mühlhausen, auch Kloster Friedensspring genannt, ist, unbekannt von wem, vielleicht auch schon in dieser Zeit gestiftet worden, wird aber 1205 zuerst urkundlich erwähnt. Im Jahr 1122 übergab Heinrich von Bunrode, da er keinen männlichen Erben hatte, Ort und Kapelle Bunroth im Weißenseer Kreis dem Kloster Reinhardsbrunn; wahrscheinlich wurde von diesem aus im Lauf des 12. Jahrhunderts das Nonnenkloster Bonnrode gegründet; es war stets eine Filiale von Reinhardsbrunn. Das 1149 zuerst vorkommende Nonnenkloster Holzzelle zwischen Eisleben und Hornburg im Mansfelder Seekreis wurde wahrscheinlich in dieser Zeit von dem letzten des adligen Geschlechts von Hornburg gestiftet; es blieb jedoch unbedeutend.

Auch die Zahl der Chorherrenstifter mehrte sich in dieser Zeit um einige neue Gründungen. Gegen 1120 errichtete ein Graf Wichman ein Augustiner-Chorherrenstift zu Caldenborn oder Kaltenborn im Kreise Sangerhausen. Etwas früher oder später wurde von einem oder mehreren aus dem adligen Geschlecht von Querfurt ein Benedictiner-Chorherrenstift zu Querfurt gegründet; dasselbe verfiel nach dem Aussterben der Herren von Querfurt und ging ein. Ueber die Stiftung des Augustiner-Chorherrenstifts zu Ettersburg im Weimarischen ist nichts bekannt; bereits im Jahr 1095 wird es von einem Grafen Berno reich beschenkt. Das Augustiner-Chorherrenstift zu Sulza, ebenfalls im Weimarischen, war nach einer Urkunde von 1063 durch den Pfalzgrafen Friedrich II. von Goseck und dessen Gemahlin Hadinga gegründet.

Ein Seitenstück zu den von Clugny oder Hirschau aus reformirten Benedictinern bildeten die regulirten Augustiner-Chor-

herren. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts nämlich schritten Kirchenversammlungen und Päpste gegen den vielfachen Unfug ein, der in den Chorherrenstiftern Platz gegriffen und hie und da bis zur förmlichen Theilung der Stiftsgüter unter den Kanonikern geführt hatte; es wurde auf Wiedereinführung des klösterlichen gemeinsamen Lebens nach der Regel Augustins gedrungen. Die Kanoniker in bereits bestehenden oder entstehenden Stiftern, die sich dieser Regel unterwarfen, nannte man reguläre oder regulirte im Unterschied von den weltlichen Kanonikern. So stiftete, wenigstens nach der gewöhnlichen Annahme, 1117 Erzbischof Adalbert von Mainz ein Kloster der regulirten Chorherren St. Augustins, das Reglerkloster in Erfurt; derselbe erbaute auch die Pfarrkirche dabei, die noch jetzt bestehende Reglerkirche. Den regulirten Augustinerkanonikern entsprachen die regulirten Chorfrauen St. Augustins. Ein solches Kloster regulirter Chorfrauen wurde gegen Mitte des 12. Jahrhunderts am Augustthor in Erfurt, dem Reglerkloster gegenüber, errichtet unter dem Namen „Heiliges-Geist-Kloster"; im Jahr 1194 oder 1196 wurde dasselbe vom Erzbischof Konrad nach einem anderen Platz verlegt; durch einen Brand, der im Backhaus desselben auskam, wurde es nebst dem dritten Theil der Stadt 1239 in Asche gelegt; als es 1239 wieder aufgebaut worden, bekam es den Namen „Neuwerks"- oder „Kreuzkloster".

In einer Klostergründung dieser Zeit tritt uns gewissermaßen eine Wiederanknüpfung an die ersten Anfänge der Bekehrung in Thüringen entgegen. Die altbritischen, auch irische oder schottische genannten, Klöster folgten nämlich, der Entstehung der altbritischen Kirche gemäß, nicht der späteren im Abendland durch den hl. Benedict aufgekommenen, sondern der älteren morgenländischen Regel, der sogenannten Regel des hl. Jakobus. Soweit nun diese altbritischen Klöster in Deutschland nicht einfach die Benedictinerregel angenommen, sondern sich nur zu katholischen umgestaltet hatten, hießen sie Schottenklöster; und hie und da entstanden sogar neue Klöster dieses Namens und dieser Regel. So gründete im Jahr 1036 der Edle Walter von Glisberg in Erfurt ein dem hl. Jakobus gewidmetes und der Regel des hl. Jakobus der Schotten unterworfenes Schottenkloster.

4. Die Vorgeschichte der Landgrafen.

In dieser Zeit erscheint zuerst in der Reihe der vielen reichen und mächtigen Grafenhäuser Thüringens, als Weimar, Orlamünde, Gleichen, Mansfeld, Schwarzburg, Beichlingen, Käfernburg, Hohnstein und anderer, dasjenige Geschlecht, welchem im Beginn des nächsten Zeitraumes die thüringische Landgrafenwürde zufallen sollte. Füglich beschließen wir daher die Erzählung des gegenwärtigen Zeitraums mit der Vorgeschichte des für die Kirchengeschichte Thüringens so hochwichtigen landgräflichen Hauses.

Nach einer Urkunde des Klosters Reinhardsbrunn wäre im Jahr 1039 einem Grafen Ludwig die käufliche Erwerbung des Dorfes Katterfeld zwischen Ohrdruf und Reinhardsbrunn nebst dem dazu gehörigen Rodeland von einigen thüringischen Edlen, sowie die Schenkung eines Theils der Loyba, ungefähr der Gegend zwischen Rödichen, Cabarz, Brotteroda und dem Spießberg, vom Kaiser auf Fürsprache seiner Gemahlin Gisela, ausdrücklich bestätigt worden. Die Mönchssage desselben Klosters berichtet, dieser Graf, Ludwig mit dem Barte oder der Bärtige, sei aus dem französischen Königsgeschlecht entsprossen und der Kaiserin Gisela verwandt gewesen, habe am Hofe des Kaisers Konrad II. in hohem Ansehen gestanden, die großen mainzischen Lehnsgüter seines Bruders am Rhein geerbt und durch die Gunst des Kaisers sowie des Mainzer Erzbischofs eine Grafschaft in Thüringen erhalten; hier sei er mit 12 Rittern erschienen, habe sich an der Loyba niedergelassen, daselbst durch Kauf und kaiserliche Schenkung ein eigenes Gebiet erworben und sich auf's Eifrigste dem Anbau desselben gewidmet; später sei sein Besitz bedeutend vergrößert worden durch seine Vermählung mit der Gräfin Cäcilie von Sangerhausen, welche ihm außer anderem großen Reichthum 7000 Hufen Landes zugebracht habe; im Jahr 1042 habe er in der von ihm erweiterten Johanniskirche bei Altenberga seinen erstgeborenen Sohn taufen lassen, und der Erzbischof von Mainz habe ihm als Gevatter das Hörselgebiet von Waltershausen bis Eisenach geschenkt; in der Mitte seiner Herrschaft habe er sich mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers Heinrich III., worüber sich im Kloster ebenfalls eine Urkunde be-

fand, die Schauenburg bei Friedrichroda erbaut; hoch berühmt durch Reichthum, Klugheit und Trefflichkeit sowie durch liebevolles Wesen gegen Hoch und Niedrig sei er 1056 auf der Rückreise von Speier, wo er zum Leichenbegängniß seines kaiserlichen Verwandten gewesen, in Mainz gestorben. Nun sind aber die Urkunden des Klosters Reinhardsbrunn über den Grafen Ludwig falsch, erst später zur Sicherung des Klosterbesitzes am und im Thüringerwald von klugen Mönchen gemacht worden, und die Mönchssage über Graf Ludwig leidet an Widersprüchen mit sich selbst und mit erweisbaren Thatsachen. Wenn also auch manche Anzeichen, wie namentlich der sonst schwer erklärliche spätere bedeutende Besitz der Landgrafen am Rhein, auch der Geschlechtsbeiname „der Salier", d. i. der Westfranken, darauf hindeuten, daß sich Vieles wirklich so verhalten haben mag, wie die Sage berichtet, vor allem daß die nachherige Landgrafenfamilie nicht thüringischer sondern fränkischer Herkunft, mit dem salischen Kaiserhaus nahe verwandt gewesen und durch diese Verwandtschaft sehr gefördert worden sei, so reichen doch die völlig sicheren Nachrichten nicht darüber hinaus, daß Graf Ludwig mit dem Barte am Thüringerwald wie an der unteren Unstrut sehr begütert war, durch seine Vermählung mit einer Gräfin Cäcilie Sangerhausen erwarb und daselbst 1056 neben seiner Gemahlin begraben wurde.

Ihm folgte im Besitz der meisten Güter sein Sohn Ludwig der Salier oder Springer 1056—1123. Sein Leben fällt in die unruhigen Zeiten der Kaiser Heinrich IV. und Heinrich V.; doch tritt er erst gegen Ende derselben auf dem Schauplatz der öffentlichen Geschichte auf; den größeren Theil seines Lebens scheint er, wie wohl schon sein Vater, als einfacher Grundherr verbracht zu haben. Was im Einzelnen aus seiner früheren Zeit berichtet wird, beruht meist nur auf Sage. Nach dieser fing Ludwig 1067 mit Genehmigung des Kaisers an, die Wartburg zu bauen. „Wart Berg", so sprach Ludwig nach der einen Ueberlieferung, als er jagend auf einen Berg kam, von dem aus er eine auffallend schöne Aussicht in die Gegend hatte, „du sollst mir eine Burg tragen!" Zwar, heißt es weiter, beanspruchten die Herren von Frankenstein, die Besitzer des Mädelsteins, den Berg als ihr Eigenthum; doch Ludwig ließ auf der Schauenburg einen Burgfrieden,

eine hölzerne Festung, verfertigen, denselben bei Nacht auf dem Berg aufrichten und unter dem Schutz desselben rüstig bauen; darüber von den Herrn von Frankenstein verklagt, ließ er nächtlicher Weile in Körben so viel Erde von seinem Grund und Boden auf die Burg schaffen, daß er und 12 seiner Ritter als sogenannte Eideshelfer ihre Schwerter bis an's Heft in diese Erde stecken und feierlich schwören konnten, daß der Boden, auf dem sie ständen, Eigenthum des Grafen Ludwig sei. Nach einer andern Ueberlieferung hatte Ludwig einige Jahre vorher eine große Menge Getreide aufschütten lassen, da brach eine große Theuerung in Thüringen aus, Ludwig fing den Bau der Wartburg an und ernährte die Arbeiter aus seinen großen Vorräthen. Außer der Wartburg erbaute Ludwig auch Schloß Neuenburg am Einfluß der Unstrut in die Saale und legte den Grund zur jetzigen Stadt Freiburg. Desgleichen soll er das seinen Anfängen nach schon bestehende Eisenach näher an die Wartburg verlegt und der eigentliche Gründer der gegenwärtigen Stadt geworden sein.

Daß derselbe Graf Ludwig auch das Kloster Reinhardsbrunn stiftete, sowie daß nach wohlverbürgter Sage diese Stiftung mit seiner Blutschuld am Pfalzgrafen Friedrich von Gosecl zusammenhing, wurde schon erzählt. Mit eben dieser Schuld verbindet eine andere Sage die Entstehung seiner Beinamen der „Salier" und der „Springer". Die Verwandten des Ermordeten, so berichtet sie, klagten beim Kaiser, und dieser setzte den Grafen Ludwig gefangen auf Schloß Giebichenstein bei Halle. Nur durch St. Ulrichs Fürbitte, dem er eine neue Kirche gelobt hatte, wenn er ihm aus dem Gefängniß hülfe, wurde Ludwig gerettet. Als dieser nämlich nach zweijähriger Kerkerhaft vernommen, daß der Kaiser seinen Tod beschlossen habe, bat er, daß man seinen Schreiber und seinen Knecht vor ihn ließe, damit er sein „Seelgeräthe" bestellen könnte; mit ihnen machte er aus, daß sich der Knecht an einem bestimmten Tag mit seinem weißen Hengst, dem Schwan, an der Saale unter dem Schloß einfinden sollte. Darauf begann Ludwig sich krank zu stellen, aß und trank auch wenig, so daß seine Wächter ihm die Fesseln abnahmen. An einem Stab und mit vielen Mänteln und Kleidern übereinander, als ob ihn friere, ging er langsam auf und nieder vor den Wächtern, die auf dem

Brett spielten, und schaute allemal, wenn er an's Fenster kam, nach seinem Knechte aus. Da sah er diesen an die Saale kommen, und mit einem gewaltigen Anlauf sprang er zum Fenster hinaus und in die Saale hinab. Die vielen Kleider schützten ihn im Falle, sein Knecht zog ihn alsbald aus dem Wasser, Ludwig warf die nassen Gewänder ab, schwang sich auf seinen Schwan und sprengte nach Sangerhausen, wo er alsbald zur Erfüllung seines Gelübdes den Bau einer Kirche zu Ehren des hl. Ulrich anordnete. Daß Ludwig eine Zeit lang als Gefangener des Kaisers auf dem Giebichenstein gesessen, ist ziemlich sicher; seine Errettung durch einen Sprung in die Saale halten die Meisten für Erdichtung, während Andere sie bei'm damaligen Lauf der Saale für nicht undenkbar erklären; seinen Beinamen „der Springer" verdankt er aber jedenfalls nur dem Mißverständniß, als ob sein Familienbeiname „der Salier" von dem lateinischen Wort für „springen" käme.

In wie weit Ludwig an den Kämpfen wider Kaiser Heinrich IV. Theil genommen, ist nicht ganz klar zu ermitteln. Da unter den thüringischen Großen, die 1075 mit den Sachsen Heinrich entgegentraten, ebenso unter denen, die nach der Schlacht bei Nägelstedt sich vor Heinrich demüthigten und von diesem verbannt wurden, ausdrücklich Ludwigs Bruder, Graf Beringer, genannt wird, so mag wohl der unter den Aufständischen erwähnte Ludwig Beringers Bruder gewesen sein; und die Vermuthung liegt nicht fern, daß Ludwig eben seiner Empörung gegen den Kaiser wegen, wie vor ihm andere aufrührerische Fürsten, auf den Giebichenstein gefangen gesetzt worden sei. Der Graf Ludwig, welcher nach der Schlacht bei Flarchheim 1080 den besiegten Kaiser auf geheimen Pfaden durch den Thüringer Wald führte, kann schwerlich Ludwig der Salier gewesen sein; wird doch berichtet, daß die Besatzung der Wartburg das auf seiner Flucht in der Nähe rastende kaiserliche Heer überfallen und eine Menge kostbarer Beute aus den Zelten der Fürsten und Bischöfe nach der Wartburg gebracht habe. Ganz zweifellos erscheint Ludwigs feindliche Haltung gegen Heinrich IV. in der späteren Zeit. Im Jahr 1099 ermahnte ihn sein Vetter, Bischof Waltram von Naumburg, in aller Ehrerbietung, nicht dem Beispiel der ungehorsamen Fürsten zu folgen, sondern sich dem Kaiser zu unterwerfen, „denn", schrieb

derselbe, „er ist von Gott eingesetzt, deshalb handelt gegen Gott, wer sich wider ihn setzt, und die Strafe wird auf dem Fuße folgen, wie bei Rudolf, Egbert, Hildebrand, Papst Gregor VII. und vielen anderen Fürsten, die spurlos untergegangen sind." Ludwig aber ersuchte seinen Freund, den Bischof Stephan von Halberstadt, darauf zu antworten und mit Hülfe des hl. Geistes und der hl. Schrift der Zunge des Lästerers dermaßen Einhalt zu thun, daß derselbe die Kirche Gottes in Zukunft mit seinem unsinnigen Bellen verschone; und der Halberstadter Bischof, ein geschworener Feind des Kaisers, erließ an Waltram ein Schreiben, in welchem er ihn einen Ketzer nannte und der Simonie, d. h. der Erkaufung des geistlichen Amtes beschuldigte; den Kaiser aber erklärte er für einen Erzketzer und von der Kirche Ausgeschlossenen, der die Bisthümer für Geld und noch schändlichere Dinge verkaufe und gar nicht als Kaiser anzusehen sei. Heinrich wurde durch diesen Briefwechsel auf's äußerste gegen Ludwig aufgebracht.

Wie Ludwig 1112 auf Seite der von Heinrich V. geächteten sächsischen Fürsten trat und sein Stiefsohn, Pfalzgraf Friedrich, sowie sein Sohn Hermann bei der Eroberung mehrerer seiner Burgen durch den kaiserlichen Feldherrn, Graf Hoyer von Mansfeld; wie noch zwei andere seiner Söhne, Ludwig und Heinrich, bei dem Ueberfall zu Warenstedt durch denselben Grafen Hoyer gefangen wurden, das ist schon kurz erzählt worden. Pfalzgraf Friedrich wurde nach zwei Jahren ausgelöst. Um seine Söhne zu befreien, hatte sich schon 1113 Ludwig freiwillig dem Kaiser in Goslar gestellt, wurde aber da wider sein Erwarten festgehalten und erst nach einstweiliger Uebergabe der Wartburg freigelassen, sein Sohn Hermann aber blieb im Gefängniß. Im folgenden Jahr gerieth Ludwig in Händel mit seinem aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Stiefsohn; derselbe fühlte sich von Ludwig in seinem Recht beeinträchtigt und forderte ihn als den Urheber alles seines Unglücks zum Zweikampf heraus; der Kaiser verbot einen solchen, und Pfalzgraf Friedrich schloß sich fortan dem Kaiser an. In demselben Jahr folgte Ludwig mit vielen anderen thüringischen Großen gehorsam der Einladung des Kaisers zu seiner Hochzeitfeier in Mainz; für seine Sicherheit besorgt, bat er die junge Kaiserin um ihre Fürbitte und um sicheres Geleit; doch trotz ihrer

Verheißungen wurde Ludwig während des Festes plötzlich festgenommen; voll Erbitterung verließen viele Fürsten sofort den Hof, und der Aufruhr brach von neuem los. Um ihren Vater und sich selbst von der Acht des Kaisers zu befreien, verkauften die beiden Söhne, Ludwig und Heinrich Raspe, die Schauenburg mit allem Zubehör für 40 Mark Silber an das Kloster Reinhardsbrunn. Als gleichwohl Ludwig nicht freigelassen wurde und sein jüngster Sohn Hermann im Kerker starb, verband sich der jüngere Ludwig von neuem mit den empörten Fürsten gegen den Kaiser; nach der Schlacht am Welfesholze schloß er, vereint mit Graf Wiprecht dem Jüngeren und dem Bischof von Halberstadt, Naumburg ein, sie nahmen den kaiserlichen Befehlshaber Heinrich mit dem Kopfe gefangen, die Stadt ergab sich, und der Kaiser mußte zur Auslösung seines gefangenen Günstlings Ludwig gegen Stellung von Geiseln freilassen. Da ihm nach seiner Rückkehr der Erzbischof von Mainz die Statthalterschaft in Thüringen übertrug und er deßhalb dem Erzbischof gegen den Kaiser beistand, so wäre er noch im Jahr seiner Befreiung beinahe wieder in die Gefangenschaft des Kaisers gerathen. Auch an den ferneren Kämpfen gegen Heinrich V. betheiligte sich Ludwig mit seinen Söhnen, bis es 1120 mit der Einnahme der Wachsenburg in einem Theile Thüringens, und 1121 mit dem Würzburger Vertrag in ganz Thüringen zum Frieden kam. Noch in der Fehde zwischen dem Bischof von Halberstadt und dem Herzog Lothar im Jahr 1123 erscheint Ludwig, auf Seiten des ersteren. In demselben Jahre aber trat er endlich, seinem Gelübde gemäß, in das Kloster Reinhardsbrunn ein. Unmittelbar nach seinem Eintritt starb er hier. Seine Gemahlin Adelheid war ihm längst im Tode vorausgegangen; zum Seelgeräthe oder zur jährlichen Seelenmesse für sie hatte Ludwig dem Kloster die Kirche zu Zscheiplitz geschenkt.

VI. Die Zeit des höchsten Aufschwungs.

Von 1125 bis 1247.

---

1. Die Landgrafen von Thüringen.

Nach dem Aussterben des salischen Kaisergeschlechts mit Heinrichs V. Tod im Jahr 1125 wurde Lothar von Supplinburg, Herzog von Sachsen, zum deutschen König gewählt. Ihm waren die beiden Söhne Ludwigs des Saliers, Ludwig und Heinrich Raspe, von lange her befreundet, und er suchte sie durch Vergünstigungen noch mehr an sich zu fesseln. Ihrem Bruder Udo verlieh er das Bisthum Naumburg; Heinrich Raspe erhob er zu der hohen Würde eines königlichen Bannerträgers; derselbe starb zwei Jahre später kinderlos durch Meuchelmord und hinterließ alle Besitzungen seinem Bruder Ludwig. Gleichzeitig mit der reichen Erbschaft empfing Ludwig auch eine hohe Würde, welche seinem Hause größeren Glanz und unserem Lande die Selbständigkeit eines Reichsfürstenthums geben sollte. Nachdem nämlich schon die Grafen von Orlamünde aus dem weimarischen Hause zum öfteren im meißnischen und thüringischen Heer- und Gerichtswesen die Stelle des Kaisers vertreten hatten, übertrug Kaiser Heinrich V. diese durch das Aussterben des weimarischen Mannsstammes erledigte Würde dem Grafen Hermann von Winzenburg als Landgrafen von Sachsen und Markgrafen von Meißen; zu einer bedeutenden Machtstellung in Thüringen gelangte derselbe jedoch nicht. Sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger ermordete den Grafen Burkhard von Luckenheim, Kaiser Lothars Vertrauten, und wurde darum auf dem Reichstag zu Quedlinburg 1130 aller seiner Lehen verlustig erklärt und gefangen gesetzt. Die so erledigte Würde eines Markgrafen von Meißen übertrug Kaiser Lothar auf demselben Reichstag feierlich dem Grafen Konrad von Wettin, diejenige eines Landgrafen von Thüringen aber dem Grafen Ludwig.

Landgraf Ludwig I., 1130—1140, war und blieb ein treu ergebener Anhänger Kaiser Lothars, nahm an den Zügen und Kämpfen desselben thätigen Antheil nnd hielt sich nach dem Tode desselben, 1137, und der Wahl des hohenstaufischen Herzogs

Konrad von Schwaben zum deutschen König im Streit zwischen diesem und der hohenstaufischen Partei einer- und dem Schwiegersohn Lothars, Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern und Sachsen, sowie der welfischen Partei andererseits stets auf Seiten der Welfen. Außer der landgräflichen Würde hatte er die erbliche Statthalterschaft oder die Stellung des Vicedoms von Mainz in Thüringen, desgleichen die Schutzvogtei von Hersfeld, von Reinhardsbrunn, Goseck und anderen Abteien. Einen beträchtlichen Zuwachs an Gütern und Macht gewann er noch durch eine Erbschaft; er selbst war vermählt mit der einzigen Tochter des reichen Grafen Giso von Gudensberg in Hessen, sein Bruder Heinrich Raspe war mit der Stiefmutter derselben, Gisos Wittwe, verheirathet gewesen; als 1037 der einzige Sohn Gisos kinderlos starb, fielen die sämmtlichen gudensbergischen, aus einem bedeutenden Theil von Ober- und Niederhessen bestehenden Besitzungen an den Landgrafen Ludwig; erst hierdurch erhielt seine Stellung die nöthige Grundlage.

Ludwigs I. Sohn und Nachfolger Ludwig II., der Eiserne, 1140—1172, war beim Tode seines Vaters noch sehr jung. Durch welche Einflüsse er der welfischen Partei entfremdet und für die hohenstaufische gewonnen wurde, ist nicht klar; er war aber von Anfang an oft an Kaiser Konrads III. Hof und auf Reichstagen desselben, immer in hervorragender Stellung. An Konrads Kreuzzug 1147 betheiligte er sich nicht, wenn er auch vielleicht das Kreuz genommen hatte. Im Jahre 1150 vermählte ihm Kaiser Konrad seine Nichte Judith oder Jutta, die Tochter seines Bruders Herzog Friedrichs des Einäugigen und Schwester Herzog Friedrichs von Schwaben. Zu diesem seinem 1152 zum Kaiser erwählten Schwager Friedrich Barbarossa stand Ludwig stets in innigem persönlichen Verhältniß. Am Friedensschluß desselben mit dem Welfenhaus oder dem Herzog Heinrich dem Löwen, Heinrichs des Stolzen Sohn, nahm Ludwig regen Antheil. In des Kaisers Umgebung zog er 1157 mit nach Polen, um den vertriebenen Herzog Wladislaus wieder einzusetzen; und nach einer Angabe hätte er von seiner damals bewiesenen Tapferkeit oder auch von seiner damals getragenen Rüstung den Beinamen des Eisernen erhalten. Im Jahr 1158 folgte er seinem Schwager auf dessen

9*

Zuge nach Italien. Wahrscheinlich durch einen Mainzer Bischofstreit aus Italien zurückgerufen, zog er 1161 wieder mit 500 Rittern dem Kaiser dahin zu Hülfe und befehligte mit bei der Belagerung Mailands. Hierbei gerieth er jedoch in Zwist mit dem Erzbischof Rainald von Köln; durch die Parteinahme Friedrich Barbarossas für diesen gekränkt, kehrte er nach Deutschland zurück und nahm von der Zeit an zwar noch am Kampfe des Kaisers mit dem Papst, aber nicht mehr an dem Streit desselben wider die lombardischen Städte theil. Im Jahr 1164 befehdete er im Verein mit seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Konrad bei Rhein, das Erzstift Köln, mußte sich jedoch vor dem gewaltigen Heer der Kölner zurückziehen. Als ihm in demselben Jahre vom Kaiser die Vollstreckung der Reichsacht gegen den Erzbischof Konrad von Mainz als Anhänger des dem Kaiser feindlichen Papstes übertragen war, brach er mehrere mainzische Burgen in Thüringen und ließ nach Eroberung Erfurts dessen Mauern schleifen; er setzte es auch durch, daß der thüringische Graf Christian von Buche Erzbischof von Mainz wurde. Im Jahr 1166 trat Ludwig dem Bunde gegen den übermächtigen und übermüthigen, auch in Thüringen reich begüterten und gefährlichen Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen und Bayern bei und und drang erobernd in Sachsen ein; bei seiner Rückkehr aus Italien 1168 bewirkte der Kaiser eine Aussöhnung zwischen Ludwig und Heinrich dem Löwen, welche dem durch diese Fehde schwer heimgesuchten Thüringen Ruhe brachte. In dieser Zeit stand Ludwig neben Heinrich dem Löwen am höchsten in der Gunst des Kaisers; woraus sich folgende Sage erklärt. Die Landgräfin Jutta hatte zwischen den beiden sogenannten weißen Seen auf Grund und Boden des Grafen von Beichlingen oder des Grafen von Gleichen den Bau eines Lustschlosses mit Baumgarten als einer Station zwischen der Wartburg und der Neuenburg angefangen; der Grundherr wurde nach vergeblicher Einsprache klagbar beim Kaiser; dieser rief den Landgrafen vor sich und verbot ihm streng den Bau; Ludwig aber theilte zwar öffentlich seiner Gemahlin das kaiserliche Verbot mit, trug ihr aber heimlich im Vertrauen auf die kaiserliche Nachsicht die Fortsetzung des Baues auf; dieser wurde vollendet und damit der Grund zur zweiten Residenz der Landgrafen,

Schloß und Stadt Weißensee, gelegt. Wahrscheinlich ist jedoch Weißensee schon früher aus zwei an den weißen Seen gelegenen Fischerdörfern erwachsen und nur in dieser Zeit zur landgräflichen Residenz erhoben worden. Noch einmal zog Ludwig 1172 mit dem Kaiser nach Polen. Vorher hatte er denselben zu Gaste auf der Neuenburg; an diesen Besuch knüpft sich eine schöne Sage. „Der Kaiser“, so heißt es, „bewunderte Lage und Bau des Schlosses, bedauerte jedoch, daß es keine festeren Ringmauern habe; der Landgraf versicherte ihm, er könne binnen drei Tagen eine völlig sichere Mauer herstellen; eiligst gebot er seinen Vasallen oder Lehnsmannen, mit ihren Leuten in voller Rüstung nach der Neuenbung zu kommen; in der Nacht ordnete er sie um das Schloß her, jeder Ritter hatte einen Knappen mit seinem Wappen vor und einen Knappen mit dem Helm hinter sich, in Zwischenräumen waren anstatt der Thürme die Grafen mit ihren Lehnsfahnen aufgestellt; am Morgen führte Ludwig seinen kaiserlichen Gast vor das Thor des Schlosses und zeigte ihm den Kreis seiner Mannen; der Kaiser aber, erstaunt über die Menge und den Gehorsam der seinem Schwager unterthänigen Edlen, erklärte freudig, eine so kostbare und starke Mauer habe er Zeit seines Lebens nicht gesehen. Auf der Rückkehr aus Polen erkrankte Ludwig, und auf seinem Schlosse Neuenburg starb er.

Den Beinamen Ludwigs erklärt eine allbekannte Sage folgendermaßen. Er kümmerte sich Anfangs sehr wenig um die Regierung seines Landes, lebte vielmehr seinem Vergnügen und ließ arglos seine Edelleute nach Belieben schalten und walten; von diesen wurden denn die armen Unterthanen ohne Scheu auf's Schändlichste bedrückt und ausgesogen. Eines Tages verirrte sich Ludwig auf der Jagd und gelangte endlich spät am Abend, durch den Feuerschein geleitet, zur Hütte eines Schmiedes in der Ruhla. Er bat den Schmied um ein Nachtlager und gab sich auf dessen Frage, wer er sei, für einen Diener des Landgrafen aus. „Wer den in's Maul nimmt, mag sich's hinterher allemal abwischen!“ sprach der Schmied und wies den angeblichen Diener des Landgrafen nach einer Streu. Die ganze Nacht hindurch arbeitete der Schmied mit seinen Gesellen, erzählte denselben von den Schändlichkeiten der Edelleute und dem Elend des Volkes, und so oft er mit dem

großen Hammer auf das glühende Eisen schlug, rief er jedesmal aus: „Landgraf werde hart, Landgraf werde hart!“ Der Landgraf hörte das alles, der Schlaf verging ihm, aber auch die Schwäche und Sorglosigkeit; als er sich am Morgen von der Streu erhob, war er, wie man nachher zu sagen pflegte, bei'm Schmied in der Ruhla gehärtet oder hart geschmiedet worden. Er untersuchte jetzt das Treiben seiner Lehnsleute scharf, und als er die Klagen des Volks über viele von ihnen nur zu begründet fand, überzog er sie, zerstörte ihre Burgen, verwüstete ihre Güter und setzte sie selbst gefangen auf die Neuenburg. „Aber“, sprach Ludwig zu ihnen, „wie soll ich euch nun strafen? Nehme ich euch das Leben, so schade ich mir und dem Lande; büße ich euch mit Geld, so ist die Buße zu leicht!“ Was that er? Er ließ die gefangenen Edelleute je vier vor einen Pflug spannen und ein Stück Feldes bei dem Schlosse umackern, wobei er nicht versäumte, die lässigen mit der Peitsche anzutreiben. Das so gepflügte Stück wurde später mit Steinen abgegrenzt und hieß fortan der Edelacker. Die gedemüthigten Edelleute mußten dem Landgrafen von Neuem den Lehnseid leisten. Er aber, so heißt es, trug seitdem, um vor ihren Nachstellungen sicher zu sein, stets einen eisernen Panzer und wurde davon der eiserne Landgraf genannt.

Hiermit schließt jedoch die Sage nicht. Ludwig, so erzählt sie weiter, wußte wohl, daß er von seinen Vasallen mehr als der Teufel gefürchtet und gehasset wurde. Um aber solche Gesinnung auch an's Licht zu ziehen, führte er sie folgendermaßen in Versuchung. Er stellte sich schwer erkrankt, empfing die letzte Oelung und — starb; der Todte wurde in den Sarg gelegt, und die Edelleute trugen denselben nach dem Leichenwagen. Bei diesem Geschäfte ließen sie ihren Zungen freien Lauf; und Lästerungen auf den bösen Landgrafen wechselten mit gegenseitigen Glückwünschen über seinen Tod. Kaum war aber der Sarg auf den Wagen gehoben, so regte sich's in demselben, plötzlich sprang der Deckel auf, der todt gewähnte Landgraf stand vor den erschrockenen Edelleuten und verwies ihnen mit drohenden Worten ihre unehrerbietigen Reden über ihn. Das wirkte. Als Ludwig einige Zeit nachher auf der Neuenburg sein Ende wirklich herannahen fühlte, berief er seine Vasallen zu sich und nahm ihnen das

eidliche Versprechen ab, seine Leiche auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn zu tragen. Und siehe sie thaten es ohne Weigern und ohne Murren, sahen sich nur oftmals bange um, ob am Ende der Eiserne wieder erwacht sei; kein böses Wort über ihn kam auf dem ganzen langen Wege über ihre Lippen.

Ludwigs des Eisernen ältester Sohn und Nachfolger Ludwig III., der Milde oder Fromme, 1172—1190, hatte schon längere Zeit an der Regierung theilgenommen. Bei der Erbtheilung bekam er Thüringen, die hessischen Besitzungen fielen an seinen Bruder Heinrich Raspe. Seinen Beinamen verdankt er seinem kirchlich frommen und milden Sinn; in häuslichen Tugenden, in der Liebe zu den Seinen, in der Wohlthätigkeit gegen die Armen und die Geistlichen, vor allem gegen das Kloster Reinhardsbrunn, suchte er die Erfüllung seiner Pflichten mehr als im Kriegführen und in Staatshändeln. In Reinhardsbrunn wohnte er an allen hohen Festtagen dem Hochamt bei; und während Ludwig der Eiserne bei seinen Besuchen daselbst mehr gefordert hatte, als ihm gewährt werden konnte, sorgte der Sohn allemal selbst so reichlich für die Verpflegung seiner Leute, daß die Klosterbrüder sich noch drei Tage nach seinem Weggang von den Ueberbleibseln nähren konnten. Darum stand jedoch der fromme Ludwig keineswegs außerhalb des weltlichen Treibens, sondern fast immer mitten darin. In dem Streite des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg wider Friedrich Barbarossa wurde Ludwig mit Albrechts Söhnen, von denen einer Graf von Orlamünde war, in Kampf verwickelt; er vergalt den verheerenden Einfall desselben in sein Land 1173 damit, daß er das den orlamündischen Grafen gehörige Weimar eroberte und zerstörte, desgleichen Schloß Werben an der Saale berannte, wobei er eine schwere Verwundung davontrug; die Zerstörung des ihm gehörenden Mellingen bei Weimar erwiderte er, indem er im Bund mit Heinrich dem Löwen die Gegend von Aschersleben verwüstete und durch einen Handstreich Helphede oder Helfte bei Eisleben wegnahm. Nicht lange darauf gerieth Ludwig in Fehde mit den durch die Grafen Erwin von Gleichen und Hermann von Schwarzburg gegen ihn aufgewiegelten Erfurtern; er zerstörte drei Schlösser des Grafen Hermann. In dem darauf folgenden Kampfe Friedrich Barbarossa's und vieler Reichsfürsten wider Heinrich

den Löwen ergriff Ludwig die Partei des Kaisers; er empfing, wahrscheinlich als Preis dafür, die sächsische Pfalzgrafschaft und damit einen sehr bedeutenden Zuwachs an Macht und Ehre. Dafür aber fiel um 1181 Heinrich der Löwe in Thüringen ein, brannte Nordhausen nieder und verwüstete die Gegend weithin; Ludwig und sein Bruder Hermann stellten sich ihm bei Weißensee entgegen, wurden aber geschlagen und mit mehreren hundert Rittern gefangen genommen; nachdem Heinrich der Löwe noch Mühlhausen in Brand gesteckt, führte er die Gefangenen mit sich fort, brachte sie erst nach Lüneburg, dann nach Segeberg in Holstein in Verwahrung und ließ sie später nur gegen das Versprechen frei, sich bei ihrem kaiserlichen Oheim für ihn zu verwenden. Die sächsische Pfalzgrafschaft trat Ludwig jetzt an seinen Bruder Hermann ab, erhielt dagegen nach seines Bruders Heinrich Raspe Tod die sämmtlichen hessischen Besitzungen; er nannte sich seitdem wohl auch Landgraf von Thüringen und Graf oder Landgraf von Hessen, und seine Nachfolger behielten diesen Titel bei. Doch zur Ruhe kam er nicht. Bald nachher gerieth er in Streit mit dem Markgrafen Otto dem Reichen von Meißen, der mit den Erträgen seiner Freiberger Bergwerke viele Güter in Thüringen angekauft hatte, ohne die Belehnung durch den Landgrafen nachzusuchen. Ludwig zog nach Meißen, besiegte Otto und brachte ihn gefangen auf die Wartburg; erst nachdem derselbe gegen Ersatz des Kaufpreises die erworbenen Güter in Thüringen herausgegeben hatte, ließ er ihn frei (1184). Auf dem berühmten Mainzer Kaiserfest in demselben Jahr erschien Ludwig mit mehr als 1000 Rittern. Von dem, Ludwig aufgesessenen Grafen Heinrich von Schwarzburg angereizt, hatte schon früher der Erzbischof Konrad von Mainz einen Streit mit Ludwig begonnen, der bei seinem kirchlichen Sinn doch dem Erzstift gegenüber seinen Vortheil stets und nicht immer innerhalb der Schranken des Rechts wahrgenommen zu haben scheint; als jetzt des Kaisers Sohn, der nachmalige Kaiser Heinrich VI. den Streit auf einer Fürstenversammlung zu Erfurt schlichten wollte, brach plötzlich der Versammlungssaal ein, und viele Große, unter ihnen der Graf von Schwarzburg, stürzten in die nach damaliger Weise unter dem Hause befindliche tiefe Kothgrube und kamen elendiglich um. Nachdem in

den nächstfolgenden Jahren Ludwig den Kaiser auf seiner friedlichen Fahrt nach Italien begleitet hatte, nahm auch er auf dem Reichstag zu Mainz, 1188, der sogenannten Curie Christi, mit dem Kaiser das Kreuz. Auf der Heimkehr vom Kreuzzug starb er bei oder auf der Insel Cypern. Er hatte drei Frauen gehabt, hinterließ aber keine Kinder.

Es folgte ihm daher sein Bruder Hermann I., 1190—1217. Kaiser Heinrich VI., der schon Anstalt gemacht hatte, die Landgrafschaft einzuziehen, sah sich genöthigt, Hermann mit derselben zu belehnen; zu einem Einvernehmen zwischen ihm und dem Kaiser kam es aber nur allmählich, und zuletzt war dasselbe doch wieder verschwunden. Eine wiederholte Fehde Hermanns mit den Erzbischöfen von Mainz und von Köln durchkreuzt einen andern, immer neu ausbrechenden Kampf zwischen ihm und dem Markgrafen Albrecht von Meißen für dessen Bruder, den Markgrafen Dietrich, den Gemahl seiner Tochter Jutta; erst mit Albrechts Tod 1195 ging derselbe zu Ende. In eben diesem Jahr nahm Hermann auf dem Reichstag zu Gelnhausen mit anderen Fürsten das Kreuz; nach längerer Zögerung brach er 1197 mit seiner Schaar auf, gelangte auch glücklich in das gelobte Land, kehrte aber auf die Nachricht von Kaiser Heinrichs Tod schleunig in die Heimath zurück. In dem 10jährigen Thronstreit, der sich nun erhob zwischen Philipp von Schwaben, Friedrich Barbarossas Sohn, und Otto IV. von Sachsen, Heinrichs des Löwen Sohn, 1198 bis 1208, stand Hermann je nach seinem wirklichen oder eingebildeten Vortheil, ohne irgend welche Gewissensbedenken über seine Treulosigkeit, bald auf der einen, bald auf der andern Seite; Thüringen hatte unsäglich darunter zu leiden, und er selbst erreichte damit nichts. Zuerst erklärte er sich für Otto. Als aber dessen Versprechungen von Philipp überboten wurden, der ihn mit vielen Reichsgütern und Gerechtsamen belehnte und ihm zum Unterpfand Mühlhausen, Nordhausen, Saalfeld, Schloß Ranis und einen Strich an der Orla überließ (1199), schlug sich Hermann ohne Weiteres auf Philipps Seite. Doch schon im nächsten Jahr erwählte er Ottos Partei, als dieser ihn gar mit den 3 genannten Städten belehnte; Hermann nahm unter Ottos Beistand Nordhausen ein und eroberte Saalfeld, plünderte das-

selbe aber so furchtbar grausam, daß er darüber in den Bann kam. Als 1203 Philipp verwüstend in Thüringen eindrang, rief Hermann den König von Böhmen zu Hülfe, mit welchem er kurz vorher ein Bündniß geschlossen hatte; dieser kam auch, aber anstatt ihm zu helfen, durchstreiften die Böhmen das Land und hausten entsetzlich; sie zerstörten 16 Klöster und über 350 Kirchen, raubten die Kirchengeräthe, trieben Spott mit allem Heiligen, indem sie sich in Meßgewänder kleideten und Altartücher als Pferdedecken benutzten; Kirchen machten sie zu Lagerplätzen und Pferdeställen, Nonnen banden sie an die Steigbügel und schändeten sie in den Gotteshäusern. Mit anderweitiger Hülfe gelang es Hermann indeß, Philipp in Erfurt einzuschließen, und schon hoffte er sicher, ihn in seine Gewalt zu bekommen, als derselbe durch die Flucht entkam. Nachdem aber Philipp neue Bundesgenossen, namentlich auch unter den thüringischen Grafen, gewonnen hatte, die nun über die landgräflichen Städte herfielen und vor allen Sangerhausen zu Grunde richteten, drang er selbst von neuem in Thüringen ein und belagerte Weißensee. Abermals rief Hermann die Böhmen zu Hülfe; sie kamen, plünderten das Land und zogen dann eiligst wieder ab. Da blieb Hermann nichts Anderes übrig, als Philipps Gnade nachzusuchen; in Ichtershausen demüthigte er sich vor ihm und stellte für seine Treue Geiseln. Nach Philipps Ermordung aber (1208) war Hermann einer der Ersten, die sich für Otto erhoben. Wiederum gehörte er zu den Ersten, die von ihm abfielen, als Papst Innocenz III. 1211 über Otto den Bann aussprach und König Friedrich von Sicilien, Heinrichs VI. Sohn, den deutschen Fürsten zum König empfahl. Dafür überzogen Otto's Anhänger Thüringen, eroberten Nordhausen und Mühlhausen und verheerten das flache Land; Hermann konnte kaum seine Burgen halten. Ja, im nächsten Jahr, 1212, drang Otto selbst, aus Italien zurückgekehrt, in Thüringen ein, eroberte Schloß Rotenburg bei Kelbra und Schloß Driburg bei Langensalza und lagerte sich vor Weißensee. In Nordhausen feierte er dann seine Hochzeit mit Philipps Tochter Beatrix. Als diese jedoch schon nach wenigen Tagen starb und die Schwaben und Bayern Otto'n verließen, mußte er sich zurückziehen. Jetzt kam der junge Friedrich II. nach Deutschland, und sofort schloß sich Hermann

ihm an. Nachdem er hierauf noch eine Fehde mit dem Grafen von Orlamünde und eine andere mit dem Mainzer Erzbischof bestanden, sogar an Abfall von Kaiser Friedrich gedacht hatte, starb er, wahrscheinlich im Wahnsinn, 1217 auf Schloß Grimmenstein in Gotha und wurde in dem von ihm gestifteten Katharinenkloster zu Eisenach begraben. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Sophie, der Tochter des Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg, und dann mit Sophie, der Tochter des Herzogs Otto von Bayern.

Hermanns Sohn und Nachfolger Ludwig IV., der Heilige, 1217—1227, war noch nicht 17 Jahre alt, als er zur Regierung kam; erst als Landgraf ließ er sich in der St. Georgenkirche zu Eisenach während des Hochamts zum Ritter schlagen. Den Erzbischof von Mainz, der wegen einer angeblichen Rechtsverletzung Hermanns diesen im Bann gestorben erklärte und auch über Ludwig den Bann aussprach, zwang er mit Waffengewalt, die Feindseligkeiten einzustellen; endgültig jedoch wurde der Streit erst nach Jahren beigelegt. Während der Minderjährigkeit seines Neffen, Heinrichs des Erlauchten von Meißen und Lausitz, führte er die Regierung in diesen Ländern und erwarb sich durch seine Weisheit und strenge Gerechtigkeit hohen Ruhm. Gegen den feindlichen Nachbar der von ihm verwalteten Länder, den Herzog von Polen, unternahm er einen siegreichen Kriegszug. Den Erbfeind seines Hauses in Thüringen, den Grafen von Orlamünde, züchtigte er, und um ihn fernerhin im Zaum zu halten, erbaute er die Burg Schauenforst bei Orlamünde. Im Reich nahm Ludwig durch das Vertrauen des Kaisers und der Fürsten eine ebenso ehrenvolle wie einflußreiche Stellung ein. Für den Fall, daß sein Neffe Heinrich kinderlos stürbe, war ihm bereits vom Kaiser die Anwartschaft auf Meißen und die Lausitz ertheilt, sowie auf Preußen, so viel er davon erobern werde. Im Jahr 1227 unternahm er mit Friedrich II. und von diesem durch Geldmittel unterstützt, einen Kreuzzug; er starb aber noch in Italien. Seine Gemahlin war die heilige Elisabeth.

Ludwigs Sohn Hermann II., bei des Vaters Tod erst vier Jahre alt, scheint auch nach erlangter Volljährigkeit nur einen Theil des väterlichen Erbes bekommen und nur in Hessen mit

regiert zu haben. Er starb noch unvermählt, einer Sage nach an Gift.

Anstatt Hermanns herrschte Ludwigs IV. Bruder **Heinrich Raspe**, 1227—1247, über Thüringen und nach dem Tod seines Bruders Konrad auch über Hessen. Die bisher fast ununterbrochenen Streitigkeiten zwischen den Landgrafen und den Mainzer Erzbischöfen scheinen unter ihm ihren Abschluß gefunden zu haben. Abhängig von fremdem und namentlich von geistlichem Einfluß, wurde Heinrich Raspe längere Zeit durch seinen Bruder Konrad auf Seiten des Kaisers Friedrich II. gehalten. Später aber willigte er in Folge von Zureden und Geldunterstützungen des Papstes ein, sich gegen Friedrich zum König wählen zu lassen, fast bloß von geistlichen Fürsten; daher man ihn wohl auch den Pfaffenkönig hieß. In Frankfurt wurde er gekrönt; nach mißlungener Belagerung einiger schwäbischen Städte kehrte er krank auf die Wartburg zurück und starb daselbst, obgleich dreimal vermählt, ohne Leibeserben. Mit ihm erlosch die männliche Linie des thüringischen Landgrafengeschlechtes der Ludwinger.

2. Landesverhältnisse.

Im Laufe dieses Zeitraums erreichte das Thüringerland in Bedeutung nach außen wie nach Gedeihen im Innern seinen Höhepunkt. Die **Landgrafen** standen in gleichem Range mit den Herzögen des Reichs. Außer ihrem Gebiet in Thüringen hatten sie sehr bedeutende Besitzungen in Hessen und am Rhein; in Thüringen selbst erstreckte sich ihre Herrschaft von der Werra bis zum Harz und von da bis zur Unstrut und Saale, bis nach Saalfeld und an die hennebergische Grenze; eine Zeit lang gehörten selbst die königlichen Städte Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld mit zur Landgrafschaft. Die meisten Burgen im Lande waren im Besitz der Landgrafen und wurden entweder von ihnen als Pfalzen, Residenzen, benutzt oder an Edelleute als Burgmannen oder Burgvögte verliehen. Auf den zwei großen Landsdingen oder Landsgerichten zu Mittelhausen bei Erfurt und auf dem Leinenberg an der Leine saßen sie zu Gericht, und die Grafen des Landes mußten von ihnen Recht nehmen. Unter dem allgemeinen Landsgericht

zu Mittelhausen standen die vier Dingstühle oder Vogtdinge zu Gotha mit der Grafschaft Gleichen und dem Synodalsitz Ohrdruf, zu Thomasbrück mit der Grafschaft Kirchberg und dem Synodalsitz Jechaburg, zu Weißensee mit der Grafschaft Beichlingen und dem Synodalsitz Bebra, zu Buttelstedt mit der Grafschaft Käfernburg und dem geistlichen Sitz St. Marien in Erfurt; jeder Graf und Herr hatte wiederum seine Vögte, die sowohl die Rechtsprechung als die Erhebung der Gefälle in seinem Gebiete zu besorgen hatten. Bei feierlichen Gelegenheiten waren die Landgrafen von vier Erbhofbeamten umgeben, dem Marschall von Eckardtsberga, dem Kämmerer von Fahner, dem Schenken von Vargula und dem Truchseß von Schlotheim.

Mehr als 12 Grafen, über 20 Herren, beide zusammen der hohe Adel, und eine große Menge von Edelleuten, die nur einzelne Dörfer besaßen und sich nach denselben nannten, bildeten mit den etwa 30 größeren Klöstern, die sich gegen Ende dieser Zeit finden, den Stand der Großgrundbesitzer, die herrschende Klasse im Land.

Neben ihr und ihr gegenüber hob sich aber immer mehr der Bürgerstand. Am ersten war Erfurt zu einer wirklich bedeutenden Stadt geworden durch seine Lage in der Mitte des Landes, durch seine frühzeitige Befestigung, durch seinen Handel, auch durch seinen Zusammenhang mit Mainz. Der aufblühende Handelsverkehr hatte viele Niederländer und Friesen, aber auch viele Juden nach Erfurt gezogen; mit den Juden kam es schon früh zu Reibungen, bereits 1221 brach eine förmliche Verfolgung derselben aus. Der Acker- und Gartenbau von Erfurt hatte schon damals eine hohe Stufe erreicht, begünstigt nicht allein durch die Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch durch das Verhältniß zu Mainz; denn dadurch stand Erfurt fortwährend in Verbindung mit der schon seit Karls des Großen Zeit weit vorgeschrittenen rheinischen Garten- und Landwirthschaft, namentlich kamen viele tüchtige Verwalter der erzbischöflichen Güter von Mainz nach Erfurt und führten da mannigfache Verbesserungen ein; die Bewässerung und Entwässerung im Erfurter Gartenbau wird jedoch nicht auf Mainzer Lehrmeister, sondern auf niederdeutsche Kolonisten in uralter Zeit zurückgeführt. Für die Größe und den Reichthum der

Stadt in dieser Zeit spricht deutlich die Menge ihrer Klöster und Kirchen, von denen mehrere sogar von einzelnen Bürgern gestiftet wurden. Eben wegen der hohen Bedeutung Erfurts fehlte es nicht an Händeln zwischen den Erzbischöfen als Erbherren und den Landgrafen als Landesherren; dieselben wiederholten sich fast mit jedem Regierungswechsel; wurde der Streit einmal besonders heftig, so schlug wohl auch der Landgraf das Mainzer Wappen, das Rad, auf seine eigenen Münzen. Ihrerseits widersetzte sich die Stadt nicht bloß den Landgrafen, sondern auch den Erzbischöfen, welche in dieser Zeit oftmals wegen Unruhen am Rhein ihren Wohnsitz in Erfurt aufschlugen; solcher Widersetzlichkeit gegenüber machten dann die Erzbischöfe reichlich Gebrauch vom Bann. Als die Stadt 1233 die Forderungen des Erzbischofs zu einer Reichsheerfahrt als nicht herkömmlich verweigerte, auch den schiedsrichterlichen Spruch des Königs Heinrich nicht annahm, verhängte der Erzbischof über sie den Bann und der König auf einem Reichstag zu Altenburg die Acht; erst nach einem halben Jahre brachten die Landgrafen einen Vergleich zu Stande, nach welchem Erfurt eine Strafsumme an den Erzbischof zahlte. Im Jahr 1242 hatten die Erfurter die Partei Kaiser Friedrichs II. ergriffen, der Erzbischof that sie auf drei Jahre in den Bann; derselbe hatte bereits zwei Jahre gedauert, und die Erfurter hatten sich noch nicht gefügt; da gebot der Erzbischof sämmtlichen Geistlichen, die Stadt zu verlassen, erst nach einem Vierteljahr fand eine Aussöhnung statt, und die Geistlichen kehrten zurück.

Unter den übrigen thüringischen Städten hob sich in diesem Zeitraum besonders Eisenach unter dem Schutz und durch die Gunst der Landgrafen; so vergrößerte Landgraf Hermann die Stadt durch mehrere Gassen, namentlich die Jüdengasse, noch mehr dadurch, daß er die drei Jahrmärkte vor die Thore verlegte und so den Anbau von Vorstädten herbeiführte; Handel und vielerlei Gewerbe blühten in Eisenach, denen je eine besondere Gasse zugewiesen war. Auch Weißensee und Kreuzburg, wo sich die Landgrafen öfters aufhielten, scheinen damals nicht ganz unbedeutende Städte gewesen zu sein. Von Weimar wird nur aus dem Vorhandensein eines Propstes und mehrerer anderer Geistlichen geschlossen, daß es in diesem Zeitraum bereits eine Stadt ge-

wesen. Langensalza wurde erst im Jahr 1211 mit Mauern umgeben.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielten die Städte durch die flüchtigen Leibeignen, die sich in ihnen niederließen und, wofern sie nicht binnen Jahresfrist von ihren Herren zurückgefordert waren, freie Leute und Bürger wurden. In den Städten selbst hörte die Leibeigenschaft im 12. Jahrhundert ganz auf. Die Leibeigenen der geistlichen Güter wurden immer weniger als solche behandelt. Auch galt es für ein gutes Werk und war daher sehr üblich, vor dem Tod oder dem Antritt einer Kreuzfahrt einer Anzahl von Leibeigenen die Freiheit zu schenken. Dazu kam noch, daß sich die Bevölkerung gemehrt hatte und man für die Leibeigenen leicht Leute fand, die den Acker sogar noch gegen eine jährliche Abgabe bauten, sowie daß die Handwerke, zu welchen man früher die Leibeigenen gebraucht hatte, jetzt in den Städten bessere und billigere Waaren lieferten.

3. Die Kreuzzüge.

Doch nicht bloß auf dem staatlichen, nein, noch weit mehr auf allen Gebieten des geistigen Lebens ist wie in der ganzen abendländischen Christenheit so auch in Thüringen während dieses Zeitraums der höchste und herrlichste Aufschwung wahrzunehmen. Die eigenthümlichste Erscheinung dieses Aufschwungs tritt uns entgegen in den zahlreichen großen und kleineren kriegerischen Unternehmungen des christlichen Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes und Landes, in den sogenannten Kreuzzügen vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts hinein. Wie dieselben aus dem Zusammentreffen ganz verschiedener in der Zeit liegender Antriebe, nämlich aus aufflammender Begeisterung und aufopfernder Hingabe an den Glauben einerseits, aus abenteuerlicher Unternehmungslust und brennendem Thatendurst andererseits hervorgingen, so wirkten sie auch wiederum sowohl auf das weltliche wie auf das kirchliche, auf das äußerliche wie auf das innerliche Leben der Zeit nach allen Seiten hin in ganz verschiedener Weise ein. Thüringen hat sich, wie nach der Stufe seiner Entwickelung nicht anders zu erwarten, an diesen

wunderbaren und wunderlichen, immer bedeutsamen Unternehmungen von Anfang an betheiligt.

Den auf der großen Kirchenversammlung beschlossenen ersten Kreuzzug machte unter Gottfried von Bouillon 1096 der von Hirschau nach Thüringen gekommene Abt von Reinhardsbrunn und vom Peterskloster in Erfurt, Giselbert, mit; er starb auf demselben im Kloster des Thales Josaphat.

An dem durch den berühmten Abt Bernhard von Clairvaux in's Leben gerufenen Kreuzzug des Kaisers Konrad, 1147, nahm zwar der damalige Landgraf Ludwig der Eiserne keinen Theil, obwohl er nach einigen Anzeichen ursprünglich sich dazu verpflichtet zu haben scheint; dagegen zog damals sein Oheim, Bischof Udo von Naumburg, mit nach dem gelobten Land und starb auf dem Rückweg an den Folgen der erduldeten Strapazen.

In ganz anderem Maßstab aber betheiligte sich Thüringen, wie überhaupt das mittlere und nördliche Deutschland, an den folgenden Kreuzzügen. Im Jahr 1187 hatte Sultan Saladin von Aegypten Jerusalem erobert und fast sämmtliche feste Plätze des christlichen Königreichs in seine Gewalt bekommen. Auf den Hülferuf der morgenländischen Christen ließ der Papst 1188 auf dem Reichstag zu Mainz durch seinen Legaten die deutschen Fürsten, voran den Kaiser Friedrich Barbarossa, eindringlichst zu einem Kreuzzug auffordern. Der Kaiser brach bei der Predigt des Legaten in Thränen aus, nahm alsbald selbst das Kreuz und ermahnte die Fürsten und alle Anwesenden, seinem Beispiel nachzufolgen. 13,000 schwuren auf der Stelle, mit ihm nach dem heiligen Lande ziehen zu wollen, unter ihnen namentlich auch Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen, sowie dessen Vetter Graf Poppo von Henneberg auf Wasungen und Graf Meinhard IV. von Mühlberg. Die Kreuzfahrt wurde auf das nächste Jahr angesetzt. Landgraf Ludwig war in dieser Zeit, seinem Beinamen entsprechend, noch besonders thätig, die Klöster und Kirchen des Landes zu sichern. Als sich dann im Frühjahr 1189 das überaus stattliche Heer der Kreuzfahrer unter Kaiser Barbarossa in Bewegung setzte, um über Ungarn und Constantinopel durch Kleinasien zu ziehen, schloß sich Ludwig dem Zug nicht an; er wählte mit vielen Anderen den Seeweg. Einige

Monate nach dem Abzug des Kaisers, Ende Juni, brach er mit seiner Schaar von Thüringen auf, zog über die Alpen nach Apulien in Italien und fuhr von da über nach der Stadt Tyrus, wo ihm beim Markgrafen Konrad von Montferrat eine sehr ehrenvolle Aufnahme zu Theil wurde. Bald aber wurde er von den Kreuzfahrern, welche mit König Guido oder Veit von Jerusalem die feste Stadt Ptolemais oder Akkon belagerten, dringend zu Hülfe gerufen. Bei seiner Ankunft mit Jubel empfangen, versöhnte er die in Zwiespalt gerathenen Christen und nahm dann vom September 1189 bis dahin 1190 an dem Kampf um Ptolemais den thätigsten Antheil. Von seinen Waffenthaten wissen Berichte und noch vorhandene Lieder nicht Rühmliches genug zu vermelden. Mehrere derselben erschienen den Kreuzfahrern so wunderbar, daß man sie übernatürlicher Hülfe zuschrieb. So erzählt ein Berichterstatter: Ludwig hatte vor einer Schlacht Gott inbrünstig um ein Zeichen für sich und die Seinen angerufen; da sah er plötzlich von weitem einen Ritter von hoher Gestalt in rothem Gewand auf weißem Roß auf sich zusprengen; vor ihm angekommen, stieß der Ritter eine rothe Fahne in die Erde, sprach: „Unter diesem Panier wirst du siegen!“ und verschwand. Es war St. Georg, Ludwigs Schutzheiliger, gewesen, dem dieser gemäß einem Gelübde in der Gefangenschaft bei Heinrich dem Löwen eine Kirche, die St. Georgenkirche auf dem Markt zu Eisenach, erbaut hatte. Unter der Fahne St. Georgs, welche die Mannen Ludwigs vergebens aus der Erde zu ziehen versuchten, er dagegen mit leichter Mühe an sich nahm, trieb dieser sodann mit einer kleinen Schaar viele Tausende von Sarazenen vor sich her; weßhalb denn auch die Standarte Siegehard genannt wurde. Doch mit aller ihrer Tapferkeit richteten die Belagerer auf die Länge nichts aus; drei ungeheuere Belagerungsthürme, von welchen Landgraf Ludwig den einen auf seine Kosten hatte errichten lassen, wurden mit allen auf sie gesetzten Hoffnungen von einem jungen Kupferschmied aus Damaskus durch sogenanntes griechisches Feuer zerstört. Ein Paar Monate später, nachdem die Trümmer des kaiserlichen Kreuzheeres unter Herzog Friedrich von Schwaben, dem Sohn des im Fluß Saleph in Kleinasien umgekommenen Kaisers Barbarossa, vor Ptolemais eingetroffen waren, entschloß

sich Landgraf Ludwig, der Mißhelligkeiten mit den französischen und englischen Kreuzfahrern müde, überdieß an einem alten Uebel von neuem erkrankt, zur Rückkehr in die Heimath. Er schiffte sich ein, starb aber schon nach kaum begonnener Fahrt, seine Begleiter landeten an der Insel Cypern, begruben da Fleisch und Mark des Todten in einer Kapelle und brachten dann die ausgekochten Gebeine unter vielen Mühen und Gefahren — mußten sie doch, um die drohenden Schiffer zu beschwichtigen, den Sarg mit den angeblichen Gebeinen, in Wirklichkeit mit Steinen angefüllt, unter erheucheltem Wehklagen in's Meer versenken — nach Venedig und von da endlich nach Reinhardsbrunn. Die Grafen Poppo und Meinhard waren bereits vor Ptolemais den Folgen der Hitze und des schlechten Trinkwassers erlegen.

Nach dem Tode Sultan Saladins war unter den Sarazenen Uneinigkeit entstanden, es regte sich daher die Hoffnung, Jerusalem wiederzugewinnen, und der Papst ließ 1195 auf dem Reichstag zu Gelnhausen das Kreuz predigen. Außer vielen anderen Fürsten nahm dasselbe auch Landgraf Hermann von Thüringen. Die Ausführung des Unternehmens verzögerte sich; endlich im März 1197, nachdem Andere schon vorausgezogen waren, brach auch der Landgraf auf, mit ihm die Grafen von Käfernburg und Schwarzburg, Graf Poppo von Henneberg, die Grafen von Mühlberg und von Wartberg; andere Herren, die auch das Kreuz genommen, waren aus Besorgniß vor dem Geldaufwand oder vor den Gefahren des Meeres schimpflich zurückgetreten. Landgraf Hermann zeichnete sich im heiligen Land auf einem der Züge gegen die Sarazenen sehr aus, aber es wurde nichts ausgerichtet. Deßhalb, oder nach anderer Nachricht auf die Kunde vom Tode Kaiser Heinrichs VI., kehrten die deutschen Kreuzfahrer und mit ihnen der Landgraf schleunig zurück.

Noch einmal zog ein thüringischer Landgraf zur Befreiung des heiligen Grabes aus, Ludwig der Heilige, 1227; er erreichte das Ziel nicht, sondern starb noch vor der Abfahrt in Italien.

An diesen Kreuzzug, welchen nach dem Tode des Landgrafen viele thüringische Edle unter Kaiser Friedrich II. mitmachten, knüpft sich die Sage vom zweiweibigen Grafen von Gleichen. Graf Ernst von Gleichen, so heißt es, zog mit Kaiser

Friedrich nach dem gelobten Land. In einem Kampfe mit den Ungläubigen wurde er und sein Knappe gefangen genommen, und sie mußten einem sarazenischen Sultan als Sklaven dienen. Sein hartes Loos wurde ihm aber erleichtert durch die Liebe Melechsalas, der Tochter des Sultans. Ja, als dieselbe durch den Knappen den hohen Stand des geliebten Sklaven erfahren hatte, bot sie ihm an, ihm zu Freiheit und großem Gut zu verhelfen, wenn er sie zur Gattin nehmen würde. Der Einwand des Grafen, daß er bereits verheirathet sei, machte auf die an Vielweiberei gewöhnte Sarazenin keinen Eindruck, sie drang immer inniger in ihn, und getrieben von der Sehnsucht nach der Freiheit und der Heimath willigte er endlich ein. Die drei entflohen und landeten mit vielen Schätzen in Italien. Hier wandte sich der Graf an den Papst, und dieser, von seiner Erzählung gerührt, gestattete ihm eine Doppelehe. Nachdem die Sarazenin getauft war, zog Graf Ernst mit ihr nach Thüringen. Zwei Tagreisen vor Burg Gleichen, der jetzt sogenannten Wandersleber Gleiche, eilte er voraus, um die vor 14 Jahren verlassene Gattin zu begrüßen und von dem Geschehenen zu unterrichten. Voll Freude über das unverhoffte Wiedersehen des Gatten willigte diese sogleich in die Doppelehe, zog der Sarazenin entgegen und empfing sie mit schwesterlicher Freundlichkeit. Lange lebte der Graf mit seinen beiden Gattinnen in ungestörtem Glücke; die deutsche gebar ihm fünf Söhne und mehrere Töchter, und die Sarazenin, selbst kinderlos, war den Kindern ihrer Nebengattin eine zweite Mutter. Bis heute wird der Ort am Fuße des Gleichenbergs, wo die deutsche Gräfin die Sarazenin soll willkommen geheißen haben, das Freudenthal genannt; der gepflasterte Weg zur Gleiche hinauf heißt noch jetzt der Türkenweg; im Gleichen'schen Schloß zu Tonna wurde lange der Turban und das goldene Kreuz der Sarazenin gezeigt; auf Burg Gleichen stand das dreischläfrige Bett des Grafen und der beiden Gräfinnen, bis es nach der Schlacht bei Leipzig von den Russen zu Wachtfeuer verbraucht wurde; noch befindet sich im Dom zu Erfurt der früher auf dem Petersberg gestandene Grabstein mit einer männlichen Gestalt in der Mitte und einer weiblichen auf beiden Seiten, welcher den Grafen Ernst von Gleichen und seine zwei Gemahlinnen darstellen soll. Dieses

Bild gehört allerdings, nach neueren Untersuchungen, dem 1494 gestorbenen Grafen Siegmund von Gleichen, welcher nach dem Tode der ersten Gemahlin sich noch einmal verheirathet hatte. Sehr bedenklich ist auch außer manchem Andern das gänzliche Schweigen der Zeitgenossen über solche Doppelehe; ja, es wird behauptet, daß überhaupt an keinem Kreuzzug ein Graf von Gleichen theilgenommen habe. Jedenfalls aber besitzt Thüringen im zweiweibigen Grafen von Gleichen eine der lieblichsten Sagen aus der Zeit der Kreuzzüge.

Auch bei einer sonderbaren Ausartung der Kreuzzüge, den sogenannten Kinder-Kreuzzügen, blieb Thüringen nicht unbetheiligt. Als nämlich der vom Papst Innocenz zu Stande gebrachte Kreuzzug 1204 durch die Schlauheit der Venetianer, anstatt zur Befreiung des heiligen Landes, vielmehr zur Eroberung des griechischen und Gründung eines lateinischen Kaiserthums geführt hatte, sandte der Papst von neuem seine Boten durch das Abendland, das Kreuz zu predigen. Diese Predigt fand aber, wenigstens Anfangs, bei Fürsten und Völkern keinen Anklang. Da entstand 1212 in Frankreich und im südwestlichen Deutschland eine gewaltige Aufregung unter der männlichen wie unter der weiblichen Jugend. Größere und kleinere Haufen von Knaben und Mädchen schaarten sich zusammen und zogen aus nach dem Meere zu, das heilige Land zu befreien; weder das elterliche Ansehen noch die Gewalt der Fürsten vermochte die Bewegung völlig zu unterdrücken. Die Wellen derselben schlugen bis nach Thüringen. Ein Knabe zog hier durch Städte und Dörfer und sang ein Liedlein des Inhalts, daß Christus sein heiliges Kreuz, welches mit Jerusalem in die Hände der Sarazenen gefallen, den Kindern zustellen wolle. Alle Knaben, die den Sänger hörten, wurden wie von einem Wahnsinn ergriffen, meinten, sie müßten fort nach Syrien und das hl. Kreuz wiederholen, machten sich wirklich in großen Haufen auf die Reise, ließen sich auch weder durch gute Worte noch durch Schläge und Bande abhalten, sondern zogen immer weiter nach Italien, um von da über das Meer zu setzen. Die meisten von ihnen starben schon auf dem Weg über die Alpen vor Hunger und Frost; andere kamen in Italien um, weil sich da niemand ihrer annahm; manche, die wirklich auf ein

Schiff gelangten, wurden von den Wellen des Meeres verschlungen.

4. Das Ordenswesen.

Während aber in dieser Zeit Hunderttausende, ja Millionen von glühendster religiöser Begeisterung und zugleich übersprudelnder Lust an Abenteuern, Ruhm und Lebensgenuß zum Kampf um das gelobte Land und meist in den Tod getrieben wurden, führte dieselbe religiöse Begeisterung, verbunden mit Wegwerfung aller Erdengüter und Erdenfreuden, andere Hunderttausende zum Kampf um ihrer Seelen Seligkeit in's Klosterleben. Dieses bildet daher neben den Kreuzzügen die andere eigenthümlichste Erscheinung des geistigen Aufschwungs in diesem Zeitraum. Begreiflicherweise aber genügten dem in dieser Richtung sich regenden und treibenden Geiste die alten, überdieß durch Reichthum, Verweichlichung und Verfall der Zucht vielfach verweltlichten Orden, der Benedictinerorden in seiner ursprünglichen und derselbe Orden in seiner aus der Reform von Clugny hervorgegangenen Gestalt, nicht mehr, sondern er suchte und gewann Gestalt theils in Verjüngungen des Benedictinerordens, theils in völlig neuen Orden. Durch diese sozusagen zeitgemäßeren und geistlich frischen Stiftungen wurden von selbst die älteren stark in den Hintergrund gedrängt.

Die alten Orden.

Wenn die großen Abteien Fulda und Hersfeld schon mit der sächsischen Zeit in Schenkungen und Erwerbungen innerhalb Thüringens den höchsten Punkt erreicht hatten, so ist das wenigstens theilweise daraus zu erklären, daß dieselben schon damals innerlich verfallen und dem Volk entfremdet waren. Kloster Reinhardsbrunn wurde als Familienstiftung der Landgrafen von diesen, am meisten von Ludwig dem Milden und Ludwig dem Heiligen, fortwährend gehütet und gehoben, und hielt sich dadurch wie durch den die Klosterinsassen beseelenden frommen und wissenschaftlichen Geist diese ganze Zeit hindurch noch in hohem Ansehen und trefflichem Gedeihen.

Es fehlte auch, zumal in der ersten Hälfte dieses Zeitraumes, noch nicht ganz an Stiftungen nach der alten Regel. Von Chor-

herrenstiften gehört hierher das Kloster Unserer lieben Frau auf dem Berg in Altenburg, gewöhnlich das Bergerkloster genannt, welches von Friedrich Barbarossa 1172 gegründet, von Philipp von Schwaben und Friedrich II. ansehnlich vergrößert wurde; die ersten Kanoniker kamen vom Lauterberg in Halle. Ein vom Markgrafen Dietrich von Meißen zwischen 1202 und 1213 in Eisenberg gegründetes Chorherrenstift wurde schon 1218 wieder aufgehoben. Bei der Thomas-, jetzigen Neumarktskirche in Merseburg war ein Nonnenkloster gewesen; nachdem die Nonnen von da verzogen waren, wurde 1240 Kirche und Kloster auf dem Neumarkt an Kanoniker überlassen, die vorher ihren Sitz in Zwickau gehabt hatten; bald muß das Kloster in Verfall gekommen sein, denn 1324 wurde es erneuert und 1326 von Bischof Gebhard an die vom Bischof Hunold 1045 erbaute St. Sixtuskirche versetzt.

Schon im Anfang des 12. Jahrhunderts war von einer Edelfrau Bertrade oder Berchtha von Skuditz die Gründung eines Nonnenklosters nach der Regel des hl. Benedict zu Heusdorf bei Apolda begonnen worden; ihr Sohn Otto, Bischof von Halberstadt, vollendete nach seiner Absetzung die Stiftung des Klosters 1150. In Bürgel bei Jena gründete die Edelfrau Bertha von Gleisberg 1133 ein Kloster für 7 Jungfrauen; sehr bald scheint sich neben dem Nonnen- auch ein Mönchskloster erhoben zu haben; im 15. Jahrhundert wurde das Nonnenkloster aufgelöst. Im Jahr 1151 gründete die im Kloster zu Drubeck erzogene Tochter des Landgrafen Ludwigs I., Adelheid, das Nicolaikloster zu Eisenach. Sie selbst wurde die erste Aebtissin desselben. In diesem Kloster, welches regelmäßig 40 Nonnen zählte, fand auch eine Anzahl von Jungfrauen Aufnahme, mit welchen es der Sage nach folgende Bewandtniß hatte.

Der Hörselberg, östlich von Eisenach, war, vermuthlich wegen seiner früheren Bedeutung als heiliger Ort der Göttin Hulda, im Volksglauben zunächst zum Sitz der Frau Holle, der Liebesgöttin, für die Christen einer Teufelin, geworden. Als solcher erscheint der Hörselberg in der mehrgestaltigen Sage, die sich an den Namen des in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gehörigen geschichtlichen Ritters und Sängers Tannhäuser aus Franken geknüpft

hat. Tannhäuser, so heißt es, kam auf dem Weg nach oder von dem Hofe des sängerfreundlichen Landgrafen Hermann an den Hörselberg und ließ sich, trotz der Warnungen des treuen Eckart am Eingang desselben, durch die Reize der Frau Holle oder Venus und den Zaubergesang ihrer Dienerinnen in den Berg locken. Hier brachte Tannhäuser, Gottes und seiner Seele vergessen, ein Jahr in heidnischem Umgang mit der Teufelin zu. Endlich jedoch des unseligen Treibens müde, riß er sich von Frau Holle los und kehrte auf die Oberwelt zurück. Aber siehe, da stand er unter allgemeinem Bann; denn daß er im Venusberg gewesen und mit der da hausenden Teufelin in Liebesverkehr gestanden, das galt ebenso viel, als ob er dem Teufel selbst seine Seele verkauft hätte. Von seinen früheren Genossen wie ein wildes Thier verfolgt, von allen Christenmenschen scheu gemieden, pilgerte er in tiefer Reue nach Rom, um sich vom Papst seiner Sünden erledigen zu lassen. Allein, wie groß auch die lösende Kraft der Kirche ist, es giebt so schreckliche Sünden, daß keine Vergebung sie tilgen kann. Als der Papst Tannhäusers Bekenntniß gehört, mußte er ihm die Lossprechung versagen, und Tannhäuser wanderte ruhelos auf Erden umher. Nach einer etwas anderen Gestalt der Sage hingegen hielt Papst Urban dem Ritter auf seine flehentliche Bitte um Vergebung einen weißen Stab entgegen und sprach: „So wenig dieser dürre Stab grünt, so wenig hast du Vergebung zu hoffen bei Gott und Menschen!“ Doch siehe, am dritten Tag nach diesem Bescheid fing der dürre Stab an zu grünen, und erschüttert von diesem Wunderzeichen der göttlichen Gnade, sandte der hl. Vater sofort Boten aus, den abgewiesenen reuigen Ritter zurückzurufen; aber nirgends war er zu finden, die Verzweiflung hatte ihn wieder zur Frau Holle getrieben, und nun muß er da bleiben bis an's Ende der Welt.

Wie aber zum Sitz der Frau Holle, so war der Hörselberg im Glauben des Volkes auch zum Aufenthalt der bösen Geister überhaupt geworden; aus ihm brach in den 12 heiligen Nächten das wüthende Heer hervor und stürmte verderbend über das Land hin, während der treue Eckart mit seinem weißen Stab vorauseilte, um die Menschen zu warnen. Waren denn aber nicht die

bösen Geister die Teufel und der Ort der Teufel die Hölle, also auch das Fegfeuer? So sah das Volk im Hörselberg auch den Eingang zur Hölle, zum Fegfeuer, zum Ort der Qual für die unerlösten Seelen. Hörte man doch auch zuweilen die armen Seelen aus der Höhle des Berges hervor wimmern, und sah man doch manchmal sogar etwas von höllischem Feuer in der Luft über demselben; daher man denn auch den Namen des Berges in „Hörseelenberg", sowie den Namen des am Fuß des Berges liegenden Dorfes Satinstedt, jetzt Sättelstedt, in „Satansstatt" umdeutete. Nun lebte nach der Sage in England oder auch in Schweden eine fromme Königin Reinschwig; ihr verstorbener Gemahl hatte sie aus niederem Stande zu sich auf den Thron erhoben, und noch über den Tod hinaus liebte sie ihn über die Maßen. Da hatte sie einmal ein Traumgesicht, durch welches ihr geoffenbart wurde, daß ihr Gemahl im Fegfeuer harte Qual leiden müsse. Alsbald forschte sie nach dem Orte, wo das Fegfeuer glühe, und als solcher wurde ihr der Hörselberg im Thüringerland bezeichnet. Sie machte sich mit ihren Edelfrauen oder Fräulein auf, kam über das Meer her nach Thüringen und ließ sich mit ihren Begleiterinnen in Sättelstedt nieder, da, wo noch jetzt ein Haus „das Kloster" genannt wird. Hier betete sie mit ihren Frauen so lange für die Seele ihres Gemahls, bis sie die Gewißheit hatte, daß dieselbe erlöst, selig sei. Sie zog darauf mit ihren Frauen nach Eisenach und baute für dieselben auf dem Petersberg vor der Stadt eine Zelle, ein kleines Kloster. Nach ihrem Tode aber siedelten die verlassenen Frauen in das von Adelheid gegründete und für Edelfrauen bestimmte Nicolaistift über.

Im Jahr 1170 hob Landgraf Ludwig der Eiserne, nachdem er Kreuzburg von Fulda gekauft, das Peterskloster daselbst auf und verwandelte die Gebäude desselben in eine Burg. Hiergegen erhob sowohl das Peterskloster in Erfurt wie der Erzbischof von Mainz Einsprache. Ludwig oder sein Sohn errichtete daher am Fuß des Kreuzbergs ein neues Kloster und besetzte es mit Benedictinerinnen, auch baute er zur Entschädigung die Mönchszelle bei Frankenroda. In Zella im Eisenach'schen, wo wahrscheinlich schon 822 von Fulda aus Nonnen angesiedelt worden, gründete

1135 oder 1185 Erpho, Herr von Neidhardshausen, ein förmliches Nonnenkloster. Der Edle oder Graf Godebald von Querfurt oder Mansfeld gründete mit seiner Gemahlin Bertrade 1195 in Kapelle bei Frankenhausen ein Nonnenkloster. Im Jahr 1209 stiftete Graf Burchard von Mansfeld und seine Gemahlin, Elisabeth von Schwarzburg, ein Nonnenkloster in Thal-Mansfeld; 1225 verlegte die Mitstifterin dasselbe nach Rottelsdorf; um 1250 wurde es von da nach Helffta, und um 1330, nachdem es hier arg verwüstet worden, unter dem Namen „Neuhelffta“ in die Nähe von Eisleben verlegt.

Um 1140 wurde vom Grafen Ludwig von Wippra und seiner Gemahlin Mathilde ein Augustiner-Chorherrenstift in Roßleben an der Unstrut gegründet; später, wahrscheinlich schon vor 1213, wurde dasselbe in ein Augustiner-Nonnenkloster verwandelt; die Zahl der Nonnen war 30. In Kronspitz oder Kronschwitz, Neustadter Kreis, gründete 1239 Jutta, Gemahlin des Vogts Heinrich des Aelteren von Gera, unter Beistand des Landgrafen Heinrich Raspe ein Augustiner-Nonnenkloster. Vogt Heinrich der Aeltere oder der Marianer und seine Gemahlin Jutta, Tochter des Burggrafen von Altenburg, beschlossen nach mehrjähriger glücklicher Ehe, fortan nur dem Himmel zu leben. Im Angesicht ihrer 4 Kinder, unter dem lauten Jammer alles Volkes, ließen sie in der Klosterkirche zu Mildenfurt durch den hierzu besonders eingeladenen Bischof Engelhard von Naumburg ihre Ehe trennen. Heinrich trat darauf in den Ritterorden der Marianer oder deutschen Ritter ein; Jutta übergab ihre Kinder der Vormundschaft von 4 Bischöfen und Aebten unter Oberleitung des Papstes; dieselben gingen später bis auf den ältesten Sohn, den Erben der Herrschaft, in Klöster; Jutta selbst nahm nach Gründung des Klosters Kronschwitz das Ordenskleid der Augustinerinnen und wurde die erste Priorin ihres Klosters. Ihre und ihres geschiedenen Gemahls, sowie der verwandten Vögte zahlreiche und bedeutende Zuwendungen machten Kronschwitz bald zu einem der reichsten Klöster in Thüringen. Zu Lausnitz im Altenburgischen gründete eine Edelfrau Kuniza 1137 ein Augustiner-Nonnenkloster; nach einer Sage wäre es bereits 950 von einer Frau von Gera gestiftet worden; nach seiner Erneuerung 1180 erhielt es den

Namen „Marienstein“; unter ihm standen die Klöster zu Schlöben, Gleina und Petersberg. In Königs-Breitungen bei Salzungen war 1137 ein Hospital gestiftet worden; 1150 gestattete der Abt von Hersfeld den männlichen und weiblichen Mitgliedern desselben, eine klösterliche Gemeinschaft nach der Regel des hl. Augustin zu bilden; so entstand ein Doppelkloster; Ende des 12. Jahrhunders verschwinden aber die Mönche, die vielleicht in das gegenüberliegende Mönchskloster Burg- oder Herren-Breitungen eingetreten waren, und das Kloster ward lediglich Nonnenkloster; seitdem führt es auch den Namen „Frauenbreitungen“.

Wegen der späteren Zugehörigkeit der Gegend zu Thüringen sei hier noch angeführt, daß um 1150 zu Mönchröden im Coburgischen von den Grafen von Sterkare oder Wolswack ein Mönchskloster gegründet wurde, welches mit der Zeit zu großem Wohlstand gelangte. In Veilsdorf im Hildburghausischen hatten sich 1153 einige Nonnen am Fuß des Michaelsberges niedergelassen; Bischof Heinrich Kaß von Würzburg errichtete 1180 ein förmliches Nonnenkloster; regelmäßig waren in demselben 46 Nonnen. Wegen Verfalls wurde es 1446 in ein Mönchskloster umgewandelt.

Im Allgemeinen war jedoch, wenigstens in Thüringen, die Kraft des Benedictinerordens erschöpft. Ein Bischof entwirft, allerdings in einer Streitschrift, folgendes nicht gerade schmeichelhafte Bild von den Benedictinern: Er giebt zu, daß sie ein beschauliches Leben führen, daß sie zum Theil Jesum, wenn er in den Geringsten zu ihnen kommt, freundlich aufnehmen und so dem Marthadienst mit Fleiß obliegen, auch daß gar manche von ihnen durch Schreiben, Lesen, Singen sogar etwas von einem guten Werke zu Stande bringen. Aber um so mehr vermißt er an ihnen ein thätiges Leben, da er es nicht als solches ansehen könne, wenn einige von ihnen außerhalb des Klosters auf dem Markt umherlungern, über Besitzungen streiten, vor weltlichen Gerichten erscheinen, ihre Bauern durch Gelderpressungen erbittern, oder wenn sie im Kloster müssiges Geschwätz treiben und über andere Orden, ja über alle Welt unbarmherzig zu Gericht sitzen. Ausdrücklich wirft er ihnen vor, daß sie mehrfach Andere draußen arbeiten und für die Bedürfnisse des Klosters sorgen lassen, sich

selbst aber es als Beschaulichkeit anrechnen, die Hände in den Schooß zu legen, mühelos ihr tägliches Brot zu haben, ohne Anstrengung ihre Kleidung zu erhalten, sorglos zu schlafen, behaglich und mit Würde einherzuschreiten, Abt und Prior zu belauern, Besucher nach Neuigkeiten in der Welt auszuforschen und in scheinbarem Schweigen durch die Zeichensprache den Gebrauch der Zunge zu ersetzen. Ebenso beschuldigt er sie, daß sie wohl murren oder offen sich widersetzen, sobald ihr Eigenwille behindert werde, ja, daß manche die Annehmlichkeiten der Tafel auf's Reichlichste und gierig kosten und dann, vom Wein betäubt, den Leib mit Fett angefüllt, wohl sehr „geistige" Genüsse haben und es zu einer großen Stärke im „beschaulichen" Leben bringen.

Die Cistercienser.

In erster frischer Blüthe dagegen stand damals eine Verjüngung des Benedictinerordens, der Orden der Cistercienser. Im Jahr 1098 hatte sich Robert mit mehreren Genossen aus dem Benedictinerkloster Molesme in dem wilden Waldthal von Citeaux, Cistercium, niedergelassen. Hier wurde die Strenge, Armuth und Entsagung wiederhergestellt, wie die Regel Benedicts sie forderte. Alles Weichliche und Ueberflüssige in Kleidung und Lager fiel weg, die mehrfachen Gerichte sowie die Fleischspeisen verschwanden vom Tisch. Die Mönche wollten nur Mönche, nicht zugleich Priester außerhalb des Klosters sein. Untersagt war ihnen, zinsende Dörfer oder Renten von Mühlen und Oefen zu haben; nur von Händearbeit, Ackerbau und Viehzucht wollten sie leben. Dazu übernahmen sie Ländereien, Wiesen, Weinberge, Wälder und Gewässer, letztere zur Anlage von Mühlen und zum Fischfang. Doch sollten alle dergleichen Besitzungen von den Wohnstätten anderer Menschen fern liegen und nur zum eigenen Bedarf benutzt werden. Wald- und Sumpfthäler sowie Flußniederungen waren den Cisterciensern die liebsten Stätten zur Niederlassung. Damit aber die Mönche nicht durch die Arbeit von ihren gottesdienstlichen Verrichtungen abgezogen würden, nahm man für die landwirthschaftliche Thätigkeit Halbmönche, sogenannte Conversen, Laienbrüder, bärtige Brüder auf, die an allem im Kloster, ausgenommen was den eigentlichen Mönch ausmachte,

theilhaben und namentlich die Wirthschaftshöfe leiten sollten, während die Mönche auf das Kloster beschränkt waren. Außerdem durften auch noch Dienstleute oder Lohnarbeiter, sogenannte Familiaren oder Klosterverwandte, angenommen werden; doch mußten auch sie mit dem Kloster auf's engste verbunden sein. Kurz, man wollte, unabhängig von jedem weltlichen Einfluß und entsagend jedem Einfluß auf die Welt, in einem von der Welt gänzlich abgeschlossenen Einsiedlerleben einzig und allein das wahre Mönchthum verwirklichen. Wurden die grauen Mönche, wie man die Cistercienser später nach ihrer grauen Tracht im Unterschied von den schwarzen Mönchen, den Benedictinern, nannte, zunächst als Sonderlinge angesehen, so führte doch schon seit 1113 und 1115 der Cistercienserabt Bernhard in Clairvaux durch die Macht seiner Persönlichkeit, seines Wortes wie seines Beispiels, Tausende und aber Tausende seinem Orden zu. Im Jahr 1118 aber gab Abt Stephan Harding in Citeaux dem Orden eine fast soldatische Ordnung, welche sämmtliche Klöster desselben sowohl mit dem Stammkloster wie untereinander auf's engste und zu großem Segen verband. Das erste Cistercienserkloster in Deutschland stiftete der Erzbischof von Köln in Altencampen bei Geldern; er besetzte dasselbe mit Mönchen aus Morimund, einem Tochterkloster von Citeaux. Schon wenige Jahre nachher finden wir ein Kloster dieses Ordens in Thüringen.

Gräfin Adelheid von Klettenberg gedachte, in Walkenried am Harz ein Mönchskloster zu errichten; der Benedictinerorden wollte keine neuen Stiftungen haben; Adelheid wendete sich daher an das Cistercienserkloster Altencampen bei Geldern, und 1129 zogen 12 Mönche und 12 Laienbrüder unter einem Abt von dort in das in sumpfigem Thal gelegene und höchst dürftig ausgestattete Kloster Walkenried ein. Sofort wurde dasselbe Veranlassung zur Gründung anderer Cistercienklöster. War es doch die Zeit, wo, wie man wohl gesagt hat, die Menschen nur geboren zu werden schienen, um in's Kloster zu gehen; man sah im Mönchsleben das wahre oder eigentliche christliche Leben, und je strengere Entsagungen ein Orden sich auferlegte, desto größeren Heiligenschein gewann er in den Augen der Leute, und desto zahlreicher drängte man sich zu ihm.

Schon 1130 brachte Gräfin Helinburgis von Gleichen die Trümmer der Reichsburg zu Volkenroda bei Mühlhausen käuflich an sich, gründete daneben ein Kloster und berief Mönche von Altencampen herbei. Auch hier war Anfangs großer Mangel, doch hatte das Kloster, besonders an den Grafen von Gleichen, stets treue Gönner. Angebliche Wunderwerke brachten dem Kloster großen Ruf; so weihete der Mönch Sibald daselbst ein so kräftiges Oel, daß er damit dem seit 8 Jahren blinden Balten in Mühlhausen das Augenlicht wieder verschaffte; freilich ließ die Frau desselben dem frommen Pater zum Dank sagen, er hätte sein Oel lieber anderswohin als an ihres Mannes Augen schmieren sollen, denn nun könne sie ihn nicht mehr betrügen. Große Mildthätigkeit gegen die Armen und Kranken vermehrten das Ansehen des Klosters. Den Abt Gangolf ließ Landgraf Hermann I. öfters nach Eisenach kommen und da mit Edelleuten und Bürgern in deutschen Reimen Wettstreit halten. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe besaß Volkenroda 17 Dörfer, und in 41 anderen gehörten ihm Güter, Mühlen, Teiche, Wiesen, Weinberge und Zinsen.

Bald hernach bekam Walkenried auch schon ein Tochterkloster. Im Pleißnerland lebte ein reicher Graf Bruno; er hatte seinen einzigen Sohn Edwin auf der Jagd durch einen Eber verloren und darum mit seiner Gemahlin Willa zu Schmölln an der Sprotta unweit Altenburg ein Nonnenkloster gegründet; seine einzige Tochter Gerburg war Aebtissin in demselben. Nach dem frühen Tod derselben war die Zucht im Kloster verfallen, und Graf Bruno hatte dasselbe Benedictinermönchen übergeben. Aber bald begann auch bei diesen eine üble Wirthschaft; außer dem Abt waren nur noch 5 Mönche da. Graf Bruno, welcher von den Cisterciensern in Walkenried und Volkenroda gehört hatte, bat den Bischof Udo von Naumburg, die Benedictiner aus seinem Kloster zu entfernen und Cistercienser in dasselbe einzuführen. Dieß geschah 1132. Allein die Gegend um Schmölln war noch theils halb, theils ganz heidnisch, und die Mönche hatten von den Wenden viel zu leiden; dazu war das Kloster gegen Cistercienserart auf einem Hügel angelegt; eine Vermehrung der Mönche war bei dem Zustand der Umwohner nicht zu erwarten. Als nun gar ein reicher und mächtiger Wende seinen noch dazu im Bann ge-

storbenen Verwandten gegen das ausdrückliche Verbot der Cistercienserregel in der Klosterkirche begraben ließ, den von den Mönchen auf Befehl des Abts vor die Kirche gesetzten Leichnam durch's Fenster in die Kirche warf und den Abt mit dem Tode bedrohte, so daß derselbe fliehen mußte, da baten die Mönche den Bischof dringend um Versetzung. Dieser schlug ihnen vor, sich selbst in seinem Sprengel einen anderen Ort zu suchen; sie wählten nach längerem Suchen die Stelle, wo die Saale aus dem Hügelland heraustritt; dort gründeten sie 1140 oder 1141 das Kloster Pforte, wahrscheinlich im Sinn von Himmelspforte. In der Stiftungsurkunde wird ausdrücklich der in der Nachbarschaft angesiedelten Holländer gedacht, die nebst anderen Einwanderern nach Verdrängung der Wenden das Land bauten. Die von der Klosterstiftung in Schmölln allein übrig gebliebene Kapelle wurde mit der Zeit ein hochberühmter Wallfahrtsort.

Ein anderes Tochterkloster ging von Walkenried 1141 aus. Der Edle Esiko von Bornstedt stiftete das Dorf Sittichenbach bei Eisleben mit 21 Hufen und einem Walde zu einem Kloster und erbat sich von Walkenried eine Ordenskolonie. Unter Abt Volkuin zog dieselbe ein; die Mönche nannten ihr vom Volk Sichenbach, Sichen ausgesprochenes Kloster mit dem biblischen Namen „Sichem"; dem anfänglich großen Mangel half besonders der Graf von Beichlingen ab; durch Abt Volkuin, welcher vom Volk als Heiliger verehrt wurde, gelangte das Kloster bald zu hoher Blüthe.

Volkuin war früher Pfarrer in einem großen westfälischen Dorfe gewesen. Da brannte das ganze Dorf nieder, nur seine Wohnung blieb verschont. Das ging ihm zu Herzen, unter Thränen fragte er sich: „Was will will mir Gott damit sagen, daß er mich allein übersehen und mich Sünder nicht mit den anderen Sündern gestraft hat?" Er beantwortete sich diese Frage mit dem Entschluß, der Welt zu entsagen und in's Kloster zu gehen. Sein Hab und Gut verkaufte er, aus dem Erlös machte er drei Theile, den einen gab er den Armen, den anderen überließ er seinem Nachfolger, mit dem dritten bestritt er seinen Anzug und seine Reise. So kam er nach Walkenried und nahm das Mönchsgewand. Als sich Esiko für Sittichenbach Mönche aus Walkenried

erbat, wurde Volkuin wegen seines frommen Wandels zum geistlichen Vater derselben erwählt und später zum Abt des neuen Klosters geweiht. Bei'm Wegzug der Kolonie von Walkenried war bereits der Hausrath, die Gewänder für den Gottesdienst und für die Arbeit gepackt, und das Fuhrwerk stand bereit; Alle waren reisefertig, nur Bruder Hildimar fehlte, er lag am Fieber darnieder. Da trat Volkuin vor sein Lager und sprach: „Warum stehst du nicht auf? warum willst du nicht gehen?" Hildimar erklärte, er könne nicht, wie gern er auch möchte. Volkuin aber gebot ihm: „Steh auf, komm und gehe mit uns, wohin uns Gott sendet, das Fieber soll dich nicht länger belästigen!" Und siehe da, Hildimar erhob sich fieberfrei und ging mit. In dem neuen Kloster bestrebte sich Volkuin, die Ordensregel in ihrer ganzen Reinheit und Strenge auszuführen, und es gelang ihm, hauptsächlich durch sein eigenes Vorbild. In 24 Stunden betete er wohl den ganzen Psalter durch, er stand hierzu mitten in der Nacht auf, verließ den Schlafsaal und begab sich in die Kirche oder nach einem anderen stillen Ort. An jedem Freitag, wofern nicht ein größeres Fest auf denselben fiel, aß er nichts weiter als Brod mit Asche gemischt. Sein Getränk war fast nur Wasser, auch dann, wenn hohe Herren bei ihm zu Gaste waren. Bei solch strenger Enthaltsamkeit legte er doch auf dieselbe an sich keinen Werth. „Das Fasten", sagte er in einer Predigt, „besteht in zwei Stücken, in der Enthaltung von Speisen und in der Enthaltung von Sünden; umsonst enthält sich der Speisen, wer den Lastern ergeben ist!" Volkuin war ein vortrefflicher Prediger; eine Predigt von ihm, die uns aufbewahrt ist, zeigt rednerischen Schwung, genaue Bibelkenntniß und sogar Bekanntschaft mit den römischen Dichtern. Nach kurzer Zeit stand Volkuin im Kloster wie außerhalb im höchsten Ansehen; er galt für einen Heiligen, und viele Wunder soll er vor und nach seinem Tode gethan haben. Wenn er auch nicht heilig gesprochen wurde, so wurden ihm doch die Ehren eines Heiligen vollständig zu Theil; für das Kloster wurde er der schützende Hausgeist, der die schlummernden Mönche rechtzeitig weckte. Die ganze Umgegend verehrte in ihm den Nothhelfer, besonders in allen Fieberkrankheiten. Später standen die Mönche von Sichem im Ruf, die Alchymie oder die Goldmacher-

kunst zu verstehen und zu betreiben; das Volk schrieb dieser Kunst den großen Wohlstand des Klosters zu und erzählte sich bis in die neuere Zeit von vergrabenen großen Schätzen desselben.

Unabhängig von Walkenried war bereits 1140 entstanden das Cistercienserkloster Georgenthal. Graf Eberhard von Altena am Rhein war auf einem Kriegszug nach Brabant durch den Anblick des vielen Blutvergießens, obgleich er sich selbst nicht betheiligt hatte, so erschüttert worden, daß er in seiner Sündenangst beschloß, Gott Genugthuung zu leisten, in einer stürmischen Nacht heimlich und verkleidet sein Schloß verließ und zunächst nach Rom, dann zum hl. Jakob in Compostella und endlich zum hl. Aegidius in Frankreich pilgerte. Auf der Rückkehr von da kam er auf einen zum Cistercienserkloster Morimund gehörigen Hof; hier vermiethete er sich, und längere Zeit hütete er die Schweine. Da begab sich's, daß zwei seiner Dienstmannen zum hl. Aegidius wallfahrten und an dem Hof vorüberkamen. Sie schickten einen Diener nach dem Schweinehirten, um sich nach dem Weg zu erkundigen. Der Diener bemerkte auf dem Gesicht des Hirten eine Narbe, die ihn an seinen verschwundenen Herrn erinnerte; er eilte zurück und rief den Anderen zu: „Graf Eberhard hütet die Schweine dieses Klosterhofes!" Sie schalten ihn erst, wie er so unsinnig reden könne; als aber der Diener bei seiner Behauptung blieb, ritten sie nach dem Schweinehirten und fragten ihn auf deutsch, ob er wirklich ihr Herr sei. Eberhard, der sie sogleich erkannt hatte, antwortete ihnen erst, um nicht erkannt zu werden, auf französisch, konnte aber, als sie weiter in ihn drangen, nicht länger widerstehen und bekannte sich vor ihnen. Da sprangen die Dienstmannen vom Pferde, fielen ihm um den Hals, küßten ihn unter Freudenthränen und führten ihn dann nach dem Hofe, wo sie dem Hofmeister alles mittheilten. Dieser vermochte die so unglaublich klingende Mähr nicht zu fassen und eilte noch in der Nacht nach dem Kloster, um dem Abt Meldung zu machen. Am anderen Morgen verfügte sich der Abt nach dem Hofe, fand alles, was ihm gesagt worden, bestätigt, und weil er erkannte, daß Graf Eberhard aus göttlichem Antrieb solche Weltentsagung auf sich genommen, so rieth er ihm, zur Abbüßung seiner Sünden in das Kloster selbst einzutreten. Eberhard willigte ein und wurde ein

sehr eifriger Mönch. Nach einiger Zeit besuchte er seinen Bruder, dieser stellte ihm mehrere Orte für ein Cistercienserkloster zur Verfügung, und Eberhard wählte Burg Altenberg bei Köln. Von hier aus reiste er auch zu seinen Verwandten in Thüringen, Graf Sizzo von Käfernburg und dessen Gemahlin Gisela. Er redete viel mit ihnen von göttlichen Dingen, und da er empfängliche Herzen fand, machte er ihnen den Vorschlag, zu ihrem und Anderer Seelenheil ein Kloster seiner Regel zu gründen. Gräfin Gisela ergriff den Vorschlag mit Freuden, und auf ihre und Eberhards Bitten übergab diesem Graf Sizzo eine westlich von Ohrdruf gelegene Strecke Waldes, Asolverod, zu einer Klosterstiftung. Eberhard reiste nach Morimund und kam als erwählter und geweihter Abt mit einer Anzahl Mönche und Laienbrüder zurück. Es erhoben sich jedoch Schwierigkeiten; Eberhard hatte zum Ort für das Kloster eine Höhe in dem geschenkten Wald erwählt und dieselbe Georgenberg genannt. Dieser Ort lag aber den Reinhardsbrunner Mönchen zu nahe, sie fürchteten dadurch im Bodenerwerb für ihr Kloster beeinträchtigt zu werden; ohnehin bestand zwischen den Benedictinern, insbesondere den Cluniacensern, und den Cisterciensern damals eine starke Eifersüchtelei. Der Abt von Reinhardsbrunn wandte sich daher an Bischof Udo von Naumburg um Schutz für seine Familienstiftung, derselbe that auch bei'm Abt von Morimund Einspruch, jedoch vergeblich. Da schrieb der Reinhardsbrunner Abt an den Papst, aber auch das half nichts. Kloster Georgenberg wurde 1144 vollendet. Erst längere Zeit nach Eberhards Tod, zwischen 1186 und 1193, verlegte man der Ordenssitte entsprechend und der Annehmlichkeit wegen das Kloster von der Höhe in's Thal der Apfelstiedt, und zwar der häufigen Ueberschwemmungen halber auf eine Thalerhöhung. Hiervon bekam das Kloster den Namen „Georgenthal“. — Um 1213 legte der schon betagte hochangesehene Propst des Walpurgisklosters in Arnstadt, Siegfried, seine Würde nieder und trat als Mönch in's Kloster Reinhardsbrunn. Er that es allen Mönchen zuvor im Gebetseifer, im Studium der Schrift und in der Enthaltsamkeit. Der Sinn im Kloster scheint ihm aber nicht recht behagt zu haben. Ohne aus dem Orden auszutreten, beschloß er eine Einsiedelei zu beziehen und erwählte sich dazu den verlassenen Georgenberg. Dahin wurden

ihm von Reinhardsbrunn aus von Zeit zu Zeit Lebensmittel gebracht. Aber auch die Cistercienser in Georgenthal nahmen sich seiner an; und vielleicht war eben die Gemeinschaft mit ihnen der Grund bei seiner Erwählung der Einsiedelei gewesen. Als er 1215 starb, stellten sich sowohl die Reinhardsbrunner wie die Georgenthäler Mönche ein und erhoben gleichmäßig Anspruch auf den Leichnam des im Ruf der Heiligkeit gestorbenen Einsiedlers; Reinhardsbrunn trug den Sieg davon. Die Klause auf dem Georgenberg aber blieb bis über das 13. Jahrhundert hinaus besetzt, wie denn ein Einsiedler Namens Wichmann dieselbe von 1272 bis 1306 inne hatte.

Noch eine Stiftung des Cistercienserordens gehört dieser Zeit an. Graf Ernst von Tonna widmete mit Zustimmung seines Bruders Erwin, seiner Gemahlin Guda und seiner Töchter den Ort Reifenstein, gewöhnlich Alboldérode genannt, auf dem Eichsfeld mit 3 Wäldern und 5 Waldhöfen zu einem Cistercienserkloster. Aus Volkenrode sowie aus Altencampen zogen 1162 Mönche daselbst ein. Aber noch 1209 hatte das Kloster keine ordentliche Kirche; Graf Ernst von Velseck verhalf ihm endlich durch eine Schenkung dazu.

Zwar brachte der klägliche Ausgang des von Bernhard von Clairvaux gepredigten Kreuzzuges in's gelobte Land sowie des ebenfalls von ihm in's Leben gerufenen Kriegszuges der ostsächsischen Fürsten gegen die Wenden die Ausbreitung des Cistercienserordens für's Erste zum Stillstand. Gleichwohl fällt die höchste Blüthe des Ordens in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, insbesondere in die Regierungszeit des gewaltigen Papstes Innocenz III. Die Cistercienser bildeten recht eigentlich die Kerntruppe seines geistlichen Heeres; Cistercienser waren seine Ketzermeister, sie predigten das Kreuz, sie waren die päpstlichen Friedensvermittler, sie visitirten im Auftrag des Papstes die Klöster, schlichteten die Streitigkeiten, reformirten das entartete Leben, ja sie setzten Bischöfe ab, die Bekehrung der Heiden im nordöstlichen Deutschland wurde ihnen aufgetragen. Besonders um seiner überspannten Weltentsagung willen genoß der Orden auch ein ganz außerordentliches Ansehen im Volk; dasselbe sah vielfach die Cistercienserregel und den christlichen Heilsweg für gleichbedeutend an.

Die Frömmigkeit des Ordens äußerte sich jedoch nicht bloß in strenger Beobachtung seiner Regel, sondern auch in besonderen gottesdienstlichen Formen. Maria war die Schutzpatronin des Ordens und jedes einzelnen Klosters; daher findet sich bei den Cistercienſern wie bei den Prämonstratensern eine Vorliebe für ihre Verehrung. 1157 hatte man schon 4 Marienfeste: Mariä Himmelfahrt am 15. August, Geburt am 8. September, Reinigung am 2. Februar, Verkündigung am 25. März. Die Einführung eines Festes der unbefleckten Empfängniß war am Widerspruch des h. Bernhard gescheitert. Alltäglich erscholl seit 1220 in allen Cistercienserkirchen der Maria nach der Prim das Salve regina; jeder Sonnabend war ihr geweiht, durch das Gloria in excelsis ausgezeichnet, und bald kam das Ave maris stella hinzu. Unzählbar sind aber auch die wunderbaren Erscheinungen der Maria, welche Gliedern des Ordens zu Theil geworden sein sollen. Außer der Marienverehrung führten die Cistercienser auch die Verehrung der Hostie in unseren Gegenden ein. Nachdem 1215 die Lehre von der Wandlung in der Messe von der Kirche festgestellt war, ordnete ein früherer Cistercienserabt, Cardinal Guido, als päpstlicher Legat in Köln an, daß bei Erhebung der Hostie auf den Klang des am Altar befestigten Glöckleins die Gemeinde auf die Kniee fallen und bis zum Schluß der Kelchsegnung liegen bleiben, desgleichen, daß vor dem Priester, welcher das Sakrament zu einem Kranken trage, ein Chorschüler mit der Glocke hergehen und läuten solle, damit jedermann auf der Straße und in den Häusern dem Sakrament seine Ehrfurcht bezeuge, und diese Anordnungen führten die Cistercienser in ihre Klöster und weiter in's Volk ein. Bald beschloß ihr Generalcapitel, daß die Hostie nach der Weihung eine Zeit lang in die Höhe zu halten sei, damit sie von Allen gesehen werde; auch traf man besondere Vorsichtsmaßregeln gegen Entweihung der Hostie, die Abendmahlstage der Mönche wurden auf 13, später wohl gar auf das Doppelte vermehrt, seidene Altardecken und Meßgewänder wurden, im Widerspruch mit der gebotenen Einfachheit, zur Verherrlichung der Hostie erlaubt. Fast gleichzeitig mit dieser Verherrlichung der Hostie tritt die Entziehung des Kelchs für die nicht amtirenden Mönche, die Laienbrüder und die Nonnen ein. Nicht lange, so kam auch das Frohn-

leichnamsfest auf; einer Cistercienſernonne wurde durch eine Erscheinung geoffenbart, daß der Kreis der christlichen Feste eine Lücke habe, die durch ein Fest zu Ehren des Herrnleibes ausgefüllt werden müsse; ein Cistercienser setzte als Papst 1264 das Frohnleichnamsfest ein, und als dasselbe im Volke nicht recht zur Anerkennung gelangen wollte, beschloß der Cistericenserorden 1311 die Einführung der Feier als eines hohen Festes am Donnerstag nach Trinitatis. Die Cistercienserklöster waren so recht die Mittelpunkte der Hostienverehrung, und die durch dieselbe aufgeregten Mönche hatten eine Erscheinung nach der anderen, durch welche die Wandlung augenscheinlich erwiesen wurde. Außerdem gaben auch die Reliquien vielen Anlaß zu Erscheinungen, namentlich diejenigen der 11000 Jungfrauen, deren Verehrung im Orden besonders gepflegt wurde. Ueberhaupt herrschte im Orden eine wahre Sucht nach wunderbaren Erscheinungen; dieselben wurden angesehen als der Lohn der Fleischesertödtung; zuweilen freilich führte diese Sucht auch zum förmlichen Wahnsinn.

Der Zudrang zu den Cistercienserklöstern war in jener Zeit sehr stark; selbst viele Geistliche, Pröpste, ja Bischöfe traten in dieselben ein. Die Beweggründe dazu waren mannichfach verschieden; ein Cisterciensermönch urtheilt darüber so: „Von einigen, die in's Kloster treten, scheint es, als ob sie nur auf Eingebung und Ruf von Gott kommen; andere werden durch Anstachelung des bösen Geistes zum Mönchsleben getrieben; wieder andere kommen aus einem gewissen Leichtsinn. Von den meisten kann man sagen, daß sie, von Anderen beeinflußt, das Kloster wählen; Ermahnung, kräftiges Zureden und das klösterliche Beispiel sind von großer Bedeutung. Es giebt aber auch Unzählige, die treibt vielerlei Noth, wie Krankheit, Armuth, Gefangenschaft, Reue über eine Schuld, Lebensgefahr, Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, in's Kloster."

Von Anfang an übten die Cistercienser, ebenso wie die Benedictiner, in hohem Grade Gastfreundschaft. Die Pilger, wie sie zahlreich nach Jerusalem und anderen heiligen Orten zogen, bedurften der Hospize; Reisende überhaupt vermochten, zumal bei ungünstigem Wetter und schlechten Wegen, gar oft die Gasthöfe, deren es nur in größeren Städten gab, nicht rechtzeitig zu er-

reichen. Allen solchen Wanderern winkte freundlich das Kloster; da fehlte niemals eine besondere Zelle für Gäste, dieselben wurden vom Gastmeister bedient und erhielten ihre Mahlzeit meist vom Tische des Abtes selbst. Auch jeder Klosterhof war zum Herbergen eingerichtet und verpflichtet; die ganze Nacht mußte da eine Lampe brennen, um dem Wanderer den Weg zum gastlichen Dache zu zeigen. Für die Elenden der Umgegend bildete das Kloster gewissermaßen das Armenhaus; der Pförtner hatte in seiner Zelle stets Brot für die vorübergehenden Armen, die Ueberbleibsel jeder Mahlzeit fielen den Armen zu, Kleider wurden immer für die Armen in Vorrath gehalten. Häufig waren auch Stiftungen an das Kloster, aus denen an bestimmten Tagen Schuhe und Tuch unter die Armen vertheilt wurden. In Zeiten der Hungersnoth übten die Klöster eine aufopfernde Wohlthätigkeit. Als um 1153 in Sachsen und Thüringen große Noth herrschte, strömte alltäglich vor der Klosterpforte von Sichem eine große Schaar von Armen, angeblich gegen 1800, zusammen und empfing da Speise. Als endlich der Bruder Kellner dem Abt Volkuin meldete, daß die Vorräthe auf die Neige gingen, und andeutete, man müsse doch wohl nun die Armen zurückweisen, antwortete der Abt: „Der Herr, welcher mit 5 Broten und 5 Fischen 5000 Menschen speiste, wird auch uns mit den Armen erhalten; so lange noch etwas da ist, soll ausgetheilt werden; so lange wir leben, sollen die Armen auch leben; sterben sie, so wollen wir auch sterben, wie es des Herrn Wille ist!“ Auf sein Geheiß mußten die Mönche die Gemüse in den Gärten mit Mehl in Salzwasser kochen und den Armen darreichen, so lange die Hungersnoth währte. Zum Dank dafür kamen nachher die Armen und verrichteten unentgeltlich die Erntearbeiten auf den sämmtlichen Ländereien des Klosterhofes.

Große Verdienste haben sich die Cistercienser in jener Zeit durch ihre Wirthschaften, besonders in den Wendenländern, doch auch in Thüringen erworben. Eine Gemeinschaft von 12 Mönchen und meist ebenso viel Laienbrüdern ließ sich in einem unwirthlichen Sumpfwald nieder. Diese Leute suchten nicht Bequemlichkeit, nicht Gewinn für sich, hatten nicht für Weib und Kind zu sorgen, waren aber gerade durch ihre Abgeschlossenheit von der Welt genöthigt, die Künste und Gewerbe der Welt sich

so weit anzueignen, daß sie selbständig bestehen konnten, und mußten daher gewissermaßen Bauer, Handwerker und Einsiedler zugleich sein. Von besonderer Wichtigkeit war die bei den Cistercienseru am meisten ausgebildete Einrichtung der Laienbrüder, die, meist aus den niederen Ständen hervorgegangen, in streng militärischer Ordnung auf den Klosterhöfen thätig waren. Da war es nicht schwer, glänzende Wirthschaftsergebnisse zu erzielen; man hat denn auch behauptet, daß der Ackerbau wohl niemals mit billigeren Mitteln und größeren Erfolgen betrieben worden sei als von den Cisterciensern. Hierzu wirkten auch ihre Kenntnisse mit; wenn die Aebte des Ordens, jeder von einem Laienbruder begleitet, aus allen christlichen Ländern zum Generalcapitel in Citeaux versammelt waren, so wurden selbstverständlich auch wirthschaftliche Erfahrungen und Hülfsmittel reichlich ausgetauscht.

Weil die Cistercienser ihre Klöster fast sämmtlich in Niederungen anlegten, auch ihr Land fast immer in wasserreicher Gegend lag, hatte sich bei ihnen die Kunst des Wasserbaus noch mehr ausgebildet als bei den in Entwässerung des Bodens und Sammlung des Wassers zu Fischteichen und für Mühlen wahrhaftig nicht ungeschickten Benedictinern. In ebenen Gegenden zogen sie Abzugskanäle, in hügeligen legten sie große Teiche an, welche die Berggewässer aufnahmen, Ueberschwemmungen verhüteten und die Umgebung trocken legten; so entwässerte man den Sumpf und verwandelte ihn in Wiesen oder Aecker, sammelte das Wasser für die Mühlen im Sommer und schuf sich Fischweiher, wie man sie bei dem Verbot des Fleischgenusses nöthig hatte. In Sichem leiteten die Mönche in langen unterirdischen Stollen die Quellen der benachbarten Hügel zusammen, bis sie im Obstgarten des Klosters als ein nie versiechender klarer Bach zu Tage traten. Georgenthal verdankt einen Hauptreiz den Teichen, welche einst von den Cisterciensern kunstreich angelegt wurden.

Vielfach aber mußte das Ackerland erst aus Waldrevieren gewonnen werden. Das Holz hatte meist gar keinen Werth, und der unberührte Boden versprach reiche Ernten; wenn man aber nicht zu unterscheiden gewußt hätte zwischen den von dem Natur zu Wald und dem zum Ackerbau bestimmten Boden, würde man großen Schaden angerichtet haben; doch die Mönche trafen mit praktischem

Verstande fast immer das Richtige. Ehe sie die Axt an einen Wald legten, untersuchten sie den Boden, berechneten sein Gefälle und hieben je nach dem Ergebniß den Wald um, oder ließen ihn stehen. Auf den Höhen der Berge schonten sie den Wald stets, um die Quellen zu speisen und auch Ueberschwemmungen zu verhüten. Sie nahmen es mit der Behandlung des Waldes so ernst, daß sie beim Ausrotten sogar gewisse Feierlichkeiten beobachteten.

Da die Cistercienser in Thüringen ihre Wirthschaftshöfe meist aus Ländereien bilden mußten, die bereits im Hufenverband standen und darum durch die Flur vertheilt waren, so suchten sie ihr Besitzthum allmählich abzurunden. Hatte ein Kloster erst einige Hufen in einem Dorf erworben, so kaufte es nach und nach das ganze Dorf aus; oft erwarb es wohl noch ein benachbartes Dörfchen dazu und schlug dann dessen Flur zu demselben Ackerhof; auf diese Weise sind manche der jetzigen großen Domänen entstanden. Die Cistercienser kannten sehr wohl die Vortheile der Grundstückszusammenlegung namentlich für die größeren Landwirthschaften. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß die Cistercienser ihre großen Besitzungen keineswegs alle oder auch nur der Mehrzahl nach geschenkt erhielten. Die allerdings nicht seltenen Geschenke, welche zu der ursprünglichen Ausstattung noch hinzukamen, für Memorien oder Gedächtnißfeiern, für das Recht des Begräbnisses, für die Aufnahme in die Bruderschaft des Klosters, bestanden doch immer nur in einzelnen Aeckern, höchstens einigen Hufen. Aber die angestrengte Arbeitsamkeit, die sorgfältige Sparsamkeit der Klosterinsassen führten bei aller Gastlichkeit zu großen Ueberschüssen. Wenn sich nun der vielfach durch Verschwendung und Zersplitterung seines Grundeigenthums zu Grunde gerichtete Adel an die Cistercienser wendete, benutzten diese die Gelegenheit zu vortheilhaftem Kauf. Selbst die Benedictiner waren oft mit Schulden beladen und veräußerten Besitzungen an die Cistercienser. Bei solchen Ankäufen verfuhren diese aber stets planmäßig; durch jeden neuen Erwerb suchten sie ihr Eigenthum abzurunden oder nach einer bestimmten Seite hin vorzurücken. Zu diesem Zwecke tauschten sie auch häufig und scheuten dabei selbst bedeutende Nachzahlungen nicht. Besonders gern kauften sie Land in noch rohem Zustand, welches sie billig bekamen und dann in Stand setzten.

Am großartigsten entfaltete der Orden seine Thätigkeit auf dem Gebiet des **Ackerbaus** allerdings erst später; doch treten uns schon jetzt bedeutende Anfänge entgegen. An der Helme unterhalb Nordhausen dehnten sich weite versumpfte, ganz unfruchtbare Strecken aus; schon 1144 fingen die Walkenrieder Mönche an, die eine dieser Sumpfstrecken um Heringen in fruchtbares Land zu verwandeln; eine Aue war die Gegend, sie wurde zur „güldnen Au". Unterstützt wurden die Cistercienser dabei von holländischen und flämischen Kolonisten aus der Gegend des Mutterklosters Altencampen. Die Umgegend von Pforta war so sumpfig, daß die Heerstraße über die Saale bei Kösen nicht durch das Thal, sondern über die Höhe nach Naumburg lief; noch vor 1200 hatte das Kloster dieses Sumpfthal in eine werthvolle Besitzung umgewandelt, und bald führte die Straße durch die Saalau. Zwischen Roßleben und Wiehe war das Unstrutthal gänzlich versumpft; die Pfortaer Mönche erwarben 1144 einen Ackerhof in dieser Aue, in Hechendorf; für's Erste benutzten sie den Sumpf als Weide, allmählich aber machten sie Fruchtland aus ihm. Schon 1177 konnte der Papst dem Kloster Pforte außer anderen Besitzungen 7 Meiereien und eine Fischerei an der Saale bestätigen. Bischof Wichmann von Naumburg erklärte, die Mönche in Pforta seien für ihn, was Joseph für Jakob gewesen sei.

Und wie viel hat der **Garten- und Weinbau** in unserer Gegend, ja im ganzen nordöstlichen Deutschland und über dessen Grenze hinaus den Cisterciensern zu verdanken! Aus Burgund und der Champagne, wo ihre Stammklöster lagen, brachten sie edle Weinreben mit und bepflanzten mit denselben einen tauglichen Platz bei'm Kloster. Schon 1144 wurde von Pforta aus, unter Beirath der Aebte von Walkenried und Sichem, ein Weinberg auf den Höhen des Saalufers angelegt, und 1154 wird demselben Kloster eine Hufe in Flemmingen ausdrücklich zur Anlage eines Weinbergs für kranke Klosterbrüder und Arme übergeben. Wie bedeutend der Weinbau von Pforta allmählich geworden war, geht daraus hervor, daß dasselbe 1204 200 Fuder Wein als Kaufpreis für ein Dorf versprach. Wichtiger noch als der Weinbau, für den doch das Klima schon etwas zu rauh ist, war der Gartenbau der Cistercienser. Der Fleischgenuß war ihnen verboten, so sahen

sie sich auf Gemüse und Früchte angewiesen. Wenn eine Kolonie aus einem Kloster auszog, so nahm sie Sämereien und Stecklinge von allen Sorten für die Gärten des neuen Klosters mit; auf den jährlichen Zusammenkünften im französischen Mutterkloster tauschten die Abgesandten aus den verschiedenen Gegenden ihre Erfahrungen, Kenntnisse und Geschicklichkeiten sowie Proben ihrer Gartenkunst mit einander aus; entdeckten die Mönche auf ihren häufigen Wanderungen irgendwo eine neue Art, so brachten sie dieselbe mit nach ihrem Kloster, aus dem Klostergarten gingen so die edleren Sorten mit der Zeit auch in die Gärten der benachbarten Dörfer über, und so kamen sie schließlich bis an die äußersten Grenzen Europas. Die Mönche, welche von Morimund nach Altencampen in's Kölnische zogen, brachten die graue Reinette mit, die bei Morimund häufig gezogen wurde; von Morimund wurde dieselbe durch andere Mönche nach Walkenried, von da nach Pforte, von da nach Leubus in Schlesien verpflanzt, und von da aus verbreitete sie sich durch ganz Polen; man nannte sie den Apfel von Pforte oder, nach einem Pforter Klosterhof, den Borsdorfer. Als 1814 die Preußen und Russen in Frankreich eindrangen, waren sie verwundert, in den Gärten die meisten Obstsorten ihrer Heimath wiederzufinden.

Sogar die Gewerbthätigkeit der Cistercienser verdient erwähnt zu werden. Sobald ein Kloster gegründet war, bauten die Mönche eine oder auch mehrere Mühlen, zunächst zum eignen Gebrauch, dann aber auch für die Klosterbauern; ihre Geschicklichkeit im Wasserbau kam ihnen dabei zu statten. Kloster Walkenried hatte auch bedeutende Bergwerke im Harz. Die Wollenweberei wurde in den Cistercienserklöstern so stark getrieben, daß nicht selten die benachbarten Städte darüber eifersüchtig wurden. Die Schuhmacherwerkstätten der Klöster arbeiteten auch nicht bloß für den eignen Bedarf; es kam zum öftern vor, daß Wohlthäter des Klosters sich die Lieferung von Schuhen zum Entgelt ausbedungen.

An Nonnenklöstern lag dem Cistercienserorden anfangs nichts; als an der Stephanskirche in Zeitz ein Nonnenkloster errichtet werden sollte, und Bischof Udo den h. Bernhard in Speyer 1147 darüber fragte, rieth dieser, das Kloster nicht der Cister-

cienserregel zu unterwerfen, sondern Benedictinerinnen in dasselbe zu setzen. Indessen brachte es der hohe Ruf der Heiligkeit, in welchem die Cistercienser standen, mit sich, daß auch bei den Frauen das Verlangen nach einem Leben unter dieser Regel sich mehrte. Immer häufiger wurden die Gesuche von Fürsten und Edelleuten an den Orden, ihm Nonnenklöster einverleiben zu dürfen; im Anfang des 13. Jahrhunderts ging der Orden darauf ein, und als die Prämonstratenser wegen übler Erfahrungen beschlossen, keine Frauenklöster ihres Ordens mehr anzunehmen, wuchs bald die Zahl der Cisterciensernonnenklöster ungeheuer. Denn gerade gegen Ende des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts betheiligte sich das nördliche Deutschland weit mehr als früher an den Kreuzzügen, und durch diese sowie durch die gleichzeitige massenhafte, aber vorzugsweise männliche Auswanderung nach den Ländern an der Oder und der Ostsee war der Ueberschuß der ledigen Frauen ein sehr großer. Die Cisterciensernonnenklöster, die begreiflicherweise nicht wie die Mannsklöster dieses Ordens in einsamen Gegenden sondern besonders häufig bei größeren Städten angelegt wurden, boten nicht allein den vielen wirklich fromm gestimmten Frauenseelen Befriedigung, sondern auch der überflüssigen weiblichen Bevölkerung der Städte eine Versorgung. Auch der höhere Adel gründete vielfach ein Familiennonnenkloster, in welchem die eintretenden Familienglieder bald zur Würde der Priorin und der Aebtissin zu gelangen pflegten; ausgebreitete Geschlechter hatten wohl ein Kloster bloß für sich; manche Nonnenklöster waren Fräuleinstifter für den Adel der Umgegend.

Im Jahr 1147 stiftete Frideruna, Wittwe Marquards v. Grumbach, ein Kloster bei der Georgskirche zu Ichtershausen zwischen Erfurt und Arnstadt; aus dem Kloster Wächterswinkel in Franken, welches zur Grumbach'schen Familie in naher Beziehung stand, ließ sie 18 Nonnen kommen, davon eine, Hochburg, Aebtissin wurde. Der Lebensordnung in diesem Kloster lag die Cistercienserregel zu Grunde, doch stand dasselbe niemals in innerem Zusammenhang mit dem Cistercienserorden. Eine frei gewählte Aebtissin stand dem Kloster vor, neben ihr eine Priorin und eine Subpriorin. Besondere Aemter hatten die Sängerin, die Kellnerin für den Haushalt, die Kämmerin für das Inventar, die Schulmeisterin,

die Siechmeisterin, die Zuchtmeisterin für die Strafen, die Küsterin für die Reinhaltung und den Schmuck der Kirche; die niedrigsten Dienste im Kloster wurden von Laienschwestern verrichtet. Für die Rechnungsführung und den Briefwechsel, Predigt, Krankenbesuch, Beichthören, Begraben war der von den Nonnen erwählte Propst da, welcher einen Klosterschreiber zum Gehülfen hatte; später gab es auch Vicare und Kapläne; allmonatlich kam noch ein Beichtvater, Dominikaner, von Erfurt; die Visitation hielt der Abt von Bürgel. Für die landwirthschaftlichen und anderweitigen Verrichtungen waren Laienbrüder da, von denen einige Hofmeister, einer Weinmeister, andere Schuhmeister, Backmeister und zugleich Müller, Koch, Kellner, Thorwart, Kirchendiener und niedere Knechte waren. Längere Zeit bestand das Leben der Nonnen im Wechsel von Gottesdienst und Arbeit, als Kochen, Waschen, Weben, Kleidermachen, Stricken, Verfertigen von Seife und Lichten. Alles bis auf die Verbeugungen bei'm Nennen gewisser heiliger Namen war vorgeschrieben. Hülsenfrüchte, Gemüse, Mehlspeisen und dünnes Bier waren die tägliche Nahrung; nur an Festtagen gab es etwas Wein, Fleisch aber oder Fische sehr selten. Mit Personen außerhalb des Klosters durften die Nonnen nicht verkehren, sie sollten nicht einmal an's Fenster treten, keinen Brief ohne ausdrückliche Erlaubniß annehmen oder abschicken, mit Fremden nur im Beisein der Aebtissin oder zweier älterer Nonnen hinter einem vergitterten Fenster ganz kurz reden. Tiefes Schweigen herrschte im Kloster. Die Strafen waren: Verweis im Versammlungssaal, Fasten bei Wasser und Brot, Gefängniß, Geißelung, Excommunication. Vielfach wurden Seelgeräthe gestiftet und Schenkungen zum Ankauf von Kleidern, Schuhen, Lichten für das Krankenhaus und zu Speisungen der Armen gemacht. Im Jahr 1392 befanden sich im Kloster 85 Nonnen; in seiner Blüthezeit soll dasselbe 365 artbare Hufen Landes und 12 Ackerpflüge im Gang gehabt haben. Auch viele Weinberge besaß das Kloster; freilich auf die Güte des da gezogenen Weines wirft der in den Klosterrechnungen stetig wiederkehrende sehr bedeutende Posten für Honig zum Versüßen kein allzu günstiges Licht. Hat sich doch auch im Munde des Volkes bis jetzt die Rede erhalten, daß ein Abt von Georgenthal, der vom Erzbischof auf längere Zeit nach Mainz eingeladen gewesen, schon nach einigen

Wochen sich von demselben verabschiedet und auf die Frage, warum er denn nicht länger sein Gast sein wolle, die Antwort gegeben habe: „wenn ich noch ein Paar Wochen in Mainz bliebe, könnte ich niemals wieder thüringischen Wein trinken!"

Im nördlichen Thüringen wurde das erste Cisterciensernonnenkloster in Beuren, Kreis Worbis, um 1201 gegründet durch den Domcantor zu Hildesheim, Konrad v. Bodenstein, indem er die von seinem Großvater daselbst gestiftete Kirche mit einigen liegenden Gründen, auch einer Kiste voll Bücher einigen aus Waltingeroda geholten Nonnen übergab. Der Zudrang der Edelfräulein zu diesem Kloster war so groß, daß es eine Kolonie in Teistungenburg anlegte; diese Kolonie wurde später Tochterkloster des Stifts in Quedlinburg; 1303 waren 60 Nonnen daselbst; wegen der durch „Räubereien, Plünderungen, von Bösewichtern angestiftete Feuersbrünste und andere Unglücksfälle" entstandenen Schäden bestimmte damals der Erzbischof von Mainz, daß die Zahl der Nonnen nicht 40 übersteigen dürfe. — In Frankenhausen gründete Graf Friedrich von Beichlingen ein Cisterciensernonnenkloster 1215; in dasselbe pflegten die unverheiratheten Töchter der Grafenhäuser von Beichlingen, Klettenberg, Mansfeld und Hohnstein einzutreten, wodurch dasselbe bald zu bedeutendem Besitz gelangte. — Nachdem das von der Königin Mathilde gegründete Frauenstift in Nordhausen 1229 in ein Chorherrenstift verwandelt worden, so wurde um 1233 für ein Häuflein frommer Frauen, die sich unter Leitung des Geistlichen der Marienkirche auf dem später sogenannten Frauenberg angesiedelt hatten, ein Kloster der grauen Frauen d. h. der Cisterciensernonnen gegründet, welches nach seiner Umgebung gewöhnlich das Neuwerk hieß; häufig gaben Nordhäuser Bürger ihre Töchter in dasselbe. — Aehnlich wie auf dem Frauenberg vor Nordhausen hatte sich auch zu Bischofsroda, zwei Stunden nördlich von Nordhausen, ein Häuflein frommer Schwestern zu gemeinsamem christlichen Leben niedergelassen; Graf Dietrich von Hohenstein schenkte ihnen ein Grundstück daselbst 1238; im Jahr 1294 siedelten die Nonnen, Cistercienserordens, nach Nordhausen in die Vorstadt Altendorf über. — In Nikolausrieth oder Nikolausroda bei Artern wurde 1236 von Walkenried aus ein Cisterciensernonnenkloster gegründet;

es stand stets in Abhängigkeit von Walkenried. — Eins der ältesten Nonnenklöster dieses Ordens ist das in Tüllstedt, Döllstedt, im Gothaischen; wenn auch nicht völlig eingerichtet, war es doch 1202 schon vorhanden; wahrscheinlich war es von einem Grafen von Gleichen gegründet.

Im westlichen Thüringen war schon 1215 ein Nonnenkloster des Cistercienserordens, das Katharinenkloster in Eisenach, entstanden. Landgraf Hermann I. hatte der Sage nach eine Wallfahrt nach dem am Sinai gelegenen Kloster seiner Schutzheiligen Katharina gelobt, wurde aber durch seine vielen Kriegshändel daheim an der Ausführung gehindert. Als er nun darüber nachsann, wie er sein Gelübde auf andere Weise erfüllen könne, träumte ihn: er stand auf dem Platz des Hochgerichts bei Eisenach, da sah er alle von ihm daselbst Hingerichteten aus ihren Gräbern aufstehen und sich in Jungfrauen verwandeln, in ihrer Mitte erschien ihm die Jungfrau Maria und die h. Katharina; nach der einen Angabe riefen ihm diese zu: „wenn du uns an dieser Ruhestätte ein Kloster baust, wollen wir dich in unsere Gemeinschaft aufnehmen!“ — nach der anderen Angabe hielt er nach dem Erwachen den Traum für ein Anzeichen seines nahen gewaltsamen Todes; allein die Herzogswittwe Imagina von Brabant, die sich an seinem Hofe befand, deutete das Traumgesicht dahin, daß er an dieser Stelle ein Jungfrauenkloster Cistercienserordens erbauen solle. Hermann gründete das Kloster und stattete es reichlich aus. Seinem Wunsche gemäß wurde er unter dem Hauptaltar der Klosterkirche begraben, grade an der Stelle, wo früher der Galgen gestanden hatte. Das Kloster gelangte zu großer Bedeutung. — An der Straße von Eisenach nach Bacha findet sich seit 1216 ein Cisterciensernonnenkloster zum See; von ihm erhielt der Ort den Namen „Frauensee“; das Kloster stand in Abhängigkeit von der Abtei Hersfeld.

Im östlichen Thüringen gründete in Kapellendorf zwischen Weimar und Jena Burggraf Dietrich von Kirchberg nach langen Vorbereitungen um 1200 ein Cisterciensernonnenkloster; längere Zeit noch war dasselbe eine zarte Pflanze. — In Oberweimar bei Weimar erscheint zuerst 1244 ein Cisterciensernonnenkloster, gegründet von dem Grafen von Orlamünde und bestimmt für 40

Nonnen; der Adel des Landes, namentlich die Grafen von Berka, nahmen sich desselben sehr an. — Nicht weit davon war schon 1210 in Berka an der Ilm vom Grafen Dietrich von Berka ein Cisterciensernonnenkloster gegründet worden. — Das 1170 vom Markgrafen Dietrich dem Bedrängten von Meißen in Triptis, Neustädter Kreis, gestiftete Nonnenkloster desselben Ordens wurde 1212 nach Zwickau, 1219 aber nach Eisenberg in die Gebäude des aufgehobenen Augustinerchorherrenstifts verlegt. — Zu Roda im Altenburgischen stiftete Gräfin Hilla von Orlamünde schon 1120 ein Nonnenkloster desselben Ordens; über die Geschichte desselben weiß man fast nichts. — In Prissetz, Kreis Weißenfels, hatte Mechthildis, Wittwe des Grafen Konrad von Lobdaburg, 1218 ein Hospital gestiftet; sie verwandelte dasselbe in ein Cisterciensernonnenkloster und verlegte es nach Beutitz; ihre Tochter, Gräfin Elisabeth von Dassel, und ihr Bruder, Burggraf Meinher von Freiburg, förderten dasselbe sehr; häufig wurden die Töchter des benachbarten Adels hier untergebracht; im ersten Jahrhundert seines Bestehens erwarb das Kloster bedeutende Güter. — Das Cisterciensernonnenkloster in Langenburg, Kreis Weißenfels, scheint zwischen 1220 und 1230 von einem wettinschen Fürsten gegründet worden zu sein; Heinrich der Erlauchte gab seine Tochter Sophie dahin, dem Herrn zu dienen; eine Zeit lang hielten sich die Nonnen in dem benachbarten Greislau auf, aber schon 1240 befand sich das Kloster wieder in Langenburg.

Die Prämonstratenser.

Gleichzeitig mit dem Cistercienserorden und diesem in mehrfacher Beziehung geistesverwandt, trat der Prämonstratenserorden auf. Der vornehme und reiche Chorherr Norbert in Köln, Kanzler des Kaisers Heinrich V., war durch ein wunderbares Erlebniß bewogen worden, der Welt ganz zu entsagen und als Bußprediger umherzuziehen. Nach vergeblichen Versuchen, die Kanoniker zu bekehren, gründete er im Thal Prémontré (Praemonstratum) in der Champagne 1120 einen Orden klösterlicher Chorherren. Er starb 1134 als Erzbischof von Magdeburg, hatte aber noch erlebt, wie sich sein Orden gewaltig ausbreitete. Wenn derselbe auch ganz besonders im magdeburgischen Sprengel

gedieh, so finden sich doch auch einige Stiftungen desselben in Thüringen.

Zu Mildenfurt im Neustädter Kreis gründete Heinrich der Reiche, Vogt von Weida, 1193 ein Prämonstratenserkloster; dasselbe wurde durch seine reiche Ausstattung und später durch seinen Ruf als Wallfahrtsort eine der bedeutendsten Klosterstiftungen im weiten Umkreis; es hatte 1528 noch 30 Mönche. — In Roda bei Blankenhain, Kreis Sangerhausen, stiftete angeblich schon 1120 ein solches Kloster Gräfin Hilla, Gemahlin des Grafen Wichmann, des Gründers von Kaltenborn. — In Veßra, Kreis Schleusingen, gründete um 1130 Graf Gottwalt I. von Henneberg ein Doppelkloster Prämonstratenserordens; als 1175 das Nonnenhaus niedergebrannt war, da wurde, wie ein alter Chronist sich ausdrückt, „das Feuer vom Stroh gesondert": Graf Poppo VI. von Henneberg hob das Doppelkloster auf und siedelte 1177 die Nonnen nach dem für sie erbauten Kloster Trostadt bei Themar im Meiningischen über.

Die Bettelmönche. Die Dominikaner oder Predigermönche.

Hatte der Cistercienserorden bei seinem Auftreten alsbald die älteren Orden ausgestochen, so sollte er noch in diesem Zeitraum überflügelt werden durch die Bettelorden, und zwar zunächst durch den Orden der Dominikaner oder Predigermönche. Im Jahr 1216 hatte der Spanier Dominicus vom Papst die Bestätigung der von ihm gegründeten Genossenschaft von Predigerbrüdern, zur Bewahrung der Kirche vor dem Eindringen der Ketzerei und zur Erleuchtung der Welt durch die Verkündigung des wahren Kirchenglaubens, erlangt. Im Jahr 1220 hatte er seine Genossenschaft, nach dem Beispiel des heiligen Franciscus, zu einem Bettelorden gemacht; derselbe sollte auf alle Einkünfte, Güter und Gelder verzichten und sich den nothdürftigsten Lebensunterhalt von Tag zu Tag erbetteln. Im Unterschied vom Bettelorden des heiligen Franciscus behielten die Dominikaner die ihnen von Dominikus selbst aufgeprägte Vorliebe für die Lehre; diese zu studiren, auf Kanzeln und Lehrstühlen vorzutragen, in Schrift und Rede zu vertheidigen und durch Glaubensgerichte zu sichern, das sahen sie als ihre eigenthümliche Aufgabe an. Schon

1218 hatten sie sich in Paris festgesetzt, 1228 erlangten sie einen, 1230 einen zweiten Lehrstuhl an der Universität daselbst. Ihre Wirksamkeit als Prediger, noch mehr ihre anfängliche Armuth brachte sie bald überall in große Aufnahme bei dem Volke.

Die Niederlassung dieses Ordens in unserer Gegend ist geknüpft an die Lebensgeschichte eines thüringischen Edlen, des Grafen Elger von Hohnstein. Dieser, aus dem nicht bloß in der eigentlichen Grafschaft Hohnstein, südlich vom Harz, sondern auch in der güldnen Au und am Thüringerwald, wo ihm Elgersburg gehörte, reich begüterten hohnsteinschen Grafenhause um 1180 geboren, wurde als Drittgeborner nach Sitte des hohen und niederen Adels für den geistlichen Stand bestimmt. Entweder in einem der nahegelegenen Klöster Walkenried und Ilfeld oder in der gewöhnlichen Bildungsstätte der zu Geistlichen bestimmten Adelssöhne aus dem nördlichen Thüringen, der Stiftsschule zu Goslar, oder endlich in der Magdeburger Domschule empfing Elger seine wissenschaftliche Vorbereitung. Wegen seines hohen Adels wie wegen seiner großen Gaben und seines vortrefflichen Wandels wurde er, auf Empfehlung des Bischofs von Merseburg, welcher in der nordthüringischen Mark die Studien zu beaufsichtigen hatte, noch sehr jung vom Erzbischof von Magdeburg zum Chorherrn an der Magdeburger Domkirche und bald darauf zum Propst in Goslar erhoben. Im Jahr 1227 verließ er jedoch diesen Posten und begab sich, wie manche andere hochgestellte Geistliche vom Ruf des Dominikanerordens angezogen, nach Paris. Hier trat er in den Orden, und 1229 wurde er mit drei Landsleuten, Markold, Thangel oder Daniel und Albert von Meißen, nach Thüringen ausgesandt, wo damals, nach dem Ausdruck des Erzählers, trotz der vielen Kirchen und Klöster das Wort Gottes theuer war. Auf ihren Wanderungen durch das Land schlossen sich ihnen bald Andere an, und aller Orten wurden sie von den Edlen wie vom Volk mit Ehren aufgenommen.

In Erfurt, als der größten und lebhaftesten Stadt des Landes, wo schon im Jahr vorher zwei Dominikaner erschienen waren, beschloß Elger mit seinen Genossen eine Niederlassung zu gründen. Vom Stadtrath wie von Einzelnen freundlich unterstützt, erwarben sie einen in der Nähe der Paulskirche

gelegenen Hof und errichteten da zunächst einen hölzernen Betsaal nebst einem Obdach für sich. Durch ihren heiligen Lebenswandel, namentlich durch ihre erbarmende Liebe zu den Armen und Kranken — Elger berührte sogar die Geschwüre der Aussätzigen und sprach diesen Elenden Trost ein —, sowie durch ihr Predigen — hierin that sich unter allen Heinrich von Frankenhausen hervor — wurden manche Patricier und besonders edle Frauen für sie gewonnen; ja es kauften sich solche Frauen vom Lande in der Gegend des Predigerklosters an, um zu demselben eingepfarrt zu werden; Kanoniker vom Marienstift und mehr als ein gelehrter und beredter Geistlicher ließen sich in den Orden aufnehmen; längere Zeit flossen den Mönchen so reichliche Gaben zu, daß sie gar nicht zu terminiren, für das Kloster zu betteln, brauchten. Zur Errichtung eines geräumigen Klosters und einer dem Zudrang des Volkes genügenden Kirche schenkte Graf Heinrich von Gleichen dem Orden einen ihm gehörigen Platz auf dem linken Geraufer. Als wegen mangelnder Mittel der Bau der Kirche nur langsam vorschritt, legten Prior und Mönche in ihren Skapulieren selbst mit Hand an; da eilte das Volk in solcher Menge herbei und half so eifrig, daß man gar keiner gedungenen Arbeiter bedurfte. Im Jahr 1238 wurde die Kirche, die noch jetzt stehende herrliche Predigerkirche, eingeweiht; der Chor mit dem Hauptaltar wurde bis 1279 hergestellt; der ganze Bau, an dessen Ausschmückung sich nicht nur Patricier, sondern auch manche Innungen, namentlich die Schneider, Seiler, Schmiede, Zimmerer, Metzger, Kammmacher, Hutmacher betheiligten, wurde erst Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts vollendet.

Elger und seine Ordensbrüder beschränkten aber ihre Thätigkeit nicht auf Erfurt, sondern zogen terminirend und dabei predigend und Beichte hörend weithin durch das Land. Auch die Grafschaft seines Bruders besuchte Elger; er hörte die Geistlichen in den Kirchen an und wies sie zurecht, schämte sich aber auch nicht, von den Unterthanen seines Bruders Almosen anzunehmen. Einmal sah einer von Elgers Brüdern, als er durch ein hohnsteinisches Dorf ritt, wie Elger da vor den Häusern bettelte. „Ach, was machst du da, rief er demselben zu, welche Noth treibt dich dazu?" Elger antwortete: „Nicht die Noth, sondern die

Liebe Christi treibt mich dazu; ich weiß wohl, daß ich durch Gottes Gnade Ueberfluß an Gütern hatte und daß ich noch alles haben könnte, was ich von dir verlangte!" Ein anderes Mal sitzt Elger in einem hohnstein'schen Ort auf einer Thürschwelle, er hat die Beichte einer Bäuerin gehört; diese bringt ihm als Almosen einen Topf Milch, welche er gern trank. Da kommt sein Bruder, der Graf, mit vielen Rittern und geputzten Edelfrauen geritten, um ihn aufzusuchen. Im ersten Augenblick will Elger sich doch schämen, und schon hat er den Topf geschwind unter seinen Rock versteckt; aber in demselben Augenblick merkt er auch die List des Teufels, zieht den Topf wieder hervor und schüttet sich ihn über den Kopf her, so daß sein ganzer Rock begossen wird. Elgers Bruder und dessen Begleiter treten bei dem Anblick ganz entsetzt zurück; Elger aber spricht: „Entsetzt euch nur nicht, wisset, ich habe das gethan, damit ich dem Teufel, der mich zum Erröthen versuchte, widerstehen und ihn selbst in Verlegenheit bringen möchte!" Und ehrfurchtsvoll unterhielt sich nun Elgers Bruder mit ihm.

Auch in Eisenach waren zwei von den Erfurter Dominikanern aufgetreten, die Leute strömten zu ihren Predigten, und zwei innigst befreundete Geistliche, Paul und Wipert, wurden von ihnen für den Orden gewonnen; auch mit dem Landgrafen Heinrich Raspe traten sie in Verbindung. Als daher Elger von der Absicht Heinrich Raspes und seines Bruders Konrad hörte, zur Sühne ihres Unrechts an der h. Elisabeth sowie an der Kirche des h. Johannes in Fritzlar eine Kirche sammt Nonnenkloster zur Ehre des h. Johannes und der seligen Elisabeth in Eisenach zu stiften, sandte er die beiden dem Landgrafen bereits bekannten Mönche an diesen, er möge doch den bereits in Angriff genommenen Bau dem Dominikanerorden überlassen. Der Landgraf willigte ein; 1236 wurde das Dominikanerkloster in Eisenach eingeweiht; Elger, zum Prior desselben erwählt, wurde bald auch der Beichtvater und geheime Rath des Landgrafen und gewann damit eine sehr einflußreiche Stellung. Heinrich Raspe war dermaßen für den Orden eingenommen, daß er ihm nicht allein reichliche Geschenke zukommen, sondern auch bei Vollendung von Kirche und Kloster die kräftigste Unterstützung angedeihen ließ; als der ganze herrliche Bau fertig

war, bei'm ersten Gottesdienst aber noch alle Heiligenbilder fehlten, nahm er das im Leben der h. Elisabeth vorkommende und ihm darum besonders werthvolle kleine Bild von der Kreuzigung aus der Wartburgkapelle und brachte es selbst den Dominikanern zum Geschenk. Eine herrliche Altarstickerei schenkte auf Elgers Ersuchen dessen Schwester, Aebtissin des Klosters Rohr in Franken; lange wurde diese Stickerei aufbewahrt und an allen hohen Festtagen aufgelegt. Wie vorher in Erfurt so gewannen die Dominikaner auch in Eisenach bald das Vertrauen des Volkes in solchem Maße, daß fast das ganze religiöse Leben der Stadt in ihren Händen lag; auch in Eisenach bauten sich Wittwen und Jungfrauen des Stadt- und des Landadels in der Nähe ihres Klosters an und vermachten demselben ihre Besitzungen. Das Terminiren und damit das Wirken unter dem Landvolk wurde in Eisenach noch weiter ausgedehnt und fester geordnet. Von jenen beiden ehemaligen Geistlichen und nunmehrigen Mönchen Paul und Wipert wird erzählt, daß der eine von ihnen Nordhausen, der andere Mühlhausen zur Station hatte, daß sie durch ihre Lehre und ihren Wandel das Volk sehr erbauten, einander öfters besuchten und stets zusammen in's Kloster zurück- und von demselben ausgingen, bis sie, auch im Tode nicht geschieden, in Einem Grabe bestattet wurden. Vor allem durch Elgers Beispiel und Ruf angetrieben, meldeten sich zahlreiche Jünglinge zum Eintritt in den Orden; und Elger war eifrig bemüht, aus den Novizen dem Orden einen tüchtigen Nachwuchs zu erziehen. Er gründete aber auch eine Klosterschule für die Söhne des thüringischen Adels, welche in kurzem durch Ansehn und Schülerzahl alle anderen übertraf.

Allmählich war Elger in's Greisenalter eingetreten, und die gewöhnlichen Gebrechen waren bei ihm durch Wachen, Fasten und andere „vergöttlichende" Werke noch verstärkt. Er sah sich daher genöthigt, das Fußwandern aufzugeben und, gegen die strenge Ordensregel, zu reiten oder zu fahren. Doch bediente er sich dabei nicht eines stolzen Rosses, sondern, in demüthiger Nachfolge Christi, eines Eseleins. „Sehet", rief ein vornehmer Mann bei solchem Anblicke den Seinen zu, „dieser sitzt auf einem Esel und ist doch ein Herr von hohem Adel, ein Sohn des mächtigen Grafen v. Hohnstein; in seiner Jugend hat er Schlösser und große Güter

für den Gekreuzigten hingegeben und ist in den Predigerorden eingetreten; er könnte die kostbarsten Pferde reiten, und siehe, er reitet auf einem Esel!" Auf diesem Esel begab sich Elger auch zum Provincialkapitel, dem Vorstand des Ordens in seiner Provinz, um sich von seinem Amt als Prior entbinden zu lassen; als er lange inständig, aber vergeblich gebeten hatte, schrie draußen sein Esel überlaut; „seht ihr", sprach Elger, „selbst mein Esel bezeugt, daß ich nicht länger Prior sein darf, er klagt mich an, daß ich gegen unsere Ordensregel reiten und den Rücken des armen Thieres beschweren muß!" Die Einen lachten, die Anderen weinten, aber Elger mußte als Prior zurückkehren. Im Jahr 1242 begleitete er den Landgrafen als Beichtvater auf den Reichstag in Frankfurt; im dortigen Dominikanerkloster suchten bekannte und unbekannte Fürsten den durch ganz Deutschland berühmten Grafen-Bettelmönch auf; hier aber wurde er von einem Fieber befallen; er ließ einige Brüder aus Eisenach zu sich rufen, gab ihnen den Tag seines Todes im Voraus an und starb mit den Worten: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist!" Feierlich wurde Elgers Leichnam vom Landgrafen nach Eisenach geleitet und in der Kapelle der h. Jungfrau in der Kirche seines Klosters beigesetzt.

Viele Wunder geschahen an seinem Grabe und selbst in der Ferne auf den Wunsch, nach demselben zu wallfahren, oder durch das bloße Vertrauen auf des Seligen Hülfe. Auch Elgers Leben wurde, vielleicht schon vor seinem Tode, von Wunderglanz umgeben. Vor jenem Bild des Gekreuzigten, so heißt es, warf er sich nieder, so oft Mangel im Kloster eingetreten war, und dann fand er die vorher leeren Gefäße mit Speise und Trank gefüllt. Als er einmal nach 14tägiger Abwesenheit bei einem kranken Edelmann in's Kloster zurückkehrte, war er die ganze Zeit über nicht vermißt worden, weil mittlerweile Christus selbst das Prioramt versehen hatte. Ja, einmal that das Christus sogar einen ganzen Monat lang, während dessen Elger in seiner Zelle in Verzückung lag und von der göttlichen Gnade wonniglich erquickt wurde.

Die Franziskaner oder Barfüßer.

Zu einem anderen großen Bettelorden hatte Franziscus von Assisi in Italien um 1209 den Grund gelegt; die förmliche Bestätigung

erlangte er für denselben 1223. Die Minoriten oder niederen Brüder, wie er die Glieder seines Ordens nannte, sollten als Bußprediger durch's Land ziehen, aber mehr noch durch ihr Beispiel in der Nachfolge des armen Lebens Christi oder in der Befolgung der sogenannten evangelischen Rathschläge als durch ihr Predigen auf das Volk einwirken; in Demuth sollten sie es hinnehmen, ob man sie annehme und anhöre oder nicht; in Armuth sollten sie leben und die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse sich durch Almosenheischen verschaffen, allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen, dabei nicht sauer sehen; vor allem sollten sie sich der Kranken annehmen. Unter Aufsicht des Franziscus stiftete Clara von Assisi 1212 als das weibliche Seitenstück zu den Minoriten den Orden der Clarissinnen. Franziscus selbst gründete 1222 noch den Orden der Tertiarier für solche Männer und Frauen, welche ein Leben in seinem Sinne führen wollten, ohne ihre Familien und Geschäfte zu verlassen. Als 1216 die Franziskaner zuerst in Deutschland erschienen, hatten sie nicht den geringsten Erfolg. Aber schon 1221 ward ihnen eine ganz andere Aufnahme zu Theil. Die großen Vergünstigungen, namentlich gegenüber der Pfarrgeistlichkeit, welche der Papst ihrem Orden ertheilt hatte, trugen nicht wenig dazu bei, daß sie sich bald in fast unglaublicher Weise ausbreiteten.

Eine der ersten Niederlassungen der Franziskaner oder Minoriten oder Barfüßer in Thüringen hängt gewissermaßen auch mit Elger von Hohnstein zusammen. Im Jahr 1222 oder 1223 kamen einige derselben nach Erfurt. Ihre im Vergleich mit den Dominikanern noch viel ärmlichere Lebensweise, ihre oft aus Flicken zusammengesetzten und von einem Ledergürtel gehaltenen Röcke, ihre Barfüßigkeit in Sommer und Winter, kurz ihre ganze Erscheinung machte sie beim Volke beliebt; auch pflegten sie treulich die Kranken in den Vorstädten, insbesondere die Aussätzigen bei der Kapelle zum h. Geist. Ihre Wohnung hatten sie anfänglich in einem Häuschen auf dem Cyriaxberg; auf päpstliche Empfehlung aber wurden sie 1225 in die Stadt genommen und vor das Krempferthor gesetzt. Im Jahr 1232 oder 1234 erhielten sie, mit durch Elgers Fürsprache und Bemühung, einen Platz zu Kloster und Kirche, der Barfüßerkirche, gegenüber dem Dominikaner-

kloster. Häufig besuchte sie Elger, predigte ihnen, da es meist Laienbrüder waren, und ließ ihnen durch seine Ordensbrüder predigen.

Später hatten die Franziskaner in Erfurt noch ein zweites Kloster, das Annenkloster, über dessen Entstehung und Geschichte jedoch nichts bekannt ist. Früher noch als in Erfurt hatten sich die Franziskaner in Eisenach niedergelassen; schon 1222 hatten sie ein Kloster daselbst gegründet. Auch in Mühlhausen sollen sie schon 1222 vom Grafen Ernst von Gleichen in die kaiserliche Burg aufgenommen worden sein; 1232 wurde ihnen ein Kloster erbaut. In Altenburg entstand ein Kloster ihres Ordens zwischen 1228 und 1238; dasselbe hatte bis 1490 ein Termineihaus in Schmölln. Im Jahr 1239 wurde in Meiningen durch Beiträge der Bürgerschaft und des Adels ein Franziskanerkloster gegründet. Von Gotha siedelte eine Anzahl Franziskaner 1246 nach Arnstadt über und erbaute daselbst ein Kloster.

Die Bettelmönche ließen sich, ihrer Bedeutung gemäß, nur in den Städten nieder; von da aus aber durchzogen sie das Land. Bald erlangten sie, zumal die Barfüßer, durch ihre Armuth und ihr ganzes dem Volke nahestehendes Wesen einen ganz ungeheuren Einfluß auf dasselbe; vielfach nahmen sie den Weltgeistlichen, die wohl auch oft ihres Amtes nicht treulich gewartet hatten, die Seelsorge, insbesondere die Beichte, fast gänzlich weg.

Die Ritterorden.

Durch die Kreuzzüge entstanden mehrere Orden, welche mit dem Gelübde des Kampfes wider die Ungläubigen die Klostergelübde verbanden und so die beiden höchsten Bestrebungen der Zeit, das Ritterthum und das Mönchthum, in sich zu vereinigen suchten. Schon 1048 hatten Bürger von Amalfi in Italien ein Spital für Pilger in Jerusalem gestiftet; nach der Eroberung Jerusalems 1096 nahm die Brüderschaft dieses Spitals als Hospitalbrüder zum h. Johannes dem Täufer in Jerusalem die Mönchsgelübde an; der zweite Vorsteher des Ordens fügte 1118 zum Beruf der Krankenpflege und Gastfreundschaft das Ritterthum gegen die Ungläubigen, welches bald als die Hauptbestimmung des Ordens galt. In derselben Zeit übernahmen einige französische Ritter ein gleiches Gelübde; nach ihrem Sitz

neben dem ehemaligen Tempel hießen sie die Templer oder Tempelherren. Jeder dieser beiden Orden umfaßte drei Stände, Ritter, Priester und dienende Brüder, letztere theils Knappen, theils Handwerker; das Ganze stand unter einem Groß- oder Hochmeister, der wiederum Comthure mit Kapiteln unter sich hatte. Den Schauplatz ihrer Thätigkeit bildete das Morgenland; aber als Adelsverbindung aus dem ganzen christlichen Abendland erlangten sie bald auch da große Besitzungen.

Schon 1129 gründeten die Tempelherren einen Hof in Meiningen am Fuß des Drachenbergs, der sehr bald auch mit einer Kirche versehen wurde. Im selben Jahr stifteten sie ein Tempelherrnhaus, eine Commende, in Lautersbach an der Werra im Meiningischen; dasselbe erwarb das Patronatrecht in einer großen Zahl von Dörfern.

Die Johanniter erwarben 1240 Güter in Utenbach bei Apolda und gründeten daselbst ein Ordenshaus; dieses Ordenshaus, Präpositur oder Stift genannt, stand in engster Verbindung mit dem Ordenshaus zu Dropsig im Kreis Weißenfels, wo Graf Albrecht von Orlamünde mit seiner Gemahlin Kunigunde 1218 einen Templerhof gestiftet hatte, aus welchem aber später eine Johannitercommende geworden.

Eine weit größere Bedeutung jedoch als die Johanniter und die Templer erhielt für Thüringen der Orden der deutschen Ritter der Jungfrau Maria. Bei jener Belagerung von Ptolemais 1190, wo Landgraf Ludwig der Milde so große Heldenthaten verrichtete, litten unter den im Kreuzfahrerheer herrschenden Seuchen am meisten die Deutschen, weil sie von den mehr der italienischen und der französischen Nation zugehörigen Johannitern und Templern wenig gepflegt wurden. Da errichteten einige Lübecker Bürger in christlichem Erbarmen aus Segeltüchern ein großes Zelt für deutsche Kranke, und die Marien-Brüderschaft, welche sich bisher schon in ihrem Hospital in Jerusalem der Aufnahme und Verpflegung deutscher Pilger gewidmet hatte, übernahm die Pflege der deutschen Kranken. Herzog Friedrich von Schwaben, Barbarossa's Sohn und Führer des deutschen Heeres, gewahrte den Eifer und die Treue dieser Marienbrüder, gab ihrer Brüderschaft die Einrichtung eines geistlichen Ritterordens und holte die kaiserliche und päpstliche Bestätigung ein.

Der vierte Hochmeister dieses Ordens der deutschen Ritter der Jungfrau Maria, gewöhnlich der Deutschorden, der Marienorden oder die Marianer genannt, war der thüringische Edle Hermann von Salza, Langensalza, der ebenso kluge wie edle Vermittler zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten. Unter ihm übernahm der Orden, auf den Ruf des Herzogs von Massovien, den Kampf gegen die heidnischen Preußen, welcher für die deutsche Geschichte eine so hohe Bedeutung gewinnen sollte. Meist waren es Thüringer und Sachsen, die 1228 unter dem Deutschmeister Hermann Balk auszogen, das heidnische Land dem Kreuze Christi zu unterwerfen.

Der Nachfolger Hermanns von Salza war der thüringische Landgraf Konrad, Ludwigs des Heiligen und Heinrich Raspes jüngerer Bruder. Er hatte sich nach Ludwigs des Heiligen Tod, wie in das Unrecht gegen dessen Wittwe Elisabeth, so in die Regierung des Landes mit Heinrich Raspe getheilt; ihm war vorzugsweise Hessen zugefallen. Da forderte Erzbischof Siegfried von Mainz zur Tilgung seiner Schulden eine hohe Summe von den thüringischen Klöstern. Abt Eckehard von Reinhardsbrunn verweigerte die Zahlung, wie ihn Konrad auf Grund der Privilegien des Klosters angewiesen hatte. Darüber war der Erzbischof so erzürnt, daß der Abt für gerathen hielt, bei einer Anwesenheit des Erzbischofs in Erfurt sich vor demselben zu stellen und ihn womöglich zu versöhnen. Dieser verurtheilte ihn zu einer dreitägigen harten Buße; im Kapitelhaus des Marienstifts mußte er vor den Domherren und anderen Geistlichen mit entblößtem Oberleib, einen Besen in jeder Hand, niederknieen und um Verzeihung bitten, während ihn der Erzbischof mit der Ruthe züchtigte. Eben hatte sich Eckehard im Kreuzgang ausgekleidet, um zum anderen Mal zu büßen, da wurde er von den Leuten des Landgrafen Konrad bemerkt, der auf dem Weg von der Naumburg nach der Wartburg gerade durch Erfurt kam. Sofort eilt Konrad nach dem Kapitelhause, und kommt eben dazu, als der Abt seine Ruthenschläge erhält. Vom Zorn fortgerissen, zieht er das Schwert, faßt den Erzbischof bei den Haaren, und würde ihn niedergestochen haben, wenn nicht die Anderen dazwischen gesprungen wären. Schleunigst floh der Erzbischof aus Erfurt und schleuderte auf Konrad, mit dem er ohnehin in Streit lag, den Bann. Konrad begann im Verein mit

seinem Bruder die Fehde wider den Erzbischof; er brannte viele mainzische Dörfer in Hessen nieder, zerstörte die Vorstädte der mainzischen Stadt Fritzlar, wollte aber nach vergeblicher Einschließung der Stadt wieder abziehen, als die Weiber der Stadt durch die möglich unanständigste Geberde von der Mauer herab ihn aufs äußerste reizten. Er begann den Angriff von neuem, nahm die Stadt ein, ließ den Bischof von Worms, mehrere Pröpste und viele mainzische Dienstmannen gefangen wegführen; die Stadt selbst wurde niedergebrannt und sogar Kirchen und Klöster ausgeplündert. Ueber diese Greuelthat schlug dem Landgrafen bald das Gewissen, durch Konrad von Marburg kam zwischen ihm und dem Erzbischof ein Vergleich zu Stande, sein Unrecht an Fritzlar suchte er durch fromme Werke abzubüßen; dem Kloster Reinhardsbrunn überließ er seine Zehnten in Hessen, dem von seiner Schwägerin Elisabeth gestifteten und dem deutschen Orden übergebenen Spital in Marburg schenkte er einen Hof, den Bürgern von Fritzlar ersetzte er auf mehrfache Weise die zugefügten Verluste. Um sich aber auch die Absolution des Papstes zu holen, reiste er nach Rom; täglich speiste er da 24 Arme, die er selbst bediente; er empfing auch die Verzeihung des Papstes, erwirkte sogar die Heiligsprechung der Elisabeth sowie die Erlaubniß für den Reinhardsbrunner Abt, den Ring als Zeichen der Bischofswürde zu tragen. Gleichwohl wurde ihm eine öffentliche Buße nicht erspart; vor einer Kirchthür stehend, mußte er jedem Vorübergehenden eine Ruthe hinhalten mit der Aufforderung, ihn damit zu streichen; indessen nur ein einziges altes Weib konnte der Versuchung nicht widerstehn, die Ruthe anzunehmen und zu gebrauchen.

Nicht lange darauf trat Konrad in den deutschen Orden ein. Als Anlaß wird Folgendes erzählt. Konrad hielt sich einst mit einigen Rittern auf Schloß Tenneberg auf; bei einem Ritt durch Waltershausen bettelte ihn eine feile Dirne an; er hielt ihr die Schändlichkeit ihres Lebenswandels vor, sie aber entschuldigte sich damit, daß die Noth sie zu demselben zwinge. Er vermahnte sie mit eindringlichen Worten, sich zu bessern, und als sie das versprochen hatte, erlaubte er ihr, an bestimmten Tagen sich bei ihm ein Almosen zu holen. In der folgenden Nacht konnte

Konrad nicht schlafen, er mußte immer wieder den Vergleich anstellen: dieses Weib wird durch die Armuth verleitet, sich preiszugeben, du aber lebst im Ueberfluß und sündigst dennoch alle Tage! Im lebhaftesten Gefühl seiner Sündenschuld unternahm er schon am nächsten Morgen mit zwei Begleitern im Büßergewand und barfuß eine Wallfahrt nach der Kapelle des h. Nikolaus zu Gladenbach in Hessen. Als er hier in brünstigem Gebete lag, vernahm er eine Stimme, welche ihm Vergebung seiner Sünden verkündigte, wenn er das Kleid des deutschen Ordens anziehen würde. Alsbald war er dazu entschlossen. Soeben war ihm die Tochter des Herzogs von Oesterreich zur Ehe angetragen worden, er entsagte dieser glänzenden Verbindung sowie der Welt überhaupt und wurde Deutschordensritter. Sein Beispiel riß auch seine Begleiter fort und wirkte sogar auf weitere Kreise. Ein thüringischer Edler lag gerade mit Konrad in Fehde, da erhielt er die Nachricht, daß seine Frau in Kindesnöthen gestorben sei; er erkannte darin eine Strafe des Himmels, söhnte sich auf der Stelle mit Konrad aus und trat gleichfalls in den deutschen Orden. Nachdem sich Konrad und seine Freunde im Deutschen Haus zu Marburg hatten einkleiden lassen, thaten in kurzer Zeit über 40 thüringische Edle denselben Schritt. Anfangs scheint Konrad seinen früheren Antheil an Regierung und Besitzungen behalten zu haben. Im Jahre 1239 aber, nach Hermanns von Salza Tod, wurde er zum Deutschordensmeister erwählt. Wie sein Vorgänger nahm er eine vermittelnde Stellung im Streit zwischen Kaiser und Papst ein; um zu versöhnen und Frieden zu stiften, reiste er auch im Auftrag deutscher Fürsten nach Rom; noch aber hatte er die auf seine Friedenssendung gebauten Hoffnungen wegen der Hartnäckigkeit des Papstes nicht erfüllen können, als er im Sommer 1241 starb.

Als in den dreißiger Jahren ein Kreuzzug gegen die Preußen gepredigt worden, war Herzog Heinrich von Meißen, der nachherige Erbe von Thüringen, mit einem ansehnlichen Kreuzheer zur Unterstützung des Deutschordens an der Weichsel erschienen; auch viele Thüringer hatten sich an dem Kreuzzug betheiligt. Unter den deutschen Einwanderern adligen und bürgerlichen Standes, welche in den nächstfolgenden Jahrzehnden sich in dem entvölkerten Preußen niederließen und Burgen, Städte und Dörfer anlegten,

werden als besonders zahlreich namentlich auch Thüringer erwähnt.

Dem deutschen Orden wurden schon unter Hermann von Salza durch Kaiser, Papst und Privatleute, nach Landgraf Konrads Eintritt namentlich auch durch die landgräfliche Familie viele Güter in Thüringen zu Theil. Das Haus, von welchem aus ein Ordensritter die umliegenden Güter verwaltete, hieß deutsches Haus, Comthurei, Commenthurhaus oder Commende. Das erste solche Haus treffen wir in Altenburg; dasselbe wurde 1213 auf Grund einer Schenkung Kaiser Friedrichs II. gestiftet, gehörte zur Ordensballei, Ordensprovinz, Thüringen, wurde aber dem Hochmeisterthum in Preußen einverleibt. In Zwätzen bei Jena kommt bereits 1223 ein Deutschordenspriester Hugo vor. In Mühlhausen verlieh König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, 1227 dem Orden das Patronat der Kirche zu St. Blasius, 1242 König Konrad IV. auch dasjenige der Marienkirche; hierzu kamen später noch viele städtische Patronate sowie eine Reihe weltlicher Rechte und Einkünfte; das Ordenshaus in Mühlhausen war eins der bedeutendsten in Thüringen; regelmäßig hatte dasselbe 20 Ordenspriester. Schon früher, 1222, hatte der Orden in Nägelstedt bei Tennstedt ein Gut erworben; andere Besitzungen und Rechte in der Nähe scheint er von den Hochmeistern Hermann von Salza und Landgraf Konrad erhalten zu haben. Im Jahr 1233 übergab Landgraf Konrad dem Orden, und zwar den deutschen Herren des St. Elisabeth-Hospitals zu Marburg, den Ort Griefstedt im Kreis Weißensee; der Orden machte noch zahlreiche Erwerbungen in der Nähe. Ganz besonderer Begünstigung erfreute sich der Orden im Vogtland, wohin man ihn zur Aufrichtung und Befestigung christlicher Zucht und Ordnung in dem hie und da noch nicht völlig bekehrten Volk berufen hatte. Schon 1214 wurde eine Comthurei des Ordens in Plauen gegründet; anfänglich zählte dieselbe 2 Ritter und 12 Priester mit dem Kreuze; Vogt Heinrich, Juttas Gemahl, trat 1227 in den Orden ein; er wendete demselben sehr bedeutenden Besitz zu. Durch seine Fürsorge entstand auch in Schleiz, wo der Orden bereits 1217 von dem Grafen von Lobedaburg-Arnshaugk einzelne Besitzungen erworben hatte, 1240 eine der Ballei Thüringen unterstellte Ordenscomthurei;

das Haus zu Schleiz versah den Gottesdienst in der von Heinrich erbauten Stadtkirche zu St. Georg und besaß elf Kirchen- und Pfarrlehen, auch das Recht im Gebiet der Vögte von Gera nach Belieben Brenn-, Brau- und Bauholz zu schlagen.

Ein kleinerer, nur in Ungarn und Italien etwas mehr verbreiteter Ritterorden war derjenige des heiligen Lazarus von Jerusalem, der Orden der Lazariten. Auch er kam nach Thüringen. Im Jahr 1223 nämlich bestimmte Landgraf Ludwig der Heilige ein Haus zu Gotha, welches eine gewisse Hildegardis geschenkt hatte, zu einem Hospital. Dasselbe wurde der Maria Magdalena geweiht und von Elisabeth der Heiligen eifrig gefördert; sie soll die Zahl der im Hospital zu Verpflegenden auf zehn Männer und elf Weiber festgesetzt haben. Wahrscheinlich auf ihre Fürsprache wurde dasselbe den Lazariten übergeben; es bildete eine Commende dieses Ordens und wurde mit Ablässen und weltlichen Gütern reichlich ausgestattet. Namentlich Papst Innocenz IV. begünstigte den Lazaritenorden; die Mitglieder desselben durften in allen Kirchen einmal im Jahr Almosen sammeln, brauchten für kirchliche Handlungen keine Gebühren zu entrichten, sollten auch an solchen Orten, die im Bann waren, ein kirchliches Begräbniß erhalten, und wenn sie zum Einsammeln von Almosen in einen solchen Ort kämen, sollte dieses eine Mal im Jahr die Kirche geöffnet und Gottesdienst gehalten werden, Geistlichen endlich, die sich dem Orden auf einige Jahre anschließen würden, sollten ihre Pfründen vorbehalten sein. An das Recht der Lazariten, Almosen einzusammeln, erinnert noch jetzt der Name der einst dem Orden gehörigen Bettelherrnmühle in Gotha. Im Jahre 1231 wurde den gothaischen Lazariten von vier Gebrüdern von Heldrungen die Kapelle zu Braunsroda im Kreis Eckardsberga mit ihren Einkünften übergeben; hierzu kamen bald auch noch Schenkungen der Grafen von Wernigeroda und von Rabensfeld.

5. Kunst und Wissenschaft.

In der Zeit der Begeisterung, der Schwärmerei, der Hingebung und Aufopferung für die erhabensten geistigen Ziele, in der Zeit der Kreuzzüge und der Ordensbildungen mußten wohl

auch Kunst und Wissenschaft eine schöne Blüthe treiben. Und wirklich gehören dieser Zeit vor allem die meisten der unübertroffenen und unübertrefflichen kirchlichen Bauwerke im romanischen Stil an. Wenn Thüringen aus verschiedenen Ursachen, namentlich dem Mangel eines Bisthums in seiner Mitte und größerem Städte außer Erfurt, nicht gerade durch Reichthum an herrlichen Baudenkmälern hervorsticht, so ist es doch auch verhältnißmäßig nicht arm daran. Der Dom zu Naumburg, seinem ältesten Theile nach vielleicht aus dem zweiten Viertel des 11., im übrigen wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammend, gilt für einen der großartigsten Gewölbebaue im mittleren Deutschland. In demselben romanischen Stil sind erbaut die Stadtkirche und die Doppelkapelle auf dem Schloß zu Freiburg an der Unstrut; die Krypta des Doms zu Zeitz; die älteren Theile des Doms zu Merseburg, aus dem 11. Jahrhundert; die Krypta des Petriklosters daselbst, angeblich aus demselben Jahrhundert; die Neumarktskirche ebendaselbst, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; der Dom zu Nordhausen, aus einer älteren Kirche im Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut; die Ulrichskirche in Sangerhausen, 1083 gegründet; die Schotten- und die Reglerkirche, sowie die nur noch in Ueberresten vorhandene Kirche auf dem Petersberg zu Erfurt, im 12. Jahrhundert ursprünglich im romanischen Stil erbaut; die Nikolaikirche zu Eisenach, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts; die Abtskapelle von Kloster Pforta; die Klosterkirche zu Laußnitz, nach 1140; die Klosterkirche zu Veßra, 1206 vollendet; die Kirche zu Wimmelsburg bei Eisleben; die Treberkirche bei Weißenfels; die Kirche zu Oberpreilip und zu Ziegenheim bei Rudolstadt; die Kirche zu Steinbach bei Bibra; sowie endlich die Ruinen der Klosterkirche von Paulinzelle, nach 1105; des Kapitelsaals von Kloster Georgenthal, nach 1142; der Klosterkirche zu Bürgel, 1142 vollendet; der Klosterkirche zu Memleben, wahrscheinlich im 13. Jahrhundert; der Klosterkirche zu Walkenried, im 12. Jahrhundert vollendet. Alle diese Bauten gingen von Geistlichen aus, die meisten von Klöstern; die Baukunst war ausschließliches Besitzthum der Geistlichkeit; die Laienbrüder besorgten das Handwerksmäßige; erst gegen Ende dieses Zeitraums treten ganz vereinzelt Baumeister aus dem Laienstande

auf. Von den verschiedenen Mönchsorden machten sich neben den Benediktinern und Cisterciensern ganz besonders die Dominikaner um das kirchliche Bauwesen verdient.

Daß die aus dem Ausmalen der Anfangsbuchstaben in den Büchern und Bücherabschnitten entwickelte Miniatur- oder Kleinmalerei der Mönche auch in unserer Gegend ihre Vertreter gehabt habe, läßt sich wohl aus einem noch vorhandenen Ueberrest dieser Kunst, nämlich dem gemalten Psalter Landgraf Hermanns I., abnehmen. Das kleine Bild des Gekreuzigten, welches Heinrich Raspe aus der Wartburgkapelle in die Dominikanerkirche schenkte, war ihm wegen seiner Bedeutung im Leben der heiligen Elisabeth besonders theuer, wird aber nicht das einzige in jener Kapelle gewesen und in dieser Kirche geblieben sein. Altar- und andere Stickereien, wie eine solche ebenfalls der Dominikanerkirche in Eisenach von der Aebtissin zu Rohr verehrt wurde, gingen aus den Nonnenklöstern in nicht geringer Zahl hervor. Auch einem kunstreichen Metallspiegel sowie einem Siegelring, beide mit dem Bild des Heilands, werden wir in der Geschichte der heiligen Elisabeth begegnen.

Besteht nun aber die Eigenthümlichkeit dieser Zeit des höchsten Aufschwungs hauptsächlich mit darin, daß in ihr nicht mehr wie früher das geistige Leben des Volkes im kirchlichen ganz verschlossen ist, anderseits aber noch nicht wie später ein weltliches vom kirchlichen getrennt, gleichgültig oder gar feindlich gegen dasselbe seine Bahn verfolgt, sondern das gesammte Geistesleben einer aus demselben Stamm erwachsenen Doppelblüthe, einer kirchlichen und einer weltlichen, gleicht, so tritt uns dies ganz besonders auffällig auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft entgegen. Dieselbe Baukunst, welche damals die Meisterwerke zur Ehre Gottes schuf, sie fing auch an, Schlösser, Rathhäuser und andere Stätten des gemeinsamen und höheren Zwecken dienenden weltlichen Lebens ihrer Bedeutung gemäß schön herzustellen. Und schon die im schönsten romanischen Stil erbaute alte Wartburg beweist ebenso wie die von Ludwig dem Heiligen vor Kreuzburg errichtete „hohe und köstliche" Brücke über die Werra, daß der Sinn für solche Bauten auch in unserem Thüringen lebendig war.

So entfaltete sich auch in dieser Zeit als Seitenstück zu dem lateinischen Gesang des Kirchenchors das deutsche christliche Volkslied. Einige Versuche, namentlich in der Zeit nach Karl dem Großen, es dahin zu bringen, daß Christi Lob in deutscher Zunge gesungen werde, waren gescheitert; bis ins 12. Jahrhundert beschränkte sich der Antheil des Volks am Kirchengesang auf das in einzelnen Gottesdiensten wohl hundertmalige Rufen: Kyrie eleison (Herr, erbarme dich), Christe eleison! Um aber diesem verworrenen Festschrei eine Bedeutung zu geben, hatte man schon im 9. Jahrhundert angefangen, für einzelne Fälle denselben mit geistlichen deutschen Worten gleichsam zu bekleiden; so waren allmählich aus dem Kyrie eleison einzelne geistliche Volkslieder entstanden, daher man dieselben „Leisen" nannte, wie denn Anfangs auch jeder Vers derselben mit den Worten „Kyrie eleison" oder „Kyrie eleis" schloß. Erst im 12. oder 13. Jahrhundert aber vermehrte und verbreitete sich dieser christliche Volksgesang in Folge der gehobenen Stimmung im Volk. Besonders bei Kirchweihen, Bittgängen, Wallfahrten, Heiligenfesten und ähnlichen Feierlichkeiten sang das Volk seine Leisen; einzelne wie die nachher von Luther überarbeitete Osterleise „Christus ist auferstanden von des Todes Banden", sowie das etwas jüngere Pfingstlied „Nun bitten wir den heiligen Geist" und das Lied „Komm Schöpfer, heiliger Geist" wurden später hie und da auch in der Kirche vom Volk gesungen. Im 13. Jahrhundert entstanden besonders zahlreiche Marienlieder; aber auch Pilger-, Schlacht- und Schifferlieder, sämmtlich einen kindlich frommen Sinn athmend, erklangen in einfach lieblichen Melodien aus dem Munde des Volkes. Und der berühmte Dichter Wolfram von Eschenbach bezeugt aus eigener Erfahrung im Anfang des 13. Jahrhunderts ausdrücklich und lobend, daß gerade in Thüringen die Musik und somit auch der Gesang ganz besonders eifrig gepflegt werde.

Wie aus dem Kyrie eleison der Gemeinde die Leisen, die christlichen Volkslieder, so hatten sich aus dem Hallelujah oder vielmehr der in lateinische Worte gekleideten Wiederholung der letzten Sylbe des Hallelujah der Priester, den sogenannten Sequenzen, die kunstmäßige lateinische Kirchenliederdichtung entwickelt. Ihre höchste Blüthe entfaltet dieselbe im 12. und 13. Jahr-

hundert; berühmt sind namentlich die nachher theilweise zu evangelischen Kirchenliedern verdeutschten Lieder des heiligen Bernhard von Clairvaux, z. B.: „O Haupt voll Blut und Wunden“; viele der innigsten lateinischen Kirchenlieder haben Franziskanermönche zu Verfassern. Neben dieser lateinischen Kunstdichtung geht aber, im Preise der Maria mit ihr zusammentreffend, sonst allerdings mehr die Lust und das Leid irdischer Liebe besingend, die dem deutschen Volkslied entsprechende, kunstmäßige, ritterliche oder höfische Dichtung der Minnesänger her. Und siehe, wie 600 Jahre später in ihrer zweiten Blüthe so fand die deutsche Dichtkunst damals in ihrer ersten herrlichen Entfaltung eine Heimat in unserem Thüringen. Landgraf Hermann I., von Natur empfänglich für geistige Beschäftigung, von einer hohenstaufischen Mutter erzogen, durch einen längeren Aufenthalt in Paris gebildet und von seiner gleichgesinnten zweiten Gemahlin, der verwittweten Herzogin Sophie von Bayern, unterstützt, wetteiferte unter den hauptsächlich durch seine Schuld herbeigezogenen langjährigen Kriegsnöthen doch mit dem hohenstaufisch-kaiserlichen und dem herzoglich-österreichischen Hof wie im fröhlichen, glanzvollen Lebensgenuß so in der Pflege des seit der Mitte des 12. Jahrhunderts in Deutschland emporgekommenen Minnesangs. Die Wartburg war unter ihm der Sammelplatz der gefeiertsten ritterlichen Dichter; ein Heinrich von Ofterdingen, Heinrich von Veldeck, Herbart von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt, Reimar von Zweter, Biterolf der tugendhafte Schreiber des Landgrafen, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, der sagenhafte Klingsor aus Ungarland, sie waren zum Theil beständig am landgräflichen Hofe, zum Theil oft und lange Zeit als gerngesehene Gäste desselben. Fortwährend kamen und gingen da die fahrenden Sänger; lustig wurde da gezecht in edlem Wein, welchen der milde Fürst in Strömen fließen ließ; einem Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide war wohl gar der Zudrang zu arg, und letzterer mahnt, man solle doch Gefüge und Ungefüge, Kraut und Unkraut unterscheiden und das Unkraut ausraufen; der Lärm war oft so groß, daß Walter von der Vogelweide einmal verdrießlich klagt: „Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt, der meide ja Thüringens Hof, wenn er

mir glaubt!“ Dafür wurden aber auch die Freigebigkeit des Landgrafen, der „mit Freude all sein Gut streue“, und das bunte Treiben an seinem Hofe von den Sängern laut gepriesen; die im Dienst des milden Landgrafen erfundene Sangesweise hieß der „thüringer Herrenton“. Ein Gedicht aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, genannt „der Wartburgkrieg“ oder „der Sängerkrieg auf der Wartburg“, schildert einen Wettkampf zwischen den berühmtesten Sängern, seinem ersten Theil nach über die Frage, wem unter den Fürsten der Preis gebühre, ob dem Landgrafen oder dem Herzog von Oesterreich, einen Wettkampf, in welchem um das Leben selbst gestritten wird. Wenn auch in freier Verarbeitung führt uns das Gedicht doch wahrscheinlich einen geschichtlichen Hergang vor und versetzt uns im Geiste ganz in die landgräfliche Hofhaltung auf der Wartburg im Anfang des 13. Jahrhunderts: die zechenden und lärmenden Gäste auf dem Burghof, durch welche man sich einen Weg bahnen muß, den Banketsaal mit seiner erlauchten und glänzenden Versammlung, Landgraf Hermann mit seiner stolzen Gemahlin auf einer Erhöhung sitzend mit einem Gefolge von wohl vierzig Edeldamen und vielen Rittern, die Sängerlaube, zwischen deren Säulen auf erhöhtem Raum die Sänger in festlichem Schmuck erscheinen. Unter Hermanns Söhnen scheint seine Liebe zur Dichtkunst besonders auf Heinrich Raspe geerbt zu sein; an seinem Hofe lebten noch mehrere der alten Wartburgsänger, und wir hören, daß er dichterische Unternehmungen hervorrief und beförderte. Noch mehr aber tritt uns Hermanns Sinn entgegen in seinem Enkel, Heinrich dem Erlauchten von Meißen und Thüringen; bei seinen vielen Kriegshändeln beschäftigte er sich doch eifrig mit dem Gesang; sechs noch vorhandene Minnelieder werden auf ihn zurückgeführt; und 1254 gestattete der Papst, daß die von Heinrich zunächst für seine Kapelle verfaßte und, wie er sich überzeugt habe, regelrechte und wohlklingende Komposition des „Kyrie eleison“ und des „Gloria in Excelsis“ von der gesammten Geistlichkeit in Heinrichs Landen beim Gottesdienste gebraucht werde.

Aehnlich wie auf dem Gebiete der Kunst entsteht in dieser Zeit auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete neben der rein kirchlichen, der Klosterschule, die so zu sagen weltliche Schule,

die Universität, durch welche die Wissenschaft, wenn auch fürs erste noch ohne Gegensatz gegen die Kirchenlehre, ja durch Diener der Kirche selbst, doch anfing Gemeingut der höheren Stände zu werden. Im vorigen Zeitraum wird es noch als etwas Absonderliches vom Pfalzgrafen Friedrich von Goseck gerühmt, daß er zu Fulda habe lesen und schreiben gelernt und daß er sich eine Anzahl geschriebener Bücher auf Eseln habe herbeibringen lassen. Die Universität zu Paris wurde aus unserer Gegend damals erst von einzelnen Geistlichen besucht. Jetzt hören wir auch von einem Pfalzgrafen von Sommerschenburg, der seiner Bildung wegen nach Paris reiste. Früher als an anderen Fürstenhöfen scheint man am thüringischen auf dieses Neue geachtet und Gewicht gelegt zu haben. Landgraf Ludwig der Eiserne schickte seine zwei Söhne Ludwig und Hermann nach der Universität Paris mit einem Empfehlungsschreiben an den König Ludwig VII. von Frankreich, in welchem es ausdrücklich heißt, die beiden Prinzen sollten alle Wissenschaften lernen, und derjenige von ihnen, welcher das größte Talent und das beste Urtheil zeigen werde, solle beim Studium verharren. Der Aufenthalt der Prinzen scheint keineswegs ohne Nutzen für sie gewesen zu sein; wenigstens wird uns von dem jüngern derselben, dem Landgrafen Hermann, berichtet, daß er selbst mit müden Gliedern sich nicht dem Schlaf hingegeben habe, ohne zuvor noch eine Betrachtung entweder über die heiligen Schriften oder über die Großherzigkeit alter Helden angestellt zu haben; das eine Mal heißt es, habe er für Werke in lateinischer, das andere Mal für solche in deutscher Sprache ein aufmerksames Ohr gehabt.

6. Die Ketzergerichte.

Kaum vermögen wir uns jetzt noch die Bedeutung der Kirche in jener Zeit vorzustellen. Sie erfüllte das ganze Leben des Volks und jedes Einzelnen mit ihren Feiern und Weihen; sie salbte die Könige, heiligte den Ritterstand, pflegte die Kranken und tröstete die Verlassenen; bei öffentlichen Unglücksfällen hielt sie mit allem Volk ihre feierlichen Bittgänge, bei öffentlichen Freuden erschien sie im festlichen Umzug mit Lobgesängen; den Mächtigen war sie

unentbehrlich durch ihre Bildung, den Geringen lieb und werth als ihre Fürsprecherin; zwischen den Streitenden vermittelte sie, die Verschiedenheit der Stände glich sie aus, indem sie ihre Geistlichkeit aus allen empfing; sie beschränkte die Rechte der Herren über ihre Leibeigenen und half zu deren allmählicher Befreiung; sie bestimmte die öffentliche Sitte, sie war das öffentliche Gewissen, sie war die alles beherrschende Geistesmacht, Kunst und Wissenschaft standen in ihrem Dienst oder doch in ungestörter Eintracht mit ihr.

Schon aber galt es für die Kirche nicht bloß, ihre Herrschaft auszubreiten und zu befestigen, sondern auch dieselbe gegen offene und geheime Angriffe zu behaupten. Wie hätten in einer Zeit des Aufschwungs, der Begeisterung, der geistigen Aufregung, wie diese, Verirrungen und Ausschreitungen ganz ausbleiben können? Die Kreuzzüge hatten zur Vergleichung mit einem fremden Glauben und einer fremden Bildung und damit zur Lockerung der bisherigen geistigen Gebundenheit im Glauben der Kirche geführt. Man hatte angefangen, nach neuer Erkenntniß zu suchen, in der Weisheit der alten Griechen und Römer, in der Wissenschaft der Araber, ja in den Geheimnissen des alten heidnischen Aberglaubens. Zum Theil ganz neu, zum Theil in Anknüpfung an frühere Ketzereien traten viele, ganz verschiedene Gegensätze gegen die Kirche hervor, manche mehr gegen das Unchristliche, manche auch mehr gegen das Christliche in der Kirche gerichtet, beide Richtungen noch unentwickelt und vielfach mit einander gemischt. Nicht wenig gefördert wurden diese ketzerischen Regungen durch den Kampf des Papstthums mit dem Kaiserthum über die Weltherrschaft, einen Kampf, in welchem insbesondere die höheren Stände zur Parteiergreifung genöthigt und begreiflicherweise mit den Anmaßungen und Uebergriffen der Päpste, der Bischöfe und der Geistlichkeit überhaupt gar vielfach auch die Lehre und die Einrichtungen der Kirche selbst bestritten wurden. So erklärt sich wohl die in der That bedenkliche Stellung des Landgrafen Ludwig des Eisernen zur Kirche sowohl aus seinem nahen Verhältniß zum Kaiser Friedrich Rothbart und seiner Theilnahme am Kampf desselben wider das Papstthum wie aus seinen mehrfachen heftigen Zusammenstößen mit dem Erzbischof von Mainz

und anderen Geistlichen. Daß er unrechtmäßigerweise den Stiftern Mainz, Fulda und Hersfeld Güter entzogen oder weggenommen, solchen Nachruf theilt er mit mehreren seiner Vorgänger; etwas Anderes aber ist's, wenn er zur Rechtfertigung solches Raubes die Psalmstelle anführte: „Der Himmel allenthalben ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben!" und noch weit verdächtiger klingen Aussprüche von ihm wie diese: „Soll ich selig werden, so können mir keine Sünden den Himmel nehmen; bin ich aber verdammt, so werden mir gute Werke auch nicht die Seligkeit verschaffen!" oder was er auf die Ermahnung seines gottesfürchtigen Arztes: „Herr, schonet eurer Seele, daß nicht Gottes Gerechtigkeit den Sünder in seinen Sünden tödte!" erwidert haben soll: „Wenn ich sterben soll, so werde ich sterben; den Tag meines Todes kann ich weder durch frommes Leben noch durch Sündigen beschleunigen!" Nach solchen Aeußerungen eines Landgrafen werden wir es nicht unwahrscheinlich finden, daß zumal unter den Großen des Landes und unter der Bürgerschaft der verkehrreichsten Stadt in Thüringen die von verschiedenen Seiten her eindringenden Ketzereien gar manche Anhänger gefunden hatten.

Allen solchen lauten und stillen Regungen eines un- oder widerkirchlichen Geistes trat die Kirche, besonders unter dem gewaltigen Papst Innocenz III., mit allen Mitteln auf's entschiedenste entgegen. Eine Hauptwaffe in diesem Kampf gewann sie am Dominikanerorden; er war ja von Dominicus gestiftet worden, nachdem dieser, von Jammer um das Seelenheil der vielen Ketzer getrieben, denselben im südlichen Frankreich die kirchliche Wahrheit verkündigt hatte, mit dem ausdrücklichen Zweck, den alleinseligmachenden Glauben zu vertheidigen und zu verbreiten. Sehr bald aber übernahm der Orden die Inquisition oder das Ketzergericht; und wie Thüringen durch Elger von Hohnstein und einige seiner Gefährten die Dominikaner als Predigermönche kennen und schätzen lernte, so blieb ihm auch die Bekanntschaft mit den Dominikanern oder doch den Bettelmönchen als Ketzerrichtern nicht erspart.

Ueber Herkunft und frühere Lebensverhältnisse des Dominikaners, nach Andern vielmehr Franziskaners dritter Klasse, Konrad von Marburg — das ist der fluchbedeckte Name des

Mannes — weiß man nichts. Ein sonst wahrheitsliebender Zeitgenosse, der ihn näher gekannt, giebt folgende Schilderung von ihm: „Er war gelehrt, von reinem Wandel, ein Eiferer für den katholischen Glauben, ein Verfolger der Ketzerei, zeitliche Güter und Pfründen mochte er nicht, er war mit dem einfachen Priesterkleid zufrieden, ernster Sitte, strenges Aussehens; gegen die Guten war er gut, gegen die Bösen und Ungläubigen gerecht und streng; in Deutschland predigte er kraft apostolischer Machtvollkommenheit!" Eine andere Hand hat freilich dieser Schilderung noch die Worte hinzugefügt: „wer aber weiß, nach dem Worte Salomos, ob er der Liebe oder des Hasses werth sei? die Zukunft wird es entscheiden!" Beim Papst war Konrad hoch angeschrieben, und dieser ernannte ihn zum öffentlichen Prediger in allen deutschen Sprengeln, übertrug ihm die Kirchenzucht gegen die verehelichten Priester, die Visitation der Klöster und andere Geschäfte, beauftragte ihn auch insbesondere mit der Verfolgung der Ketzerei, mit der Inquisition in Deutschland. Wir werden ihn noch als den Beichtvater der heiligen Elisabeth kennen lernen. Denselben grundehrlichen, aber verblendeten und erbarmungslosen Eifer, mit welchem er sein Beichtkind zur Heiligen marterte, bewies er vor- und nachher in noch abschreckenderer Weise als päpstlicher Generalinquisitor an verschiedenen Orten. Schon 1215 soll er bei der Verurtheilung von achtzig Ketzern in Straßburg mitgewirkt haben. Im Jahr 1222 kam er nach Goslar und hielt da, im Einvernehmen mit dem Bischof von Hildesheim, Ketzergericht über den Propst Minneke von Neuwerk; wegen angeblicher manichäischer Ketzerei starb dieser nach langwierigem Gefängniß 1225 den Feuertod. Im Jahr 1232 ließ Konrad in Erfurt vor den Graden vier sogenannte Picardier, wahrscheinlich Waldenser, als Ketzer verbrennen. Konrads Grundsatz beim Ketzerrichten war, lieber hundert Unschuldige zu opfern als einen Schuldigen zu schonen; Vertheidigung, selbst Gegenüberstellung der Ankläger war bei ihm nicht gestattet; Versicherung der Unschuld galt ihm als verstocktes Leugnen und wurde sofort mit dem Feuertod bestraft. Um nur aus dem „Handel" zu kommen, bekannten sich ganz Unschuldige für schuldig; dann kamen sie mit abgeschorenem Scheitel und einem rothen Kreuz als Brandmarke davon. Wie in Thü-

ringen so brannten auch am Rhein die Scheiterhaufen; und gegen die freien Stedinger brachte hauptsächlich Konrad den Kreuzzug zu Stande, welcher ihren Untergang herbeiführte. Als Konrad anfing, auch Grafen und Edelleute mit seinem Gericht zu bedrohen, wandten sich diese klagend an die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier; anstatt aber auf die Abmahnungen derselben zu hören, predigte Konrad in Mainz selbst das Kreuz gegen sie. Die Erzbischöfe sowohl wie der deutsche König Heinrich beschwerten sich darüber beim Papst; ehe jedoch die Entscheidung von Rom eintraf, wurde Konrad 1233 in der Nähe von Marburg von einigen Edelleuten erschlagen. Als auf dem Hoftag, den König Heinrich 1234 in Frankfurt hielt, die Sache untersucht wurde und ein Graf von Sayn, einer der von Konrad Bedrohten, sich vor den geistlichen Richtern von der Beschuldigung der Ketzerei gereinigt hatte, erklärte einer der Richter, Konrad verdiene ausgegraben und selbst als Ketzer verbrannt zu werden.

Mit Konrads Fall war jedoch die Inquisition nicht beseitigt. Noch im Todesjahr Konrads predigte Bischof Konrad von Hildesheim das Kreuz gegen die Ketzer in Sachsen und Thüringen. Im Jahr 1235 ertheilte Erzbischof Siegfried III. dem Dominikaner Daniel in Erfurt, dem gelehrten und tüchtigen Gefährten Elgers von Hohnstein, Vollmacht zur Visitation der Propsteien Erfurt und Jechaburg. Daniel verfuhr dabei mit großer Strenge, besonders gegen unwürdige Geistliche; mehrere wurden abgesetzt und Landes verwiesen, andere auf's härteste gezüchtigt. Wer hätte hiergegen etwas einzuwenden gehabt? Aber bald fingen andere Dominikaner in Erfurt an, bei Tag und bei Nacht in die Häuser einzudringen, wo sie etwas von Ketzerei witterten; darüber erhob sich unter der Geistlichkeit wie unter der Bürgerschaft der heftigste Unwille; ein Dominikanermönch, der sich in der Ketzerverfolgung besonders hervorgethan hatte, wurde beim Lorenzbrunnen nach arger Mißhandlung vom Volk getödtet. Damit, so scheint's, war der Inquisitionseifer der Dominikaner in Thüringen für's Erste abgekühlt.

7. Aberglaube.

Wenn die Kirche mit der Inquisition von Anfang an unterschiedslos gegen Ketzerei und Hexerei vorging, so gab ihr die Wesensverwandtschaft dieser beiden Verirrungen in vielen Fällen allerdings ein Recht dazu. Die sogenannte weiße Magie oder Zauberkunst, welche die Kräfte Gottes oder der Engel oder der Natur durch Formeln und Gebräuche für irgend einen nützlichen Zweck in Bewegung zu setzen suchte und hauptsächlich in Astrologie oder Sterndeuterei und Alchemie oder abergläubischer Naturforscherei, insbesondere Goldmachen bestand, wurde im Allgemeinen von der Kirche geduldet; denn wie gefährlich dieselbe auch in ihrer Weiterentwicklung zur Naturwissenschaft für die Kirche werden sollte, an sich stand sie nicht in Widerspruch mit derselben, sondern bildete nur die so zu sagen weltliche Ergänzung zum kirchlichen Wunderwissen und Wunderthun. Dagegen beruhte die sogenannte schwarze Magie oder *schwarze Kunst*, und mit ihr die Hexerei, auf der Verbindung mit dem Satan und den bösen Geistern und verfolgte böse Zwecke; zum Reich des Satans aber oder zur Hölle war dem deutschen Volk die vom Christenthum gestürzte heidnische Götterwelt geworden; wer also schwarze Kunst trieb, und dazu mit der Hölle und ihren Geistern sich einließ, der trat damit als Ketzer in den schärfsten Gegensatz zur Kirche, wie ja auch die Hölle des Volksglaubens von allem dem, was der Himmel oder vielmehr die Kirche zur Rettung der Seelen übte, das genau entsprechende Gegentheil enthielt. Wenn nun auch nicht bloß die von der Kirche mit Unrecht als widerchristlich verworfenen, sondern auch einzelne wirkliche Ketzereien mit der schwarzen Kunst nichts zu schaffen hatten, bei vielen war dies der Fall; und es ist nicht zufällig, daß die Zeit der Kreuzzüge wie in Ketzereien so in Schwarzkünsteleien sehr fruchtbar war. Wie es bei diesen zuging, inwieweit es bei ihnen auf Selbsttäuschung oder auf absichtliche Täuschung, auf den Gebrauch betäubender und berauschender Mittel, auf Taschenspielerei, auf sonstigen Betrug, auf die Einbildungen der Furcht, auf krankhafte Zustände wie Somnambulismus, und auf noch andere Dinge hinauslief, läßt sich im einzelnen nicht nachweisen. Daß aber die schwarze Kunst förmlich gelehrt

und gelernt wurde, daß auch einzelne Geistliche in dieselbe eingeweiht waren, und daß selbst kirchlich fromme Leute zur Befriedigung ihrer Wißbegierde über die unsichtbaren Dinge Gebrauch von ihr machten, davon liefert die Geschichte dieses Zeitraums der thüringischen Kirchengeschichte mehrere Beispiele.

Landgraf Ludwig der Milde war bekümmert um das Seelenheil seines verstorbenen Vaters, Ludwigs des Eisernen. Ein armer Ritter an seinem Hof hörte davon; er hatte einen Bruder, der Geistlicher war und die schwarze Kunst verstand; diesen bat er, dem Landgrafen über den Zustand seines Vaters Gewißheit zu verschaffen. Der Geistliche citirte mit seinen Sprüchen einen Teufel und befragte ihn, wo sich die Seele seines ehemaligen Herrn befinde. Der Teufel antwortete: „Ich will sie dir zeigen, wenn du mit mir fahren willst!“ „Ich möchte sie gern sehen“, sprach der Geistliche, „wenn es mir nur keine Gefahr bringt!“ Darauf schwor der Teufel dem Geistlichen bei dem Allerhöchsten und seinem schweren Gericht, daß er ihn unversehrt hin- und zurückbringen wolle, nahm ihn auf seinen Rücken und brachte ihn bis vor den Eingang der Hölle. Mit Schaudern sah hier der Geistliche die verschiedenen Arten der Höllenqualen. Der Teufel aber rief einen anderen höllischen Geist herbei; als dieser fragte: „Wer ist denn der Geselle da auf deinen Schultern?“ antwortete er: „Ein guter Freund von mir, dem ich geschworen habe, daß ihm kein Leids widerfahren und daß ich ihm die Seele seines alten Landgrafen zeigen will!“ Hierauf setzte sich der andere Teufel zu dem Geistlichen, ergriff eine Posaune und posaunte so furchtbar in die Tiefe, daß es dem Geistlichen war, als ob Himmel und Erde ertönten. Nach Verlauf einer Stunde ungefähr schlugen gewaltige Schwefelflammen aus dem Höllenpfuhl empor; in ihnen tauchte der verstorbene Landgraf auf und sprach zu dem Geistlichen: „Hier siehst du nun mich Elenden, der ich einst dein Herr war; ach daß ich nie geboren wäre!“ Der Geistliche erwiderte: „Mein Herr, euer Sohn hat mich hergeschickt, daß ich ihm verkündige, wie es um euch steht, und ob euch irgendwie geholfen werden kann!“ „Wohlan“, sprach der Landgraf, „meine Lage siehst du; so wisse denn, daß meine Söhne meiner armen Seele wohl helfen könnten, wenn sie die Kirchengüter her-

ausgeben wollten, die ich ungerechterweise an mich gerissen habe!" „Aber", versetzte der Geistliche, „man wird mir vielleicht nicht glauben!" Da gab ihm der Landgraf ein Wahrzeichen, welches außer ihm und seinen Söhnen niemand wußte, und verschwand im Abgrund. Seinem Versprechen gemäß brachte der Teufel den Geistlichen wieder auf die Oberwelt; derselbe kam aber so bleich und elend an, daß er kaum wiederzuerkennen war. Die Antwort des verstorbenen Landgrafen nebst dem Wahrzeichen theilte er den Söhnen desselben mit. Diese zogen es jedoch vor, die Kirchengüter zu behalten und der Seele ihres Vaters durch Seelenmessen und Almosen zu helfen. Der Geistliche aber, so heißt es, verließ alles und trat in den Cistercienserorden; sein bleiches Aussehen soll er zeitlebens behalten haben.

Eine ganz ähnliche Geschichte wird uns vom Landgrafen Ludwig dem Heiligen erzählt, der in Unruhe darüber war, ob sein Vater, Landgraf Hermann I., den Tag des Herrn getrost erwarten dürfe, und auf den Vorschlag seiner Räthe einen Schwarzkünstler kommen ließ. Diesmal fuhr jedoch nicht der Zauberer selbst zur Hölle, ließ das freilich auch dem Landgrafen trotz seines Begehrens nicht zu; vielmehr verlangte er einen furchtlosen und treuen Ritter. Um diesen beschrieb er einen Kreis und verbot ihm bei Gefahr Leibes und der Seele, aus demselben zu treten. Auf die Frage des Zauberers an den Ritter, was er sähe, antwortete er erst längere Zeit: „Nichts!" Dann aber war es ihm, als würde er von brausenden Wellen ergriffen und in einen Strudel hinabgezogen, so daß er laut aufschrie. Durch einen Zauberspruch etwas beruhigt, aber noch wie von tausend Folterschlägen getroffen, sah er auf einmal seinen alten Herrn, den Landgrafen Hermann, vor sich. In fürstlicher Pracht und mit einem glänzenden Gefolge kam dieser auf ihn zugeritten. Als er aber den Schild wegzog, zeigte sich die Feuergluth, die ihn verzehrte. Frage und Antwort waren denen in der vorigen Geschichte ähnlich; zur Beglaubigung zeichnete der Verstorbene den einen Fuß des Ritters mit einem Funken vom Feuer seines Leibes.

Solche Schwarzkunst war von der Kirche streng verboten und wurde von ihr verfolgt. Der sogenannten weißen Magie hingegen

traute die Kirche zwar auch nicht so recht, theils weil sie hinter derselben Betrügerei argwöhnte, theils wegen des Verdachts, daß die Grenzen des Menschlichen schwerlich ohne teuflische Künste überschritten werden könnten; aber sie verwehrte das Wahrsagen und Zaubern unter christlichen Namen und Formen nicht, konnte das auch um so weniger, als ja ihr eignes Lehren und Thun mehr und mehr zur kirchlichen Wahrsagerei und Zauberei geworden war. Wurde doch auf der großen Lateransynode unter Papst Innocenz III. 1215 durch Feststellung der Lehre von der Transsubstantiation oder der Wandelung der Hostie in den Herrenleib dem katholischen Aberglauben gleichsam die Krone aufgesetzt. Namentlich die Cistercienser förderten neben dem Mariendienst den Dienst des Frohnleichnams. Wie rasch aber derselbe sich im Volke verbreitete und wie grob der daran hangende Aberglaube war, geht aus folgender Geschichte hervor. Im Jahr 1249 waren zwei Diebe nächtlicherweile in die Kirche St. Martini Intra in Erfurt eingebrochen, hatten das Tabernakel, den Hostienschrein, erbrochen und das Ciborium, die Hostienschachtel, mit neun consecrirten, geweihten, also zum Herrenleib gewordenen Hostien entwendet. Auf dem Roßmarkt hatten sie die Hostien in eine Pfütze geworfen und waren dann mit dem Ciborium nach Eisenach geflohen. Hier wurde der eine von ihnen krank und beichtete einem Priester den Diebstahl. Weil er in Todesnoth war, absolvirte ihn der Priester; sofort aber eilte der Priester nach Erfurt und machte Anzeige. Schon hatte ein in der Nähe wohnender Geistlicher zuweilen ein Lichtlein bei der Pfütze gesehen. Als sich nun der gerade in Erfurt anwesende Erzbischof mit der gesammten Geistlichkeit dahin verfügte, siehe da fand sich das heilige Sakrament noch ganz unverletzt; es wurde feierlich erhoben und unter dem Gesange: „Christus nobis apparuit, venite, adoremus“, d. h. „Christ ist uns erschienen, kommt, lasset uns anbeten!“ nach der Liebfrauenkirche gebracht. An der Stelle, wo die Hostien in der Pfütze gelegen hatten, erbaute ein Erfurter Bürger eine Kirche „zum heiligen Brunnen“; in der Liebfrauenkirche aber wurde die Geschichte abgemalt und in darunterstehenden Versen beschrieben.

Nicht weniger grob war der Aberglaube des Reliquien-

dienstes. Nachdem die Gebeine der heiligen Elisabeth in Marburg feierlich erhoben und in einem Bleisarg in einer Kapelle aufgestellt waren, nahmen die Brüder des deutschen Hauses, welchen Hospital, Kirche und Gebeine der Heiligen gehörten, zum öfteren den Schädel derselben heraus und verkauften mit großem Gewinn ein wunderkräftiges Oel, welches der Schädel der Heiligen ausgeschwitzt haben sollte. Später gab es auch mehrere Schädel der Elisabeth, sowie einzelne Gebeine in mehrfacher Anzahl, dieselben wurden namentlich von fürstlichen Frauen zum Behufe glücklicher Entbindung gebraucht. Die Heiligenverehrung grenzte zuweilen fast an den Fetischdienst. Auf dem Schlachtfelde beim Welfesholze hatten die Sachsen ein Siegeszeichen errichtet, das Bild eines Mannes auf einer Säule mit einem Streitkolben in der rechten, mit dem sächsischen Wappen, den zwei springenden Hengsten im rothen Feld, in der linken Hand. Das Volk nannte dieses Siegeszeichen Jedute oder Jödutte — Gedeute — und sah in demselben, angeblich nach Vorgang oder nach Anpreisung der Mönche im nahen Kloster, das Bild des heiligen Jödutte, auf dessen Fürsprache die Schlacht gewonnen worden sei; man wallfahrte zahlreich zu dem Bild und verehrte es, bis, nach der einen Nachricht Graf Friedrich von Kirchberg als Bischof von Halberstadt um 1230, nach der anderen Nachricht Rudolf von Habsburg um 1290 dasselbe wegschaffen und an seiner Stelle eine Kapelle erbauen ließ.

8. Ludwig der Heilige und die heilige Elisabeth.

Ludwig der Heilige und die heilige Elisabeth, ein nicht sagenhaftes, sondern durchaus geschichtliches doppeltes Heiligenbild, in welchem jene Zeit des höchsten Aufschwungs in ihrer herrlichsten persönlichen Gestaltung uns entgegentritt! Allerdings nicht in zwei gleichen, nur durch männliche und weibliche Eigenthümlichkeit unterschiedenen Gestalten, vielmehr bei größter Aehnlichkeit und Uebereinstimmung doch mit der sehr bedeutsamen Verschiedenheit, daß die eine derselben, Landgraf Ludwig, der nur vom Volk „der Heilige" genannt worden ist, weil er den kirchlichen Anforderungen an Heiligkeit nicht völlig entsprach, uns Evangelischen noch ziemlich ebenso wie den Zeitgenossen in seinem ganzen Wesen und

vom Anfang bis zum Ende seines kurzen Lebens eine herzgewinnende Erscheinung bietet, hingegen seine von der Kirche, allerdings unter lautester Zustimmung des Volks, heilig gesprochene Gemahlin Elisabeth, je näher sie in ihrem noch kürzeren Lebenslauf dem Ziel der Heiligkeit kommt, desto fremder, ja zuletzt fast widerlich uns anmuthet. Lassen wir uns aber die Freude an dem leuchtenden Doppelgestirn am Himmel der thüringischen Kirchengeschichte während seines Wandelns mit einander nicht dadurch verleiden, daß wir sehen müssen, wie mit dem frühen Erlöschen des einen von ihnen das andere gleichsam das Gleichgewicht verliert, sich weiter und weiter in eine theilweis irrige Bahn treiben läßt und von einer wenigstens nicht durchaus christlichen Gluth binnen kurzem verzehrt wird.

Zur Zeit des Sängerkriegs auf der Wartburg unter Landgraf Hermann I. soll der zauberkräftige Sänger Klingsor aus Ungarn in seiner Herberge zu Eisenach eines Abends aus den Sternen verkündigt haben: „Wisset, daß heut Nacht meinem Herrn, dem König in Ungarn, eine Tochter geboren wird, welche Elisabeth heißen und heilig sein wird; sie wird dem Sohne des Fürsten dieses Landes zum Weibe gegeben werden; über das Lob ihrer Heiligkeit wird sich die Welt freuen und frohlocken!" Was die Sage den berühmten Zauberer von der Verbindung seines fernen Königs- und des thüringischen Landgrafenhauses in den Sternen lesen und voraussagen läßt, das geschah wirklich. Dem König Andreas von Ungarn wurde von seiner Gemahlin Gertrud von Meran, Tochter des Herzogs Berthold von Mähren und Markgrafen von Kärnthen und Istrien, im Jahr 1207 eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen „Elisabeth" erhielt. Landgraf Hermann von Thüringen, welcher den Glanz seines Hauses durch eine hohe Vermählung seines im Jahr 1200 geborenen ältesten Sohnes Ludwig zu vermehren suchte, ließ, wahrscheinlich durch den Bischof Ekbert von Bamberg, einen Bruder der Königin Gertrud und seinen Freund, der Sitte jener Zeit gemäß, schon bald nach der Geburt der ungarischen Königstochter für seinen Sohn um dieselbe werben. Er empfing die Zusage; und wie damals häufig Prinzessinnen von früh auf an dem Hofe erzogen wurden, an welchem sie einst als Fürstinnen

walten sollten, so schickte Landgraf Hermann im Jahr 1211, als Ludwig elf, Elisabeth vier Jahre alt war, eine glänzende Gesandtschaft zur feierlichen Abholung der zukünftigen Schwiegertochter an den Königshof von Ungarn. Die Gesandtschaft bestand aus 30 Rittern und Knappen zu Pferde, an ihrer Spitze Graf Meinhard von Mühlberg und Schenk Walter von Vargula; in einem Wagen fuhren mehrere Frauen unter der zur Hofmeisterin der Braut bestimmten Frau Bertha, Wittwe des Edlen Eginbald von Bendeleben. Auf ihrem Wege überall von geistlichen und weltlichen Fürsten ehrenvoll aufgenommen, gelangten die Gesandten endlich an den königlichen Hof zu Presburg. In feierlichem Empfang richteten sie ihre Botschaft aus, König Andreas erklärte seine Einwilligung in den Wunsch des Landgrafen, und die Königin übergab den Gesandten ihre kleine Tochter in einer silbernen Wiege, in silber- und golddurchwirkte Seide gehüllt, nebst einer silbernen Badewanne, goldnen und silbernen Gefäßen, prächtigen Diademen oder Krönlein, Ringen, Kleiderspangen und Betten mit seidenen Decken, Polstern und Purpurstoffen, sowie 1000 Mark Silber, indem sie zu den edlen Brautwerbern sprach: „Sagt eurem Herrn, daß er sich jetzt hieran möge genügen lassen; schenkt uns Gott ferner das Leben, so wollen wir ihm dereinst größere Schätze schicken!“ Wohlbehalten kehrte die Gesandtschaft nach der Wartburg zurück, wo die kleine Elisabeth von der landgräflichen Familie mit Freuden aufgenommen und alsbald in der Kirche der Burg mit Ludwig feierlich verlobt wurde.

Elisabeth empfing mit ihrer gleichalterigen Schwägerin, der schönen Agnes, eine nach damaliger Art sorgfältige Erziehung. Schon aus den ersten Kinderjahren auf der Wartburg hat Elisabeths Dienerin Jutta oder Guta später manches Eigenthümliche von ihr berichtet. Sie war noch nicht fünf Jahre alt, da warf sie sich schon oft in der Schloßkapelle vor dem Altar nieder, schlug das Psalmbuch auf, that, als ob sie darin lese, da sie doch die Buchstaben noch nicht kannte, machte die gebräuchlichen Kniebeugungen, faltete dabei die Hände, kurz ahmte, mit zu Boden geneigtem Antlitz, sämmtliche Geberden einer Betenden nach, spielte gleichsam Betens. Fröhliche Kinderspiele waren ihre Lust; noch kurz vor ihrem Tode erinnerte sie sich derselben gern; oft

aber gab sie dem Spiel eine fromme Beziehung. Wenn sie etwa auf einem Bein hüpfend eine Gespielin haschen sollte, und dabei an der Kapelle vorbeikam, küßte sie im Hüpfen die Thür und die Wände derselben. Wollte sie bei einem Gewinn- oder Verlustspiel, etwa dem Ringspiel, gern gewinnen, so gelobte sie Gott einige Kniebeugungen und Avemarias. Als Buße im Spiel legte sie sich und Anderen wohl das Messen auf, wobei sich die Kinder neben einander auf die Erde hinstrecken mußten und sie Gelegenheit hatte, die Kniee zu beugen. Hatte sie im Spiel etwas gewonnen, so schenkte sie's wieder mit der Bedingung, einige Paternoster oder Avemarias dafür zu beten. Mit der Zeit legte sie sich selbst allerlei kleine Gelübde auf, etwa an den Festtagen vor der Messe keine Handschuhe anzuziehen oder am Sonntag vor Mittag keine engen Aermel anzulegen. Sehr gern tanzte sie, doch nie mehr als einmal herum; „Ein Reigen", sagte sie, „ist genug für die Welt, die anderen will ich mir um Gottes willen versagen!" In demselben Sinn brach sie wohl auch manchmal im schönsten Spiele plötzlich ab. „Von Kindheit an", so spricht sich Jutta über sie aus, „hatte sie Gott vor Augen, in allen Dingen rief sie ihn an, alles bezog sie auf ihn." Als Elisabeth zehn Jahre alt war, wollte sie sich nach damaliger Sitte durch das Loos einen Apostel erwählen, dem sie besonders diente, und der sie im Leben und Sterben bei Gott verträte; sie wünschte, daß ihr St. Johannes zutheil würde, dem Christus am Kreuz seine Mutter befohlen; drei Stunden betete sie darum zu Gott, und als ihr das Loos den Johannes gab, ward sie sehr froh. Fragt man aber, wer solchen Sinn in ihr geweckt habe, nun das können weder ihre Eltern noch ihre Schwiegereltern noch Andere in ihrer Umgebung gewesen sein, der Zug zu Gott hin war eben von Anfang an wunderbar stark in ihr. Gefördert aber wurde derselbe wohl durch einen sehr frühen Eindruck vom Ernst des Lebens. In ihrem sechsten Lebensjahre mußte Elisabeth die schreckliche Kunde vernehmen, daß ihre Mutter in Ungarn ermordet worden sei; zweimal soll ihr der Geist der Gemordeten im Schlaf erschienen sein, das eine Mal mit der Aufforderung: „Mein liebes Kind, ich bin gestorben und leide harte Pein, weil ich meine Gnadenzeit versäumt habe; bitte Gott, daß er meine

Qual abkürze; du vermagst es wohl; bete zu ihm, er wolle meinen unschuldigen schmählichen Tod als Sühne für meine Sünden annehmen!" Laut weinend erwachte das Kind und betete fleißig für die Mutter. Da erschien ihr der Geist derselben zum anderen Mal, um ihr anzukündigen, daß sie nun erlöst und auf dem Weg zum ewigen Leben sei. Bestärkt und befestigt wurde Elisabeth in ihrer Richtung vielleicht auch durch den Widerspruch, den Spott, ja die Beleidigungen, die sie um ihrer Frömmigkeit, vor allem um ihrer Demuth willen erfahren mußte. So pflegte sie in der Messe die kleine Krone, welche sie als Königstochter trug, vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzulegen; ihre Schwiegermutter, die stolze Landgräfin Sophie, fragte sie einst, warum sie das thue; Elisabeth antwortete: „Ich schnöde irdische Kreatur will vor dem Angesicht meines Schöpfers, der für mich die Dornenkrone trug, nicht mit Gold gekrönt erscheinen!" Solche Gesinnung Elisabeths verstand ihre Schwiegermutter, ihre Schwägerin und die meisten Anderen an dem glänzenden und lockeren landgräflichen Hof gerade so wenig wie Elisabeths Lust, nicht nur, was sie von Geld und Speisen bekam, an Arme zu schenken, sondern sich auch freundlich tröstend und mahnend mit diesen abzugeben. Wenn ihr aber auch fast alle Anderen am Hofe fremd gegenüberstanden und es an Kränkungen nicht fehlen ließen, Ludwig ihr Verlobter, der den frommen Sinn seiner Großmutter Jutta geerbt hatte, erwiderte Elisabeths zärtliche Liebe zu ihm — wird doch erzählt, daß sie als achtjähriges Kind einmal auf ein etwas älteres Mädchen förmlich eifersüchtig gewesen sei — mit gleich zärtlicher Gegenliebe, und anstatt in den allgemeinen Ton gegen Elisabeth einzustimmen, sprach er ihr vielmehr im Stillen Trost zu und richtete sie durch seine herzliche Theilnahme immer wieder auf.

Im Jahr 1217 starb Landgraf Hermann, und Ludwig trat die Regierung an. Bald merkte die weltlich gesinnte Partei am Hof den Abstand zwischen sonst und jetzt; was sollte aber aus ihr werden, wenn gar Elisabeth als Ludwigs Gemahlin herrschte? Um das zu verhüten, wurden alle Hebel angesetzt. Namentlich gab man Ludwig zu verstehen, daß doch Elisabeth mit ihrem so wenig fürstlichen Wesen sich schlecht zur Landgräfin eigne,

und sehr nahe wurde ihm gelegt, sie doch ihrem Vater zurückzuschicken und sich eine Gemahlin mit reicherer Mitgift aus der Nähe zu wählen. Da Ludwig auf alle derartigen Einflüsterungen nicht hörte, versuchte man's, Elisabeth ihrerseits an seiner Zuneigung irre zu machen und so die Verlobten zu trennen. Ludwig brachte Elisabeth von jeder seiner Fahrten ein Geschenk mit; einst aber hatte er das im Drange der Geschäfte unterlassen; man verfehlte nicht, Elisabeth das als ein Zeichen seines Erkaltens gegen sie darzustellen, und sie war tief betrübt darüber. Schon frohlockte die ihr feindliche Partei, nicht aber die Redlichen am Hofe, und einer von diesen, Schenk Walter von Vargula, der ehemalige Brautwerber am ungarischen Königshof, trat treulich für Elisabeth ein. Auf einem Ritt mit dem jungen Landgrafen redete er diesen an: „Gestattet mir eine Frage, gnädiger Herr!“ „Sprich unverhohlen“, erwiderte der Landgraf, „und sofern es sich geziemt, werde ich dir nichts verbergen!“ „So bitte ich euch denn“, sprach Walter, „mir eure Willensmeinung über die königliche Prinzessin zu sagen!“ Ludwig deutete auf einen hohen Berg, nach späterer Angabe den Inselsberg, hin und sprach: „Und wenn dieser Berg vom Fuße bis zum Scheitel lauter Gold wäre, ich könnte ihn eher verschmähen als die Ehe mit meiner Elisabeth aufgeben; mögen Andere denken und reden, was sie wollen, ich liebe sie und will sie zu meiner Gemahlin haben!“ „O gnädiger Herr“, rief Walter hocherfreut, „darf ich ihr das verkündigen?“ „Ja“, sprach Ludwig freundlich, „sag' es ihr, und zum Zeichen will ich dir das für sie geben!“ Damit nahm er aus einer Tasche an seinem Gürtel einen elfenbeinernen Doppelspiegel in einer Metallkapsel, auf der einen Seite Glas, auf der anderen ein Bild des Gekreuzigten. Als Elisabeth dieses Geschenk aus Walters Hand empfing, strahlte ihr Gesicht von lieblichster Freude. Im Jahr 1221 vollzog denn auch Ludwig seine Vermählung mit der nun vierzehnjährigen Elisabeth, unter großen Festlichkeiten. Sämmtliche Grafen und Edle des Landes waren mit ihren Frauen und Töchtern zur Hochzeit geladen, die Wartburg vermochte die Menge der Gäste nicht zu fassen, ganz Eisenach war von ihnen angefüllt. Ein glänzender Zug bewegte sich von der Wartburg hinab zur Kirche, voran Graf Meinhard

von Mühlberg und Schenk Walter von Vargula, die ehemaligen Brautwerber, nun als Brautführer. Turniere, Bankette, Tänze und andere Belustigungen folgten sich drei Tage lang, und der Aufwand beim Fest war so groß, daß der Landgraf deshalb eine Schuld von 1000 Mark Silber aufnehmen mußte.

So war denn, nach dem treffenden Ausdruck des ältesten Lebensbeschreibers, ein Heiliger mit einer Heiligen vermählt. Eine gänzlich falsche Vorstellung würden wir uns freilich von Ludwig machen, wenn wir uns ihn als einen in frommen Betrachtungen und Uebungen aufgehenden mönchischen Charakter dächten; nein, er war ein echter und herrlicher Ritter und Fürst, von ausnehmender männlicher Schönheit, schlanken Wuchses und anziehenden Gesichtsausdruckes, artig gegen die Frauen, ein heiterer Gesellschafter, klug und unternehmend, kühn und tapfer, gewissenhaft und thatkräftig in der Regierung seines Landes. Von seinem Muth und seiner Geistesgegenwart zeugt folgende Geschichte. Ludwig hatte von seinem Schwager, dem Herzog Leopold von Oesterreich, einen Löwen zum Geschenk erhalten; derselbe wurde in einem doppelten Käfig auf dem Hof der Wartburg gehalten. Eines Morgens hatte der Wärter die Thür des Käfigs offen gelassen, und der Löwe war aus demselben entsprungen. Als Ludwig im Frühanzug den Hof betrat, sah er den Löwen in drohender Stellung sich gegenüber; mit ausgereckter Hand und lautem Zuruf ging er auf den Löwen zu; und siehe das wilde Thier legte sich mit dem Schweife wedelnd ihm zu Füßen und ließ sich geduldig wieder in seinen Käfig einsperren.

Wie Ludwig gleich nach seinem Regierungsantritt dem Erzbischof von Mainz entgegentrat und ihn zum Frieden zwang, ist bereits erzählt worden. Mit gleich starker Hand wehrte Ludwig dem Faustrecht, nicht allein in Thüringen und Hessen, sondern auch im Meißnerland, welches er als Vormund seines Schwestersohnes Heinrich des Erlauchten verwaltete. Ohne sich Ruhe zu gönnen, zog er von einem Lande zum anderen, handhabte Recht und Gerechtigkeit, mancher Raubritter mußte seine Thaten mit dem Verbrechertode büßen, und die unter Ludwig stehenden Länder waren berühmt wegen ihrer Sicherheit. Auf einem kühnen Kriegs-

zug gegen den Großkönig von Polen eroberte er die starke Veste Lebus in Schlesien und demüthigte den Polen. Die Macht und Ehre seines Hauses nahm er klüglich wahr, wie er sich denn die Anwartschaft auf Meißen für den Fall, daß sein Mündel kinderlos sterben sollte, trotz allem Widerspruch, namentlich von Seiten seiner eigenen Schwester, zu sichern wußte. Als Reichsfürst griff er vielfach sehr thätig in die allgemeinen Angelegenheiten ein, beim Kaiser wie bei den Fürsten genoß er des höchsten Ansehens.

Aber, wie sein erster Lebensbeschreiber, Berthold von Reinhardsbrunn, von ihm sagt, lieber wollte Ludwig doch der weltlichen Klugheit entbehren, als sich dem Dienste seines Schöpfers entziehen. Sein Herz war Gott ergeben, rein, voll Liebe und Treue, wie sein ganzer Wandel davon Zeugniß gab. Lug und Trug kannte er nicht, sein Ja war Ja, sein Nein war Nein. Der Name Gottes durfte in seiner Nähe nicht gemißbraucht werden; wer es that, verfiel einer Ehrenstrafe. Der Geistlichkeit keineswegs blind ergeben, hatte Ludwig ein warmes Herz für die Kirche. So erklärt sich's auch, wie er dazu kam, den Ketzerrichter Konrad von Marburg zu seinem und seiner Gemahlin Beichtvater zu wählen; der Beichtvater des Landgrafen war dessen Rath in geistlichen Angelegenheiten; und wem hätte Ludwig die Verwaltung der unter ihm stehenden kirchlichen Güter und Stellen mit besserem Gewissen anvertrauen können als dem ernsten und strengen, von allem Eigennutz und sonstigen weltlichen Rücksichten freien, überdies kräftigen und geschäftsgewandten Konrad, einem Mann, der nach dem Grundsatz handelte, daß es größere Sünde für ihn sei, ein kirchliches Amt einem Unwürdigen zu geben, als 60 Menschen umzubringen? Eine ganz besondere Anhänglichkeit hatte Ludwig für die Stiftung seiner Familie, das Kloster Reinhardsbrunn; er fühlte sich da wohl, und oft kehrte er da ein; sein erster Gang war dann allemal in's Spital zu den Kranken, sie zu trösten und zu beschenken. Als ein fränkischer Ritter dem Kloster eine sechsspännige Fuhre Wein weggenommen hatte, zog Ludwig nach Franken, eroberte die Burg des Ritters, und dieser mußte, das blanke Schwert an der Gurgel, um Gnade bitten und sich zum vollen Ersatz des Raubes verpflichten. Ein andermal hatte ein Edler

von Salza Ludwigs Abwesenheit in Italien benutzt, um auf dem Altenberg, im Weichbild des Klosters Reinhardsbrunn, einen sogenannten Burgfrieden, eine Art hölzerner Festung, anzulegen. Als Ludwig aus Italien zurückkam, beklagte sich der Abt von Reinhardsbrunn über diese Gewaltthat; Ludwig versprach Abhülfe. Eines Sonnabends erschien er wie öfters mit einem kleinen Gefolge in Reinhardsbrunn, hatte aber seinen Burgvögten in der Nähe den Befehl zugehen lassen, am nächsten Morgen in aller Frühe bei'm Altenberge mit aller ihrer Mannschaft zu ihm zu stoßen. Am Sonntag mit dem Morgengrauen brach Ludwig von Reinhardsbrunn auf, nachdem er hinterlassen hatte, der Abt möge mit Procession und Messe bis zu seiner Rückkehr warten. Am bestimmten Ort vereinigte er sich mit seinen Vögten, erstürmte die Burg und nahm den Ritter mit seinen Leuten gefangen. In Ketten wurde derselbe nach Reinhardsbrunn geführt, in Ketten mußte er auch vor der Procession hergehen; auf der Station stimmte der Cantor an: „Herr, du hast gedemüthigt den Hoffährtigen!" und frohlockend fiel der Chor ein. Nach der Messe aber ließ Ludwig mehrere Leute des Herrn von Salza, wohl wegen Räuberei auf dem Klostergebiet, hinrichten, ihn selbst ließ er gegen das eidliche Gelübde, fortan das Klostergebiet nicht wieder zu verletzen, frei; allen seinen Mannen aber ließ Ludwig ein Mahl zur Ergötzung bereiten. Nun war ursprünglich festgesetzt, daß die Landgrafen als Schutzvögte des Klosters demselben nicht mit zu häufiger und langer Einquartierung zur Last fallen dürften; fromme Landgrafen wie Ludwig der Milde und der jetzt regierende Ludwig pflegten daher bei einem etwas längeren Besuch im Kloster sich und ihre Leute selbst zu beköstigen und den Rest ihrer Vorräthe den Mönchen zu überlassen. Dießmal aber hatte Ludwig keine Vorräthe mitgebracht, beim Weggang befahl er daher seinem Schatzmeister, Rechnung zu fordern und zu berichtigen. Der Abt wollte in diesem Falle nichts annehmen, und der Schatzmeister drang auch nicht in ihn; als aber Ludwig davon hörte, wurde er sehr unwillig, und der Schatzmeister mußte zur Strafe alles aus seinem Beutel bezahlen.

Im Essen und Trinken war Ludwig so mäßig, daß er, wie ausdrücklich von ihm erwähnt wird, weder Bier noch Häring ge-

noß. Die Keuschheit bewahrte er auch unter schweren Versuchungen, wie uns deren mehrere überliefert sind, auch solche, die sich nicht wohl wiedergeben lassen. „Schweig", rief er einem Diener zu, der ihn bei einem Tanz in Eisenach auf ein reizendes Mädchen aufmerksam machte und sich erbot, ihm dasselbe zuzuführen, „schweig, und wenn dir an meiner Gnade gelegen ist, so mach' mir solch einen Antrag nie wieder; verspare ihn für Leute, die an dergleichen Ausschweifungen Vergnügen finden; ich will nicht selbst das Beispiel geben von Lastern, denen ich Einhalt thun und die ich strafen soll!" Bei einer anderen Gelegenheit äußerte er sich gegen Walter v. Vargula: „ich versichere dich, wenn Ehebruch auch nicht Sünde und schändliches Laster wäre, schon aus Liebe zu meiner Elisabeth würde ich ihn doch nicht begehen, überhaupt nichts vornehmen, was sie im Geringsten betrüben oder kränken könnte!" Begreiflich, daß die in diesem Punkt meist wenig strengen Zeitgenossen ihn den tugendhaften Landgrafen nannten, und daß sein Lebensbeschreiber voll Bewunderung über ihn ausruft: „ein wahrer Joseph an Keuschheit!"

Seinen Leuten war Ludwig ein freundlicher und gütiger, ein wahrhaft gnädiger Herr; gegen die Armen und Geringen erwies er sich stets leutselig und mildthätig. Einst wandelte er auf dem Jahrmarkt in Eisenach auf und ab und kam dabei an die Bude eines kleinen Krämers. „Nährt dich denn dein Kram auch?" fragte Ludwig freundlich. „Nur dürftig, Herr, antwortete der Krämer, aber wenn auch der ganze Kram kaum 10 Schillinge werth ist, so getraute ich mir doch, es damit zu etwas zu bringen, wenn ich nur sicheres Geleit von einer Stadt zur anderen hätte!" „Wohlan", sprach Ludwig, „laß uns Companie machen!" und er gab dem Krämer 10 Schillinge als seinen Antheil am Geschäft und einen Geleitsbrief. Es dauerte nicht lange, so konnte sich der Krämer, dank dem Geleitsbrief, einen Esel anschaffen, der ihn mit seinem Kasten trug. Regelmäßig erschien er zum Jahrmarkt in Eisenach und niemals versäumte er, seinem hohen Geschäftsgenossen die mitgebrachten Waaren zur Auswahl vorzulegen; Ludwig aber hatte solche Freude an der Dankbarkeit und Treue des Händlers, daß er ihn sogar nach Art seines Hofgesindes kleidete. Einmal jedoch als der Krämer allerlei in Venedig eingekaufte

kostbare Waaren in Würzburg auf dem Jahrmarkt feilgeboten hatte und von da weiter zog, überfielen ihn einige fränkische Ritter und nahmen ihm die Waaren sammt dem Esel weg. Betrübt wanderte er nach Eisenach und klagte dem Landgrafen sein Schicksal; Ludwig erklärte sofort, er solle Gut und Thier wieder bekommen. Er bot eine Anzahl seiner Dienstmannen auf und überzog das Würzburger Land mit Krieg. Verwundert ließ der Bischof von Würzburg fragen, was denn diese Fehde zu bedeuten habe. „Ich suche meinen Esel“, erwiderte Ludwig und zog immer weiter bis vor Würzburg. Da erschienen die Bürger vor dem Thor und lieferten ehrerbietig dem Landgrafen die gefesselten Raubritter, den Esel und die Waaren aus. Den Esel und die Waaren stellte Ludwig hocherfreut dem Krämer wieder zu.

Wie hätte ein solcher Mann seine zwar nicht geistig hochbedeutende, aber mit wunderbarer Gemüthstiefe und -innigkeit ausgestattete Gemahlin Elisabeth nicht *lieben* sollen? War sie doch überdieß nach allen Nachrichten mit körperlichem Reiz geschmückt. Das Gesicht brünett und schön geformt, mit dem Ausdruck der Herzensgüte und der Frömmigkeit, die Gestalt mittelgroß und schlank, ernst und züchtig in ihrem Benehmen — so wird sie uns geschildert; sollen doch noch in Marburg viele bloß durch den Anblick Elisabeths von ihren Sünden bekehrt worden sein. Wie hätte aber Elisabeth die Liebe eines so herrlichen Gemahls nicht mit zärtlichster *Gegenliebe* erwidern sollen? Die beiden jugendlichen Gatten nannten sich unter einander gewöhnlich „Bruder“ und „Schwester“. Bei Tische saßen sie, was damals an fürstlichen Höfen nicht Sitte war, neben einander. Kein schöneres Glück konnte sich Elisabeth denken als ein ganz einfaches Leben in fortwährender Gemeinschaft mit ihrem Gatten. „Ich habe mir“, sagte sie einst zu ihm, „ein Leben ausgedacht, wie wir beide so recht glücklich und Gott wohlgefällig leben könnten!“ „Nun“, sagte er, „und was wäre denn das für ein Leben?“ „Ich wollte“, sagte sie, „wir wären recht arme Leute und hätten bloß ein Gütchen, das man mit einem Pfluge bauen könnte, und 200 Schafe; da könntest du ackern und ich die Schafe melken!“ „Ei, meine Schwester“, sagte Ludwig, „wenn wir ein Gut mit 200 Schafen hätten, dann wären

wir ja nicht arme, sondern reiche Leute!“ Sehr häufig begleitete Elisabeth ihren Gemahl auf seinen Reisen; dann ritt sie wohl einmal, nur um in seiner Gesellschaft zu sein, 8 Meilen an einem Tage, ohne mehr als Brot und Wasser zu genießen. Im zweiten Jahr der Ehe reisten sie zusammen mit einem zahlreichen Gefolge zu Elisabeths Vater nach Ungarn, wo sie mit vielen ausgesuchten Lustbarkeiten und kostbaren Geschenken hoch geehrt wurden. So lange Ludwig auf Reisen abwesend war, trug sich Elisabeth als Wittwe; kehrte er zurück, so schmückte sie sich, nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um ihrem Manne zu gefallen, damit er sie allein liebe und sie beide dereinst von dem himmlischen Stifter der Ehe den Preis des ewigen Lebens empfangen möchten. Als Ludwig einst nach sechswöchentlicher Abwesenheit in Italien wieder kam, empfing sie den sehnsüchtig Erwarteten mit tausend Küssen. Einmal war sie während der Messe so in den Anblick des Geliebten versunken, daß sie darüber alle Andacht für die heilige Handlung verloren hatte; als plötzlich der Priester die Monstranz erhob, gerieth Elisabeth, außer sich vor Schmerz über ihre Sünde, in eine Art Verzückung, sie sah, wie Blutstropfen des Gekreuzigten durch die Hand des Priesters fielen; laut weinend warf sie sich im Bußgebet zur Erde und lag noch so, als die Zeit des Frühstücks gekommen war. Niemand wagte sie zu stören, endlich ging Ludwig selbst in die Kapelle, trat zu Elisabeth und fragte sie freundlich, warum sie so lange ausbleibe. Da schaute sie mit verweinten Augen zu ihm auf und erzählte ihm ihre Sünde; Ludwig aber warf sich tief ergriffen und weinend vor Gott nieder, ihm für eine solche Gattin zu danken; dann aber erhob er sich, sagte zu Elisabeth, so könne sie nicht zu Tische kommen; er selbst, nachdem er sich die Augen getrocknet hatte, trat heiter vor die versammelten Gäste, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Ihrem Gott diente überhaupt Elisabeth auch im Ehestand treulich und fleißig nach ihrer Weise. Nicht bloß den Tag über betete sie oftmals sondern auch allnächtlich. Ihre vertraute Dienerin, Wittwe Eisentraud von Hörselgau, hatte die Obliegenheit, sie zur bestimmten Stunde der Nacht durch Berührung der Fußzehe zu wecken, wobei es wohl auch einmal vorkam, daß dieselbe aus Versehn im Dunkeln des Landgrafen Fuß erfaßte. Elisabeth aber

erhob sich auf das gegebene Zeichen aus dem Bette, warf sich vor demselben nieder, wachte und betete, kasteiete sich auch wohl, um ihr Fleisch zu ertödten; Ludwig aber verwies ihr das wohl einmal sanft, ließ sie jedoch gewähren und nahm sie freundlich an der Hand, mit der Bitte, sie möge sich doch nicht allzusehr angreifen. Wie innig und kräftig aber Elisabeths Gebet war, das beweist eine, wenn auch aus etwas späterer Zeit, aus dem ersten Jahre ihres Wittwenstands, uns aufbewahrte Geschichte. Da besuchte eine Edelfrau, Gertrud v. Leimbach, Elisabeth mit ihrem 12—13 jährigen Sohne Berthold. Der Knabe war sehr geputzt, Elisabeth vermahnte ihn, er solle sich doch lieber mit Gott beschäftigen und ihm dienen als der Eitelkeit der Welt. Gerührt bat sie der Knabe, daß sie ihm mit ihrem Gebet zur göttlichen Gnade verhelfen möge. Sie versprach es ihm, sagte aber, er müsse sein Gebet mit dem ihrigen vereinen. Hierauf kniete sie mit ihm nieder und betete inbrünstig vor. „Es ist genug, gnädige Frau", rief der Knabe, „ich kann es nicht mehr aushalten!" Elisabeth aber betete weiter. Da schrie der Knabe laut auf: „Gnädige Frau, ich kann es nicht mehr aushalten!" Elisabeth aber ließ sich noch nicht stören, bis endlich der Knabe von Angstschweiß über und über troff. Bald hernach trat derselbe in den Barfüßerorden.

Nicht selten erschienen auf der landgräflichen Tafel Gerichte, wie Wildpret, Fische und dergleichen, von erzbischöflichen und anderen Kirchengütern, welche sich frühere Landgrafen widerrechtlich angeeignet hatten. Wohl auf Veranlassung ihres Beichtvaters hatte Elisabeth das Gelübde gethan, mit ihren Frauen stets nur rechtmäßig erworbene Speisen zu genießen; sie hatte sich dazu ausdrücklich die Erlaubniß Ludwigs erbeten, und dieser hatte sie mit den Worten ertheilt: „Sehr gern gestatte ich euch das; ich würde es selbst so machen, wenn ich mich nicht vor dem Gerede der Menschen scheute; aber mit Gottes Hülfe gedenke ich bald meinen Stand anders einzurichten!" Da kam es denn vor, daß bei einer prächtigen Mahlzeit für Elisabeth nichts weiter als etwas Honigkuchen, einige kleine Vögel oder gar nur trocknes Brot und Wasser genießbar waren. Dann rief sie wohl ihren Dienerinnen mit scherzhaftem Bedauern zu: „heute dürfen wir nur essen!" oder: „heute dürfen wir nur trinken!" Waren aber einmal bei

einer guten Mahlzeit lauter unverbotene Speisen und Getränke, dann klatschte sie wohl in die Hände und rief: „Heut geht es uns gut! heut können wir essen und trinken!“

Wenn aber Elisabeth schon frühzeitig einen überaus starken Zug zur Versenkung in Gott hatte; wie denn berichtet wird, daß ihr bald auch mancherlei geheimnißvolle Gesichte und Offenbarungen zu Theil wurden, sie aber, in ihrer Seelenkeuschheit, sich um keinen Preis bewegen ließ, davon zu reden: so war sie doch weit entfernt von träger Beschaulichkeit; vielmehr glaubte sie, Gott nur dann lieben zu können, wenn sie um seinetwillen ihren Willen bräche und den Brüdern und Schwestern Liebe erwiese. Mit Wissen ihres Gemahls hatte Elisabeth ihrem Beichtvater unbedingten Gehorsam gelobt, und dieser ließ es an Proben der Demuth, der Geduld, der Selbstentsagung nicht fehlen; der Ungehorsam wurde nicht selten mit Geißelhieben bestraft. So hatte Konrad einmal seinem Beichtkind befohlen, in die Predigt zu kommen; durch einen Besuch ihrer Schwägerin, der Markgräfin von Meißen, war Elisabeth daran verhindert worden; auf der Stelle ließ ihr Konrad sagen, er werde sein Amt als Beichtvater niederlegen; Elisabeth eilte mit ihren Dienerinnen zu dem harten Mann und bat ihn fußfällig um Verzeihung; endlich ließ er sich erweichen, schob die Hauptschuld auf die Dienerinnen und peitschte diese gründlich aus. Schon in jener Zeit trug Elisabeth ein härenes Hemd auf dem bloßen Leibe und geißelte an jedem Freitag sowie während der Fastenzeit, später sogar allnächtlich ihren nackten Rücken.

Mit ihren Dienerinnen spann Elisabeth Wolle und verfertigte daraus Kleider für die Barfüßermönche und für die Armen. Bei armen Leuten erbot sie sich selbst zur Pathenschaft. Arme Wöchnerinnen besuchte sie, auch wenn der Weg weit war, sprach ihnen freundlich tröstend zu und beschenkte sie. Einst klagte eine solche Wöchnerin, daß sie so großen Durst nach Milch, aber niemand zum Melken der Kuh habe; da versuchte Elisabeth selbst die Milch zu schaffen, wurde aber bei ihrem ungeschickten Verfahren von der Kuh übel zugerichtet. Sterbende wartete sie, bei Todten wachte und betete sie; wie sie sich bei frohen Festen gern unter die Geringsten im Volke mischte, so gab sie auch gerne

armen Leuten das Geleit zum Grabe. Während die vornehmen Eisenacherinnen bei ihrem Kirchgang nach dem Wochenbett im höchsten Putze prangten, ging Elisabeth in einem wollenen Gewand barfuß, ihren Säugling auf dem Arm, den steinigen Wartberg hinab, stellte in einer abgelegenen Kirche ihr Kind Gott dar und schenkte die Kleider, die sie dabei getragen, an die Armen.

Selbst in den Elendesten ehrte und liebte sie Christus. Einmal überraschten sie ihre Dienerinnen, wie sie in einem versteckten Theil des Gartens einen entsetzlich aussehenden Bettler wusch, nachdem sie ihm zuvor die Haare geschoren hatte. Auf der Naumburg hatte sie einst einen Aussätzigen gebadet und darauf in ihr Ehebett gelegt; ihre Schwiegermutter, die überhaupt Elisabeths Neigung nach dieser Seite hin höchlich mißbilligte, war dießmal auch noch besorgt, daß ihr Sohn angesteckt werden könnte; sie führte denselben an das Bett und sagte: „Nun siehe, wie Elisabeth dein Lager mit Krankheitsstoff befleckt!“ Doch bei'm Anblick des Kranken, so berichtet der Lebensbeschreiber, war es Ludwig, als sähe er den leidenden Christus selbst da liegen, denn „Gott hatte ihm das inwendige Auge geöffnet“. Eine Sage lautet: Als Ludwig mit Elisabeth aus Ungarn heimgekehrt war, gab er seinen Reisegefährten sowie vielen anderen Edelleuten ein großes Fest auf der Wartburg. Eben wollte man zu Tische gehen, da fehlte die Landgräfin. Diese hatte auf der Treppe des Ritterhauses einen armen kranken Mann getroffen, der sie um eine Gabe ansprach; da sie ihr Taschengeld bereits ausgegeben hatte, verhieß sie ihm Speise zu schicken; der Arme aber bat flehentlich, sie möge ihm doch etwas schenken, seine Blöße zu bedecken; Elisabeth warf ihm ohne Zögern ihren seidenen Mantel, himmelblau mit eingestreuten goldenen Figürchen, zu, wagte jedoch nicht, ohne Mantel bei Tafel zu erscheinen. Das meldete der Truchseß dem Landgrafen, dieser begab sich selbst zu Elisabeth, und siehe als sie ihm den Hergang erzählte, da meldete eine ihrer Dienerinnen, der Mantel sei wieder da. Christus, so sagte man, hatte in Gestalt des Bettlers Elisabeths Barmherzigkeit prüfen wollen. Der Mantel gelangte später in den Besitz des Barfüßerklosters und war, in ein Meßgewand umgewandelt, noch lange da zu sehen. Unreine Luft konnte Elisabeth eigentlich nicht vertragen; trotzdem

ging sie selbst im heißen Sommer in Krankenstuben, deren Geruch ihre Dienerinnen nicht auszuhalten vermochten. So oft sie zum h. Abendmahl ging, wusch sie einigen Aussätzigen Hände und Füße und küßte sogar ihre Beulen. Um einer größeren Anzahl von Kranken eine dauernde Pflege angedeihen zu lassen, gründete sie am Fuß der Wartburg ein Hospital mit 28 Betten, in welchem namentlich auch arme kranke Kinder Aufnahme fanden; diese pflegten Elisabeth zu umringen, wenn sie von der Wartburg herab zu ihnen kam, nannten sie ihre Mutter und waren glückselig über die kleinen Geschenke, die sie ihnen mitbrachte; Elisabeth aber streichelte ihnen die Köpfe und drückte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihr Herz.

Schon in den ersten Regierungsjahren Ludwigs, 1217 und 1218, war eine große Theurung gewesen und in Folge derselben ein entsetzliches Sterben. Wahrscheinlich war zu der öfters erwähnten Geldnoth Ludwigs damals bereits der Grund gelegt worden. Die Theurung hatte auch in den folgenden Jahren nicht ganz aufgehört, steigerte sich aber von neuem, als im Sommer 1225 unmittelbar vor der Ernte der Sturm die Halme ausschlug. In diesem und dem folgenden Jahre 1226 — Ludwig war bei dem Kaiser in Italien — herrschten Hungersnoth und Seuchen in Thüringen und den Nachbarländern, das Elend war schrecklich. Da war Elisabeth der gütige helfende Engel. Von nah und fern strömten die Armen nach der Wartburg, Elisabeth ließ alle Kammern öffnen und gab hin, was sie hatte, unter 400 Arme ließ sie Tag für Tag Almosen austheilen. Sogar ihre Kleider verschenkte sie an Arme, damit sie dieselben verkauften uud dann arbeiteten; denn, sagte sie, wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Als die Erntezeit herbeikam, theilte sie Schuhe, Hemden, Sicheln an die Armen aus und rüstete sie so zur Erntezeit. Eine Frau war über ein solches Geschenk so entzückt, daß sie ausrief, eine so große Freude habe es noch nie in der Welt gegeben, und todt niederfiel. An diese Zeit knüpft die von Dichtern und Malern viel verherrlichte Sage an, Landgraf Ludwig habe, unwillig über die Verschwendung seiner Gemahlin, dieser die fernere Unterstützung der Armen untersagt; im Drang der erbarmenden Liebe habe sie gleichwohl in einem Korbe von der Wartburg armen Leuten

Brot bringen wollen; auf dem Wege sei ihr der Landgraf begegnet, und da Elisabeth verlegen geworden, habe er ihren Ungehorsam geahnt und ihr zornig befohlen, den Korb aufzudecken; siehe da seien die Brote im Korb in Rosen verwandelt gewesen. Diese Sage ist aber, obgleich vor allen anderen bekannt, nicht allein ungeschichtlich, sondern auch ungerecht. Als Landgraf Ludwig aus Italien zurückkam, machten ihm seine Schatzmeister Vorstellungen über die nach ihrer Meinung allzugroße Mildthätigkeit seiner Gemahlin; da antwortete ihnen Ludwig: „laßt sie doch immerhin Gutes thun und um Gottes willen geben, so viel sie will; sorgt nur, daß ich die Wartburg und die Neuenburg für mich behalte!" und dazu fügte er das Wort der Schrift: „Drei schöne Dinge sind, die beides Gott und Menschen wohlgefallen, wenn Brüder eins sind, die Nachbarn sich lieb haben und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen!"

Kaiser Friedrichs II. Aufruf zum Kreuzzug hatte auch in Ludwigs Herzen Widerhall gefunden; aus der Hand des Bischofs von Hildesheim hatte er das Kreuz genommen. Daß der Kaiser dem Landgrafen die Anwartschaft auf Meißen mit einem jährlichen Ertrag von 2000 Mark als Preis für seine Theilnahme am Kreuzzug verliehen habe, ist nicht richtig. Allerdings hat ihm der Kaiser 4000 Mark versprochen, wenn er mit ihm zöge, nur nicht als Lohn, sondern um dem Landgrafen, der von früher her und besonders seit der Theurung in Geldnoth war, die ihm höchlich erwünschte Theilnahme am Kreuzzug zu ermöglichen. Ludwig trug bei seiner Rückkehr auf die Wartburg das Kreuz nicht angeheftet, sondern in seiner Geldtasche; er wollte seine Gemahlin, die ihr drittes Kind unter dem Herzen trug, nicht in vorzeitige Angst versetzen. Doch als er einst in Elisabeths Gegenwart die Geldtasche öffnete, oder nach anderer Angabe, als Elisabeth im Scherz dieselbe untersuchte, bemerkte sie plötzlich das Kreuz, und vor Schrecken ohnmächtig sank sie zu Boden. Ludwig richtete sie wieder auf und redete ihr liebreich zu; Elisabeth fand sich bald zurecht, und die beiden Gatten gelobten das Kind, welches ihnen geboren werden sollte, dem Dienst des Herrn in einem Kloster. Im Angedenken aber, daß er all sein Gut der gütigen Hand des Herrn zu verdanken habe, beschloß Ludwig, alle seine Ritter, die

ihm folgen würden, sowie mehrere Geistliche und Aerzte auf seine Kosten über das Meer zu setzen.

Nachdem die ganze Ausrüstung zum Kreuzzug vollendet war, versammelte Ludwig die Edlen des Landes in Kreuzburg, hielt mit ihnen Rath über Landesangelegenheiten und ermahnte sie dringend, das Volk mit Mäßigung und Gerechtigkeit zu regieren und unter einander Frieden zu halten. Darauf sprach er folgendermaßen zu ihnen: „Liebe Freunde und Gefährten, ihr vom hohen Adel und ihr von der Ritterschaft, es ist euch allen, ja jedermann im Volk zur Genüge bekannt, wie zur Zeit meines Vaters blutige Kämpfe und Kriege, Feindseligkeiten und Zwistigkeiten das Land verheerten. Sein Muth brachte Völker und Reiche in Bewegung, daß sie wider ihn murrten. Seine Hochherzigkeit und Großmuth aber waren Ursache, daß er bei Königen und Herren in Achtung stand, und daß sein Name allen Ehrfurcht einflößte. Mir hat Gott gleich Salomo, dem Sohn des Königs David, Ruhe und Frieden verliehen. Seht euch um, alles erfreut sich dieses Segens. Eurer Liebe und eurem Schutz empfehle ich jetzt mein Weib, meine Kinder und meine geliebten Brüder. Mit Freuden vertraue ich dieses Land Verwandten uud Freunden sowie allen friedlich gesinnten Menschen und ziehe fort im Namen Jesu Christi. Ich bitte euch daher alle, flehet zum Herrn, daß er mich euch wiedergebe, wenn es seiner Gnade gefallen sollte. Mich und euch, die ihr mir unterthan seid, unterwerfe ich in allem seiner Macht und Herrlichkeit". Bei diesen Worten standen die Edlen und Ritter alle tieferschüttert von Schmerz und Sorge, alle weinten über den Abschied des geliebten vortrefflichen Fürsten. Nachdem aber Ludwig alle zur Verwaltung des Landes nöthigen Verfügungen getroffen hatte, besuchte er noch die Klöster, ließ sich von Mönchen und Nonnen den Segen ertheilen und empfahl sich ihrer Fürbitte. In seinem geliebten Reinhardsbrunn wurde er von allen empfangen wie ein lieber Vater; nur kurze Zeit verweilte er; nachdem er von den Klosterbrüdern Weihe und Segen erhalten, nahm er von allen, Alt und Jung, Abschied, dann hob er noch die kleinen Schulknaben auf seine Arme, herzte sie und küßte sie. Lautes Schluchzen bezeugte den allgemeinen Schmerz; Ludwig selbst weinte, sprach seine Ahnung gegen die Brüder aus, daß sie ihn, ihren

Beschützer, für immer verlieren würden; „aber", sagte er, „ich weiß auch gewiß, daß der Höchste zum Dank für meine Kreuzfahrt euch zu seiner Zeit helfen wird nach seiner großen Barmherzigkeit, darum bitte ich ihn jetzt und immer in allen meinen Gebeten!" Von Reinhardsbrunn begab sich Ludwig, um Johannis 1227, nach Schmalkalden, wohin er die ihm nächst Stehenden geladen hatte. Seinem Bruder Heinrich Raspe ertheilte er, unter Ermahnungen, vor allem den Weg des Herrn zu wandeln, an dessen Segen alles gelegen sei, den Auftrag, die Eitersburg am Ettersberg bei Weimar, die dem dortigen Kloster zum Schaden erbaut sei und die zu schleifen ihm schon sein Vater geboten habe, nach seiner Abreise zu brechen. Nachdem er hierauf von allen Abschied genommen, empfahl er seinen Brüdern noch seine Gemahlin und Kinder; als er seine Mutter zum Abschied küßte, versagten ihm vor Schmerz fast die Worte. Darnach stieg er mit seinen Edlen zu Pferde, noch einmal überschaute er das zahlreich versammelte Volk und grüßte es liebevoll. Elisabeth, die ihrem Gemahl von Ort zu Ort bis hierher nachgezogen war, vermochte sich nicht von ihm zu trennen; bis zur Grenze des Landes begleitete sie ihn. Da mahnte der treue Schenk von Vargula, die Zeit sei abgelaufen, es müsse geschieden sein. Ludwig wandte sich zu Elisabeth, hielt ihr seinen Siegelring hin und sprach: „siehe diesen Ring an, meine Schwester; unter seinem Stein ist das Bild des Lammes Gottes mit der Fahne; er ist die Bürgschaft meiner Bestellungen an dich, das untrügliche Zeichen meines Lebens und Todes! Segne dich Gott, meine heißgeliebte Schwester, gesegnet sei die Frucht deines Leibes; mit ihr halte es dereinst, wie wir ausgemacht haben!" Das waren seine letzten Worte; er zog fort, Elisabeth kehrte wehklagend auf die Wartburg zurück, wo sie alsbald ihre fürstlichen Gewänder ab- und das Wittwenkleid anlegte.

Ludwig gelangte mit seinem Heer, dem sich um seines Namens willen unterwegs immer zahlreichere Schaaren angeschlossen hatten, wohlbehalten beim Kaiser in Unteritalien an und wurde von diesem mit hoher Freude bewillkommt. Doch noch während der Vorbereitungen zur Ueberfahrt in Brindisi fing er an sich unwohl zu fühlen. Schon fiebrig fuhr er mit dem ebenfalls leidenden

Kaiser nach Otranto zum Besuch der Kaiserin Jolantha. Hier wurde das Fieber so heftig, daß er sich auf sein Schiff zurückziehen und zu Bett legen mußte. Als in kurzem sein Zustand bedenklich wurde, ließ er den Patriarchen von Jerusalem rufen und sich von diesem die letzte Ölung ertheilen. Nachdem er auch noch das h. Abendmahl empfangen hatte, entschwand ihm allmählich das Bewußtsein. „Seht ihr nicht", rief er, „die schneeweißen Tauben da? mit ihnen muß ich von hinnen fliegen!" Mit diesem Worte verschied er. Trauer und Schrecken verbreitete die Nachricht von seinem Tode unter seinen Mannen. „O unser geliebter Herr", riefen sie jammernd, „wie sind wir nun im fremden Land verlassen, du Stern unserer Augen, du Held unserer Kreuzfahrt, du Hoffnung unserer Rückkehr, o wehe uns!" Feierlich begruben sie die Leiche ihres Herrn, dann fuhren sie über nach dem heiligen Land.

Nach Thüringen aber zog eine Gesandtschaft mit der Todesbotschaft. Als dieselbe auf der Wartburg ankam, getraute man sich nicht, Elisabeth das Geschehene mitzutheilen; endlich übernahm es die Landgräfin Sophie. In Begleitung einiger Edelfrauen begab sie sich zu Elisabeth, welche ihr ehrerbietig und herzlich entgegenkam. „Erschrick nicht, liebe Tochter, sprach Sophie, über die Nachricht, die ich dir vom Schicksal meines Sohnes, deines Gemahls, zu bringen habe!" Elisabeth meinte, er wäre in Gefangenschaft gerathen, und erwiderte: „Ist mein Bruder gefangen? nun so wird er mit Gottes und unserer Freunde Hülfe schon wieder frei werden!" „Er ist todt!" brach die Mutter aus. „Todt, todt ist er, rief Elisabeth die Hände ringend und windend, nun ist mir die Welt todt, todt alles, was Reiz hat in der Welt!" Damit sprang sie auf und lief wie von Sinnen durch ihre Gemächer, bis sie mit dem Kopf vor eine Wand stieß. Sie drückte ihr Haupt gegen die Wand und ließ sich nur widerwillig hinwegziehen. Aller Augen, sagt der Erzähler, waren in Thränen gebadet über den Herrn und den Jammer der Herrin; der Tröster war dahin, doch der die Wittwen und Waisen tröstet, der Geist von oben, besänftigte und erquickte mit seinem Trost das Herz auch dieser Armen.

Und wie sehr bedurfte sie dessen unter den schweren Prü-

fungen, die nun über sie kamen! Heinrich Raspe ergriff als Vormund von Ludwigs fünfjährigem Sohn Hermann mit seinem jüngeren Bruder Konrad die Regierung. Elisabeths Feinde am Hof gewannen die Oberhand, es entstanden Mißhelligkeiten, und wahrscheinlich kurz nachdem Elisabeth ihre zweite Tochter Gertrud geboren hatte — die erste hieß Sophie —, wies Heinrich Raspe in fast unglaublicher Rohheit und Härte seine Schwägerin aus der Wartburg. Mitten im Winter, December 1227 oder Januar 1228, mußte Elisabeth die Wartburg verlassen, und da Heinrich Raspe den Eisenachern verboten hatte sie aufzunehmen, so mußte sie lange in den schmutzigen Straßen der Stadt umherirren, bis sie zuletzt in einer elenden Herberge ein Unterkommen für die Nacht fand, in einem Raum, welcher dem Wirth als Rumpelkammer und Schweinestall diente. Am anderen Morgen ging sie zur Frühmette in die Franziskanerkirche, pries Gott und bat die Mönche, ein Tedeum zu singen, daß der Herr ihr Trübsal sende. „Wir müssen uns wohl“, sagte sie, „so etwas gern gefallen lassen. Es geht uns hiermit wie dem Schilf im Wasser; schwillt das Wasser, so biegt sich das Schilf und taucht unter, und das Wasser fließt darüber hin, ohne es zu verletzen; läuft dann das Wasser ab, so richtet sich das Schilf wieder auf und wächst gekräftigt frisch und fröhlich. So müssen auch wir zuweilen gebeugt und gedemüthigt werden, damit wir uns auch nachher, wenn die Trübsal vorüber ist, frisch und fröhlich wieder aufrichten!“ Im Lauf des Vormittags wurden ihr ihre Dienerinnen mit den Kindern von der Wartburg nachgeschickt; sie wußte aber nicht, wo sie ohne Geld in der Kälte Zuflucht suchen sollte; von einem Priester erhielt sie, doch nur gegen ein Unterpfand, etwas Nahrung. Da bekam sie von der Wartburg die Anweisung, in das Haus eines offenkundigen Widersachers zu ziehen; hier wurde ihr von allen Räumen nur ein enges Kämmerlein überlassen, und auch da suchten ihr die Wirthsleute den Aufenthalt durch unfreundliches Benehmen zu verleiden. Sie konnte nicht dableiben; als sie das Haus verließ, nahm sie Abschied von den Wänden; „den Menschen“, sagte sie, „wollte ich ja gerne danken, aber ich weiß nicht wofür!“ Nachdem ihre Kinder, man weiß nicht wohin, auch nicht ob alle oder nur die zwei größten, in Pflege gegeben worden, bezog sie

ihre erste Herberge wieder, und hier scheint sie den ganzen noch übrigen Winter zugebracht zu haben. Niemand in Eisenach schien die Wohlthäterin der Armen und der Kranken mehr zu kennen. Als Elisabeth eines Tages auf dem Weg zur Kirche, wie man bei schmutzigem Wetter genöthigt war, die Schrittsteine benutzte, kam ihr auf denselben ein altes Weib entgegen, welches gar manches Mal Almosen von ihr empfangen hatte; die Alte, anstatt Elisabeth auszuweichen, stieß sie so, daß sie in den Koth fiel und über und über beschmutzt wurde; lächelnd stand sie auf und wusch den Schmutz ab. Bei allen diesen Gemüthserschütterungen ist es wohl erklärlich, daß die ohnehin schwärmerische Elisabeth während jenes Winters oftmals in förmliche Verzückung gerieth. Eines Tages in den großen Fasten, als sie in der Messe auf den Knieen liegend lange unverwandt nach dem Gekreuzigten auf dem Altar geschaut hatte, fiel sie daheim nach dem Genuß von etwas Speise in einen heftigen Schweiß, lag den Tag über bald mit geschlossenen, bald mit offenen Augen da, vergoß jetzt einen Strom von Thränen und lächelte dann wieder wie verklärt; am Abend rief sie plötzlich: „Ja, Herr, du willst mit mir sein, und ich will mit dir sein und mich niemals von dir trennen!" Als ihre Dienerin in sie drang, ihr doch zu sagen, mit wem sie so rede, antwortete sie nach längerem Zaudern: „Ich sah den Himmel offen und den süßen Jesus, meinen Herrn, sich zu mir neigen und mich über meine vielfachen Widerwärtigkeiten trösten; und so lange ich ihn sah, war ich froh und lächelte, wandte er aber sein Antlitz ab, als wollte er sich von mir entfernen, so mußte ich weinen; da erbarmte er sich meiner, wandte mir sein holdseligstes Antlitz zu und sprach: ‚willst du mit mir sein, so will ich mit dir sein!' und darauf antwortete ich ihm, was du gehört hast!"

Im Frühling 1228 ließ endlich Elisabeths Mutterschwester, die Aebtissin Mathilde in Kissingen, ihre Nichte mit den Kindern und den Dienerinnen nach Kissingen kommen, und ihr Mutterbruder, der Bischof von Bamberg, wies ihr sein Schloß **Botenstein** zum Wohnsitz an. Er dachte stark daran, seine erst zwanzigjährige, jugendlich schöne Nichte wieder zu verheirathen. Als er ihr aber diesen Plan mittheilte und ihre Dienerinnen darüber heftig erschraken, weil sie bereits mit ihnen das Gelübde der Ehelosigkeit

abgelegt hatte, sprach Elisabeth zu ihnen: „Mein Vertrauen auf Gott ist so unerschütterlich, daß ich gewiß bin, er wird mein Gelübde gegen allen menschlichen Rath und Willen schützen; wollte mich mein Oheim wirklich wider meinen Willen jemandem geben, so würde ich mich mit Wort und That widersetzen, und hätte ich keinen anderen Ausweg, diesem Schicksal zu entgehen, so würde ich mir heimlich die Nase abschneiden; so verstümmelt würde mich doch niemand haben wollen!"

Während Elisabeth auf Schloß Botenstein wohnte, kehrten die Kreuzfahrer aus dem heiligen Land zurück. In Otranto gruben die mit Ludwig ausgezogenen thüringischen Edlen die Leiche ihres Herrn aus, legten die ausgekochten Gebeine in einen Schrein, auf welchem ein silbernes, reich mit Edelsteinen verziertes Crucifix lag, luden denselben auf ein Maulthier und zogen damit der Heimath zu. An jedem Orte, wo sie übernachteten, wurden die Gebeine in die Kirche gesetzt, die Nacht hindurch Gebete gesprochen und am Morgen Messe gelesen; die Kirche wurde zum Andenken mit einem Stück des Purpurs beschenkt, in welchen die Gebeine gewickelt waren. Als der Zug nahe vor Bamberg war, wurde es dem Bischof gemeldet, und dieser rief alsbald Elisabeth herbei, die Gebeine ihres Gemahls in Empfang zu nehmen. Unter Glockengeläute und ungeheuerem Zudrang des Volkes wurden dieselben von der gesammten Geistlichkeit mit Singen und Beten feierlich eingeholt und nach der Hauptkirche geleitet. Hier wurde der Schrein vor Elisabeth niedergesetzt und geöffnet; laut betete sie: „Ich danke dir, Herr, daß du das Flehen deiner Magd erhört und mich die Gebeine meines Geliebten hast sehen lassen, daß du mich würdigst, bei ihnen zu weinen, um meine gebeugte Seele zu tröſten und zu stärken; ich murre nicht darüber, daß er sich und mich dir zum Schutz des heiligen Landes geopfert hat, ob ich ihn auch von ganzem Herzen liebte; du, mein Gott, weißt es, daß ich gern alle Lust und Herrlichkeit der Welt hingegeben hätte, wenn du in deiner Huld ihn mir länger gelassen hättest, mein ganzes Leben würde ich gern in Armuth und Elend zugebracht haben, so lange ich mich seines Anblickes hätte erfreuen dürfen, wenn es dein Rathschluß gewesen wäre; nun aber befehle ich ihn und mich deinem Willen, nicht um das kleinste Haar meines Hauptes, auch wenn ich es

könnte, möchte ich ihn gegen deinen Rathschluß zurückrufen!“ Als sie so gebetet, drängte sie ihre Thränen zurück und wandte sich weg. Nach dem Gottesdienst aber beschied sie die thüringischen Edlen in einen Garten; hier theilte sie ihnen mit, welche Ungerechtigkeit und Kränkung sie hatte erdulden müssen, und der Bischof, ihr Oheim, forderte vier der Edlen auf, seine Nichte mit nach Thüringen zu nehmen und da für ihr Witthum zu sorgen; sie versprachen es willig.

Auf die Nachricht, daß die Gebeine Ludwigs in Reinhardsbrunn eingetroffen seien, versammelten sich daselbst Edle und Herren und eine große Menge Volks aus Städten und Dörfern, Reiche und Arme, allen voran die Mutter und die Brüder des Verstorbenen, zum feierlichen Leichenbegängniß, bei welchem Heinrich Raspe zum Seelenheil seines Bruders dem Kloster 10 Hufen Land schenkte. Als die Feier vorüber und die übrigen Trauergäste weg waren, traten die vier Ritter, denen der Bischof von Bamberg den Schutz Elisabeths anbefohlen hatte, mit dieser vor Heinrich Raspe, und Schenk Rudolf v. Vargula redete denselben an: „Schmerzlich hat uns die Kunde betroffen, die wir vernommen haben, ja wir haben uns geschämt, da man öffentlich von Eurer Unehrbarkeit und Ungerechtigkeit redet. Lieber Herr, was habt Ihr gethan? Die betrübte Wittwe Eures allerliebsten Bruders, die Tochter des edlen Königs von Ungarn, habt Ihr, statt sie zu trösten und in Ehren zu halten, unehrlich und lästerlich, ohne Grund aus ihrer Behausung getrieben, hinaus in Armuth und Elend. Die armen Waisen Eures Bruders, denen Ihr ein getreuer Vormund sein solltet, hat man der Mutter ihrer Dürftigkeit wegen nehmen müssen. O wie sehr habt Ihr die brüderliche Treue vergessen! Was konnte Euch doch ein armes, krankes Weib schaden, wenn Ihr sie auf dem Schlosse wohnen ließet? Ihr habt leider ein großes Uebel gethan, habt Gott sehr erzürnt, habt Euch selbst beschimpft und ganz Thüringen geschändet; und ich fürchte wahrlich, daß der grimme Zorn Gottes das ganze Land dafür züchtigen werde, es sei denn, daß Ihr Euch im Guten, wie sich's geziemet, mit der tugendreinen Frau, Eurer Schwester und Schwägerin Elisabeth, versöhnt und ihr Genugthuung gewähret, wie man es für Recht erkennen wird!“ Alle waren erstaunt über die kühnen

Worte des Schenken; Heinrich Raspe aber stand erst betroffen da und fing dann an bitterlich zu weinen. „Es ist mir von ganzem Herzen leid, was ich gethan habe", sprach er, nachdem Elisabeth sich entfernt hatte, „und um vor ihren Augen wieder Gnade zu finden, will ich alles thun, was sie begehrt und was Ihr verlangt, soweit ich es irgend vermag!" Schenk Rudolf erwiderte: „Das zu thun, gebühret Eurer fürstlichen Ehre und Gerechtigkeit, Herr, so ihr anders, was Ihr verbrochen, wieder gut machen und Gottes Zorn vermeiden wollt!" Heinrich Raspe aber antwortete: „Ich will es gern so machen, wie Ihr es für gut befindet!" Als dieser Bescheid Elisabeth überbracht wurde, sagte sie: „Des Landes und der Leute, Burgen, Städte und Dörfer begehre ich nicht; denn bei solchen Dingen wird der Mensch von weltlicher Eitelkeit erfüllt und im Dienste Gottes träge; ich verlange bloß mein Leibgedinge, und was mir mein lieber Bruder in Gnaden als solches verwilligen will, das gebe er mir in Geld, damit ich es nach meiner Nothdurft gebrauchen mag, Gott zum Lobe und zum Troste meiner armen Seele wie der Seele meines lieben Buhlen, dessen Tod ich nimmer verwinden werde!" Hierauf verwilligte ihr Heinrich Raspe 500 Mark jährlich, später auch noch Marburg mit Zubehör, wie das Ludwig bei seiner Vermählung mit Elisabeth bestimmt hatte. Auch die Rechte von Ludwigs Kindern wurden festgestellt. Elisabeth kehrte mit ihnen auf die Wartburg zurück.

Aber wohl wurde ihr da bei dem jetzt wieder wie zu Landgraf Hermanns Zeit glänzenden und eitlen Hofleben nicht. Schon am Charfreitag 1229 legte sie in der Franziskanerkirche zu Eisenach öffentlich das Gelübde ab, ihrem eigenen Willen, Eltern, Kindern und Freunden, aller Ehre und aller Pracht dieser Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen oder als Klausnerin von Almosen zu leben. Ihr Beichtvater Konrad bestand jedoch darauf, daß sie von ihrem Witthum leben und die Schulden ihres verstorbenen Gemahls bezahlen müsse, und erst nach längerem Widerstreben willigte er ein, daß sie die Wartburg verließ und sich nach M a r b u r g zurückzog. Hier wohnte sie zuerst im Dorfe Wehrda in einem verfallenen Bauernhause, der Hitze wie der Kälte ausgesetzt. Da besonders ihre Augen vom Rauch des Bauernhauses allzu sehr litten, so ließ

sie sich in Marburg selbst ein schlichtes Häuschen von Holz und Lehm erbauen, in welchem sie dann mit ihren vertrauten Dienerinnen und Kammerfrauen, Irmengard, Eisentraud und Guta, in das graue Gewand der Franziskanerinnen gekleidet, die übrige Zeit ihres Lebens wohnen blieb. Von hier aus gründete sie aus dem Ertrag ihres Witthums und dem Erlös ihres Schmuckes, mit einem Aufwand von 5000 Mark Silber, ein dem heiligen Franziskus geweihtes Hospital, welches sie später dem deutschen Orden übergab. Ihre beiden Schwäger waren Anfangs sehr unwillig über den Bau des Hospitals, weil er auf landgräflichem Lehngut errichtet war; ja in einem Schreiben an den Papst nannten sie denselben einen einfältigen Streich der Elisabeth; später, als Konrad Hochmeister des deutschen Ordens geworden war, beschenkte er sowohl wie sein Bruder das Hospital mit vielen Gütern.

Die Einkünfte von ihrem Leibgedinge gab Elisabeth sofort den Armen. Als sie einmal dieselben erhalten hatte, berief sie die Armen und Schwachen im Umkreis von zwölf Meilen um Marburg auf einen Tag zu sich; unter diese vertheilte sie ihre 500 Mark; damit aber nicht einer zum Schaden anderer zweimal Almosen bekäme, ging sie umher und gebot, alle sollten sich setzen und ihren Platz nicht verlassen, wer dawider handle, dem solle der Kopf halb geschoren werden. Ein Mädchen, Namens Hildegund, welches seine kranke Schwester im Hospital besucht hatte, kam erst später und ging, da sie das Gebot nicht gehört hatte, von einem Ort zum andern; sie wurde als Uebertreterin vor Elisabeth geführt, und diese ließ dem Mädchen ohne weiteres seine auffallend schönen Haare abscheeren. Als nun Hildegund bitterlich zu weinen begann und von verschiedenen Seiten ihre Unschuld bezeugt wurde, sagte Elisabeth: „Wenigstens wird sie mit solchen Haaren nicht mehr zum Tanze gehen!“ Sie fragte darauf das Mädchen, ob sie wohl einmal daran gedacht habe, ein besseres Leben zu führen. „Ja“, antwortete diese, „hätten mich nur meine schönen Haare nicht gedauert, so diente ich wohl längst Gott als eine Nonne!“ „Dann“, erwiderte Elisabeth, „ist es mir lieber, daß du deine schönen Haare eingebüßt hast, als wenn mein Sohn Kaiser geworden wäre!“ Das Mädchen

entsagte wirklich der Welt und trat als dienende Schwester in Elisabeths Hospital ein.

Vor allem widmete sich Elisabeth der Pflege der Kranken, und zwar am liebsten der Pflege der mit ekelhaften Übeln Behafteten. Sie nahm solche in ihre Wohnung, ja in ihr Bett und wusch ihnen selbst die schmutzige Wäsche. Noch bei ihrem Tode befand sich in ihrer Stube ein Knabe mit einem so bösartigen Ausschlag auf dem Kopf, daß er kein Haar mehr hatte. In solchem Krankendienst fühlte sich Elisabeth so glücklich, daß sie einst, während sie einen Kranken wusch und speiste, zu einer ihrer Dienerinnen sagte: „Wie wohl ist uns doch nun, daß wir so unsern Herrn Jesus waschen, speisen, baden und tränken!" Die Dienerin bemerkte indessen: „Ja Euch, Herrin, ist wohl; ob auch den Anderen, weiß ich nicht!" Eifrig spann Elisabeth Wolle; den Erlös opferte sie der Kirche oder den Armen. Noch wird in der Elisabethkirche zu Marburg ein Teppich bei der Feier des heiligen Abendmahls ausgebreitet, den Elisabeth gefertigt und in den sie die Geschichte vom verlornen Sohn gewoben hat. Ihr eigenes, graues Gewand war über und über geflickt, ganz buntscheckig geworden und so dünn, daß es die Kälte nicht mehr abhielt. Die vielen Löcher in ihrem Kleid kamen besonders daher, daß sie am Feuer stehend betete und dann in Andacht versunken die Funken nicht bemerkte, die auf sie fielen, sondern sie ruhig brennen ließ. Aus derselben Ursache ließ sie auch oft die elenden Speisen, die sie kochte — sie genoß nur in Wasser gekochtes, ungesalzenes Gemüse —, noch dazu verbrennen, zum großen Verdruß ihrer Dienerinnen. Gleichwohl durften ihr diese das Kochen nicht abnehmen, so wenig wie das Ausspülen der Gefäße. Sie verlangte überhaupt, die Dienerinnen sollten sie als ihresgleichen behandeln, sie „Du" nennen und bei Tisch neben ihr sitzen. Sehr richtig hielt ihr Irmengard entgegen: „Das möchte für Euch gut sein, uns aber könnte es zur Ueberhebung gereichen!" Elisabeth ging aber nicht ab; „nein", sagte sie, „du mußt dich auf meinen Schooß setzen!" und sie nahm dieselbe wirklich auf den Schooß.

Ihren Willen beugte Elisabeth unbedingt und rückhaltlos unter die Zucht ihres Beichtvaters Konrad. Sie sagte einmal:

„Das Leben der Schwestern vom heiligen Franziskus ist das verachtetste; gäbe es ein noch verachteteres, ich würde es erwählt haben; ich hätte ja einem der Bischöfe oder Äbte, welche Besitzungen haben, Gehorsam geloben können; aber ich habe geglaubt, mit Meister Konrad besser zu fahren, weil er ein vollständiger Bettler ist und ich so in diesem Leben gar keine Stütze mehr habe; ich fürchte den Meister Konrad am meisten, aber als an Gottes Stelle, und wenn ich ihn so fürchte, wie muß ich erst Gott fürchten!“ Ein fürchterlicher Zuchtmeister war Konrad in der That. Mit Klugheit und Kraft wahrte er die Rechte Elisabeths gegenüber ihren Schwägern. Auch Einzelnes in seiner Seelenpflege dürfte wohl anzuerkennen sein, namentlich wenn er Elisabeth gebot, von ihrem Witthum zu leben und ihres Gatten Schulden zu bezahlen, oder wenn er ihr untersagte, ansteckende Kranke zu pflegen, wenn er ihr verbot, nach Franziskanerweise von Thür zu Thür betteln zu gehen, allenfalls auch wenn er sie anwies, den Armen nie mehr als Ein Geldstück, und als sie das zu oft wiederholte, ihnen nur Brot, und als sie ganze Brote schenkte, ihnen nur Brotschnitten zu reichen. Aber solche angemessene Anordnungen gingen doch nur aus seiner wohlgemeinten, aber unbarmherzig ausgeführten Absicht hervor, Elisabeth durch völlige Brechung ihres eigenen Willens zur Heiligen zu vollenden, und vertrugen sich daher bei ihm sehr wohl mit den grausamsten, ja widersinnigsten Mißhandlungen. So gebot er wohl Elisabeth erst dies und dann wieder das gerade Gegentheil; überschritt sie in ihrer Lebhaftigkeit die von ihm gesteckte Grenze nach der einen oder nach der andern Seite, so strafte er sie mit Backenstreichen, nicht selten sogar mit Stockprügeln. Zuweilen stellte er sie wohl auch auf die Probe, indem er ihr für einen Augenblick freien Willen ließ; sobald sie aber von solcher Freiheit nicht den gewünschten, d. h. wenn sie von derselben überhaupt Gebrauch machte, ließ er sie um so härter büßen. Einst hatte er ihr befohlen, mit ihm nach Kloster Altenberg bei Wetzlar zu gehen, wo ihre Gott geweihte Tochter Gertrud erzogen wurde; die Vorsteherin des Klosters bat Konrad, Elisabeth den Eintritt in's Kloster zu erlauben. „Mag sie doch eintreten“, sagte er, „wenn sie will!“ Elisabeth nahm das als Einwilligung und

ging hinein; da erklärte Konrad, sie habe schwere Strafe verwirkt und müsse sich derselben unterziehen; da Elisabeths Dienerin zwar nicht mit im Kloster gewesen war, aber die Pforte aufgeschlossen hatte, fiel sie in dieselbe Verdammniß; und so mußte denn Bruder Gerhard Elisabeth und ihre Dienerin mit einem dicken, langen Stocke schlagen, indeß Konrad sang: „Herr, erbarme dich!" An beiden Gezüchtigten waren die Spuren der Schläge noch drei Wochen nachher zu sehen. Da Elisabeth eine junge und trotz aller Kasteiungen noch schöne Wittwe war, so unterließen wenigstens im Anfang die Lästerzungen natürlich nicht, ihrem Verkehr mit Konrad eine üble Bedeutung unterzulegen. Als einmal der treue Schenk Rudolf v. Vargula Elisabeth von den bösen Gerüchten erzählte, die über sie und Konrad im Umlauf seien, setzte sie ihm erst das wahre Verhältniß auseinander, dann aber zeigte sie ihm ihren mit Geißelwunden wie besäeten Rücken und sagte: „Da sehet ihr die Beweise der Liebe, welche der heilige Priester zu mir trägt, und die ich zu Gott trage!" Da sich Elisabeth am Umgang mit ihren Dienerinnen oder vielmehr Freundinnen erfreute, so hielt es Konrad um ihrer Vollendung willen für geboten, die Dienerinnen zu entfernen und Elisabeth zur Uebung in der Entsagung und Geduld einen Laienbruder, der ihre Geschäfte besorgen sollte, eine rohe Ordensschwester und eine alte, taube, zänkische adelige Wittwe zur Gesellschaft zu geben. Kein Wunder, wenn durch solche Erziehung in Elisabeth mehr und mehr auch die natürliche Liebe ertödtet wurde. Ihr Vater, der König Andreas von Ungarn, hätte sie gern bei sich gehabt, schickte auch einen besonderen Gesandten an sie mit einer dringenden Einladung, doch an seinen Hof zu kommen; ohne das geringste Zögern wies Elisabeth solche Einladung ab. Ihre Kinder hatte sie schon bald nach ihrer Niederlassung in Marburg von sich gegeben; hatte sie doch Gott ausdrücklich um Gleichgültigkeit gegen dieselben gebeten, damit sie sich ungetheilt Fremden in ihrer Noth hingeben möchte; und wirklich hatte sie es erreicht, von sich sagen zu können: „Ich sorge für meine Kinder wie für jeden meiner Nächsten, ich habe sie Gott übergeben, er mache es mit ihnen, wie er will!" Daß sie in den Stand der Ehe getreten sei, bedauerte sie jetzt. Ja, sie war nicht allein dem Fleisch, sondern auch

dem rein Menschlichen abgestorben, zur katholischen Heiligen gereift.

Da nahte, nach etwa anderthalbjährigem Aufenthalt in Marburg, ihre letzte Stunde. Schon einige Zeit vorher hatte sie, wie erzählt wird, im brünstigen Gebet eine sanfte Stimme von oben vernommen: „Komm, o allerliebste Freundin, in die Wohnung, die ich dir von Ewigkeit her bereitet habe!" Als sie Konrad besuchte, der krank darnieder lag, und dieser sie fragte, wie sie nach seinem Abscheiden ihr Leben einzurichten gedenke, antwortete sie: „Ich sterbe eher als Ihr; Ihr werdet bald wieder gesund sein, mein Tod aber ist ganz nahe!" Vier Tage danach wurde sie krank, und 14 Tage dauerte ihre Krankheit. Einige Tage vor dem Tode fing sie an, im Schlaf in wunderbaren Tönen zu singen; wenn sie dann erwachte, sagte sie, sie habe ein Vöglein singen hören und da habe sie auch singen müssen. Auf's liebreichste redete sie zu ihren nun wieder zugelassenen Dienerinnen als zu Freundinnen und vermahnte sie auf's herzlichste. Gleichsam als wollte sie den bösen Feind abwehren, rief sie einmal: „Fleuch, fleuch! nur von Gott und von seinem Sohne wollen wir sprechen, es ist Mitternacht, da unser Heiland geboren ist und der Welt einen neuen Stern geschaffen hat, den keiner gesehen hatte!" Schmerzen litt sie nicht. Ganz kurz, ehe sie starb, sagte sie: „Jetzt kommt die Zeit, da der Allmächtige die rufen wird, die seine Freunde sind!" Darauf schlief sie sanft ein, am 19. November 1231, noch nicht ganz 24 Jahre alt. Vier Tage lag ihre Leiche ohne Verwesungsgeruch, am fünften wurde sie feierlich in der Kapelle ihres Hospitals begraben.

Während die ältesten Zeugen, vor allen Konrad von Marburg und die Dienerinnen der Elisabeth, kein bei Lebzeiten verrichtetes Wunder von ihr berichten, geschahen deren außerordentlich viele und große nach ihrem Tod an ihrem Grabe. Diese Wunder wurden 1232 vom Erzbischof von Mainz und mehreren anderen hohen Geistlichen geprüft und aufgezeichnet, und auf Grund derselben trug sowohl der Erzbischof wie Konrad von Marburg beim Papst auf die Heiligsprechung Elisabeths an. Ja siehe da, im darauf folgenden Jahr fingen auch die Gebeine Ludwigs an, wunderthätig zu wirken; von nah und fern walleten

Blinde und Lahme sowie sonstige Krüppel nach Reinhardsbrunn zu seinem Grab als zu einer Wunderheilanstalt oder gelobten sich nach damaliger Weise daheim mit Opfergaben zu dem Heiligen; so daß, wie Ludwigs Lebensbeschreiber sagt, dieser fromme Mann im Leben dem Kloster Reinhardsbrunn viele Wohlthaten erzeigte, noch viel mehr aber im Tode. Indessen wenn auch Ludwig, nicht zum Geringsten wegen dieser Wunder nach dem Tode, vom Volk den Beinamen des Heiligen erhielt, den er ja auch aus anderen Ursachen so wohl verdient, davon verlautet nichts, daß auch nur ein Antrag auf seine Heiligsprechung in Rom gestellt worden wäre; dem römischen Begriff von Heiligkeit entsprach Ludwigs Leben doch nicht völlig. Hingegen Elisabeths Heiligsprechung verzögerte sich zwar einige Zeit; als aber Landgraf Konrad 1233 in Rom war, um sich vom Bann lösen zu lassen, des Papstes hohe Gunst erlangt hatte und nun auch die Heiligsprechung seiner Schwägerin eifrig betrieb, gewann die Angelegenheit einen rascheren Gang. Der Papst ließ 1234 durch den Bischof von Hildesheim und mehrere Aebte eine nochmalige Untersuchung über Elisabeths Wunder anstellen; und da dieselbe durchaus günstig ausfiel, so wurde in einem Konsistorium der Kardinäle Elisabeth unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen und ihr Sterbetag zu ihrem jährlichen Gedächtnißtag bestimmt.

Darauf fand am 2. Mai 1236 die feierliche Erhebung der heiligen Gebeine statt. Eine große Zahl von Bischöfen hatte sich hierzu in Marburg eingefunden, eine solche Unmasse Volks aus den höchsten und den niedrigsten Ständen, daß die Angaben darüber unglaublich klingen, und Kaiser Friedrich II. selbst. Der ungeheure Zug begab sich nach dem Grabe Elisabeths, wo die ganze landgräfliche Familie versammelt war, voran der Kaiser mit der Krone auf dem Haupt, aber barfuß und im Büßergewand. Der Kaiser und mehrere Fürsten hoben den Sarg aus der Gruft, die Bischöfe trugen ihn an den zur Schaustellung für das Volk bestimmten Platz der Kirche, wo er geöffnet wurde, und der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt. Nach der Handlung setzte der Kaiser der Heiligen eine goldene Krone auf das Haupt und führte dann den jungen Landgrafen Hermann zu den Gebeinen seiner Mutter. Diese wurden darauf in einen

bleiernen Sarg gelegt und in einer Kapelle aufgestellt. Später erbauten die Deutschordensherren zu Ehren der Heiligen die Elisabethkirche in Marburg, eine der schönsten unter den vielen schönen Kirchen des Mittelalters. In einem kostbaren Grabmal von vergoldetem Silber, auf welchem in wunderbarer Kunst Elisabeths fromme Thaten dargestellt waren, und an welchem sich noch im Jahr 1810 nicht weniger als 824 Edelsteine, zum Theil von unschätzbarem Werth, befanden, wurden die Gebeine Elisabeths aufbewahrt. Bis zur Reformation wallfahrteten zahllose Pilger zu dieser Stätte. In der Reformationszeit ließ Landgraf Philipp von Hessen, ein Nachkomme Elisabeths, in wenig zartem Sinn das Grabmal öffnen und den Bleisarg mit den Gebeinen eingraben, man wußte lange nicht wo. Unter König Hieronymus von Westfalen wurde das Grabmal nach Kassel gebracht und stand da, der meisten Edelsteine beraubt und vielfach verstümmelt, längere Zeit im Vorzimmer eines französischen Officiers. Im Jahr 1814 wurde dasselbe wieder in der Elisabethkirche aufgestellt, diese selbst wurde von 1847 an wieder hergestellt, und bei dem Bau fand man unter dem Grabmal des Hochmeisters Konrad in einem Steinsarg den Bleisarg mit den Gebeinen der heiligen Elisabeth.

VII. Die Zeit des Niedergangs.

Von 1247 bis 1382.

---

1. Thüringen mit Meißen vereinigt.

Nach Heinrich Raspes Tod wurden von drei Seiten Ansprüche auf die erledigten Lande erhoben: vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen aus dem Hause **Wettin**, welches seit 1127 die Markgrafschaft Meißen erblich besaß, durch seine Mutter Jutta, die älteste Tochter Landgraf Hermanns I., einem

Schwestersohn Heinrich Raspes; ferner von der Herzogin Sophie von Brabant, der ältesten Tochter Landgraf Ludwigs des Heiligen für ihren dreijährigen Sohn Heinrich das Kind; endlich vom Grafen Siegfried von Anhalt, dem Sohn von Heinrich Raspes jüngerer Schwester Irmengard; dieser beanspruchte wenigstens einen Theil des Erbes.

Heinrich der Erlauchte, 1247—1264, welchen Heinrich Raspe schon 1242 auf den Fall seines kinderlosen Todes mit der Landgrafschaft Thüringen und der Pfalzgrafschaft Sachsen hatte belehnen lassen, bemächtigte sich jetzt eines großen Theils von Thüringen; Sophie setzte sich in Hessen fest; die thüringischen und hessischen Herren aber, auch benachbarte Fürsten machten sich den Widerstreit der Erbansprüche sowie den unsicheren Zustand des Reichs zu Nutze; Raubschlösser wurden in Menge erbaut, zahllose Fehden verwüsteten das Land, das Faustrecht herrschte. Doch gelang es 1248 dem eifrigen Anhänger Heinrichs, dem Schenken Walter v. Vargula, in einem glücklichen Treffen einen Theil des unbotmäßigen thüringischen Adels gefangen zu nehmen und zum Versprechen der Huldigung zu zwingen; Heinrich selbst verjagte den Anhalter, der bei Oldisleben ein verschanztes Lager bezogen hatte; und im folgenden Jahr erkannten die meisten thüringischen Vasallen Heinrich als ihren Herrn an. Hierauf verglich sich 1250 Sophie mit Heinrich dahin, daß sie ihm bis zur Entscheidung durch Kaiser oder Reichsfürsten die Lande zu getreuen Händen übergab. Als aber Heinrich 1252 vom König Wilhelm von Holland in seinen Erbansprüchen bestätigt worden war und Sophie sah, wie sich dessen Macht in Thüringen immer mehr befestigte, nahm sie die Verwaltung von Hessen an sich und drang darauf, daß sich Heinrich mit ihr dem Schiedsspruch der Reichsfürsten unterwerfe. Heinrich war bereit, auf Hessen zu verzichten, behauptete dagegen sein Recht auf Thüringen; denn, so heißt es, als er sich mit seinen Freunden berieth, sprach der Edle von Schlotheim zu ihm: „Herr und Fürst, das Thüringerland ist edel und reich; weder übergebet noch theilet es; will Sophie nicht mit Hessen zufrieden sein, so seid Ihr ja mächtig in Meißen, Osterland und Thüringen und könnt ihr gut widerstehen; und wenn Ihr einen Fuß im Himmel und den anderen auf der Wartburg hättet, so müßtet

Ihr den vom Himmel ziehen und auch auf die Wartburg setzen!“ Da kam 1254 Sophie mit ihrem Sohn selbst nach Thüringen. Die Eisenacher, die Heinrich gehuldigt hatten, schlossen die Thore vor ihr; zornig ergriff sie eine Axt und hieb so gewaltig gegen das Georgenthor, daß man noch nach 100 Jahren die Spuren davon sehen konnte; endlich wurde sie, besonders auf die Vorstellungen ihres Anhängers, des Rathsherrn Heinrich von Velsbach, eingelassen. Zur Schlichtung des Erbstreites schlug sie Heinrichen ein Gottesurtheil vor: er solle mit zwanzig thüringischen Herren sein näheres Recht beschwören. Heinrich ging darauf ein; zur festgesetzten Zeit erschien er in der Dominikanerkirche zu Eisenach, und als er vernahm, daß die zum Schwur vom Priester auf den Altar gelegte Reliquie eine von Sophie mitgebrachte Rippe ihrer Mutter sei, sagte er lächelnd: „Die Herzogin, meine Base, meint wohl, weil sie eine Rippe ihrer Mutter mitgebracht habe, könnte ich sie nicht aus Thüringen vertreiben!“ und leistete mit seinen Eideshelfern den verlangten Schwur. Sophie, laut weinend vor Zorn, beschuldigte Heinrich des Meineids und warf ihm ihren zerrissenen Handschuh vor die Füße.

So kam es zu dem thüringischen Erbfolgekrieg 1256—1263. Sophie hatte den mächtigen Herzog Albrecht von Braunschweig, der ohnehin auch Erbansprüche machte und die ganze Landschaft um Eschwege, Witzenhausen und Wanfried besetzt hielt, durch die Vermählung ihrer Tochter mit ihm und seiner Schwester mit ihrem Sohn zum Bundesgenossen gewonnen. In den ersten drei Jahren drehte sich der Kampf vornehmlich um die in Heinrichs Gewalt befindliche Wartburg und das von braunschweigisch-brabantischen Truppen besetzte Eisenach; Albrecht und Sophie hatten die Oberhand. Als aber Albrecht nachher in Holstein beschäftigt war, bemächtigte sich 1262 Heinrich von der Wartburg aus Eisenachs; mehrere Anhänger Sophiens mußten mit dem Tode büßen; der Rathsherr Velsbach wurde auf einer Blide, einer Wurfmaschine, von der Wartburg nach der Stadt geschleudert, noch während des Wurfes soll er gerufen haben: „Und Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!“ Im folgenden Jahr, 1263, drang zwar Albrecht mit mehreren anderen Fürsten wieder siegreich in Thüringen vor; er wurde aber in

seinem Lager bei Wettin vom Schenken von Vargula und den Söhnen Heinrichs überfallen und mit einer großen Menge von Fürsten und Edlen gefangen genommen. Dieser Schlag führte zum Frieden; Heinrich das Kind bekam Hessen mit der Landschaft an der Werra, welche Albrecht herausgeben mußte, und nannte sich von da an Landgraf von Hessen; Heinrich dagegen behielt Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen. Zur Feier des Sieges und Friedens hielt Heinrich 1263 ein berühmt gewordenes prächtiges Turnier in der ihm stets treu verbündet gewesenen Stadt Nordhausen; in einem Garten, der für das Ritterstechen hergerichtet war, stand ein Baum von gediegenem Silber mit silbernen und goldenen Blättern; wer sich beim Stoß des Gegners im Sattel hielt, empfing als Preis aus Frauenhand ein silbernes, wer seinen Gegner aus dem Sattel hob, ein goldenes Blatt; acht Tage lang dauerte das Spiel, welches mit Tänzen und Banketten abwechselte. Heinrich war besonders durch die Erträge der Freiberger Bergwerke so reich, daß man sagte: „Wenn das Königreich Böhmen oder ein anderes feil würde, Markgraf Heinrich könnte es kaufen!“ Er ehrte und pflegte die Dichtkunst, war nach allen Seiten hin mildthätig und freigebig; vorzüglich aber seiner Pracht- und Glanzliebe hat er den Beinamen des Erlauchten zu verdanken.

Schon während des Erbstreites hatte Heinrich Thüringen hauptsächlich durch seinen Stiefbruder, Graf Hermann von Henneberg, den er für seine Ansprüche als zweiter Sohn der Jutta mit der Herrschaft Schmalkalden abgefunden hatte, später durch diesen und durch seinen ältesten Sohn Albrecht verwalten lassen; 1262 hatte Heinrich sogar schon eine Theilung seiner Länder mit seinen zwei Söhnen vorgenommen. Während nämlich bei den früheren Herrschern Thüringens das Erstgeburtsrecht gegolten hatte, wurde im wettinschen Hause das Land gleichmäßig unter die Söhne vertheilt. Die von Heinrich vorgenommene Theilung trat nach Beendigung des Krieges in Kraft. Meißen und die Lausitz behielt er für sich, das Osterland übergab er seinem zweiten Sohne Dietrich, Thüringen aber mit der sächsischen Pfalz seinem älteren Sohn Albrecht.

Albrecht der Unartige oder Entartete, 1264—1308,

zog 1268, wie einst sein Vater auch gethan, mit einer Anzahl Vasallen dem deutschen Orden gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe und erwarb sich da die Rittersporen. Ein Zwist, der bald nachher zwischen ihm und seinem Bruder ausbrach, wurde durch den Bischof von Naumburg, den Oheim der Entzweiten, geschlichtet. Gegen seinen Vater bekundete er eine so feindselige Gesinnung, daß dieser ihn eidlich verpflichtete, hinfort nichts gegen ihn zu unternehmen. Vornehmlich aber bewies sich Albrecht als den Entarteten durch sein Verhalten gegen Gattin und Söhne. Er war seit seinem 14. Jahr vermählt mit Margarethe, einer Tochter des Hohenstaufenkaisers Friedrich II.; drei Söhne und zwei Töchter hatte ihm dieselbe geboren; er lebte aber in Ehebruch mit dem Hoffräulein Kunigunde von Eisenberg, von welcher er auch einen Sohn Apitz hatte. Nach langen und schweren Mißhandlungen sah sich Margarethe genöthigt, die Wartburg zu verlassen. Der Sage nach hatte Albrecht einen Eselstreiber, welcher täglich Lebensmittel auf die Burg brachte, durch Versprechungen und Drohungen zur Ermordung seiner Gemahlin angestiftet. Dieser konnte sich lange nicht zur That entschließen, und als er sich endlich auf wiederholtes Andringen des Landgrafen in Margarathens Schlafgemach geschlichen hatte, entdeckte er ihr seinen Auftrag und bat sie, sich und ihn zu retten. Auf den Rath des Schenken Albrecht v. Vargula, welchen Margarethe zu sich rufen ließ, beschloß sie schleunige Flucht. Beim Abschied von ihren Kindern biß sie im heftigen Schmerz ihren Lieblingssohn Friedrich so in die Backe, daß dieser davon den Beinamen „der Gebissene" oder „mit der gebissenen Wange" erhielt. Mit zweien ihrer Frauen und dem Eselstreiber wurde darauf Margarethe in einem Korb aus einem Fenster des Ritterhauses hinabgelassen; zu Fuß floh sie nach Kraienberg, von wo sie der Abt von Fulda erst nach Fulda und dann nach Frankfurt bringen ließ. Hier trat sie in ein Nonnenkloster ein, starb aber vor Gram schon nach sieben Wochen. Margarethens Söhne nahm ihr Oheim Dietrich zu sich; Albrecht aber vermählte sich mit Kunigunde, die nach damaliger Sitte bei der Trauung ihren Bastard Apitz als sogenanntes Mantelkind unter ihrem Mantel trug und ihn so zum ehelichen Sohn Albrechts machte.

Während Albrecht nun durch schlechte Wirthschaft nicht bloß sein Hauswesen, sondern auch sein Land zerrüttete, so daß die thüringischen Herren einmal 600 Mark zusammenschossen, um das an den Landgrafen von Hessen versetzte Weißensee auszulösen und das Land von den räuberischen Hessen zu befreien, trachtete er auf der anderen Seite, Thüringen seinem Liebling Apitz zuzuwenden. Als er durch Geschenke und Versprechungen einige der mächtigsten Herren im Lande für seinen Plan gewonnen hatte, kam es zwischen ihm und seinen Söhnen Friedrich dem Gebissenen und Diezmann — der älteste, Heinrich, scheint sich schon damals zu seinem Schwiegervater nach Schlesien zurückgezogen zu haben — 1279 zur offenen Fehde, zum sogenannten thüringischen Hauskrieg. Friedrich nahm den ersten Rath Albrechts gefangen und entließ ihn nur gegen ein hohes Lösegeld; dadurch wurde Albrecht so gereizt, daß er Friedrichen, als dieser 1281 in seine Gefangenschaft gerieth, ein Jahr lang in harter Kerkerhaft hielt. Erst nach dem Tode Kunigundens 1286 und der Vermählung Albrechts mit der verwittweten Gräfin Elisabeth von Arnshaug söhnten sich Vater und Söhne mit einander aus. Als aber 1288 Heinrich der Erlauchte starb und fast die Hälfte seines Landes an Albrecht fiel, übergab dieser seinem Apitz eine Reihe von Schlössern und Besitzungen in Thüringen und reizte dadurch seine Söhne Friedrich und Diezmann zu neuer Feindseligkeit. Friedrich nahm seinen Vater gefangen und war Willens, ihn lebenslänglich gefangen zu halten, ließ ihn jedoch 1289 auf Vermittelung vieler thüringischer Großen gegen einen Vergleich frei. Gleichwohl währte wegen Albrechts verschwenderischer Verwaltung der Hader fort, bis 1290 Albrecht seinem Sohne Diezmann urkundlich versprach, nichts mehr ohne seine Einwilligung zu veräußern und ihm die Landschaft Thüringen zu vererben.

Um den durch diesen Hauskrieg schwer geschädigten Landfrieden in Thüringen herzustellen, kam Ende 1289 Kaiser Rudolf von Habsburg nach Erfurt und weilte beinah ein Jahr daselbst. Er ließ, hauptsächlich durch die Erfurter, 66 Raubburgen zerstören; auf den Trümmerstätten derselben sollen die Erfurter gleichsam als ihr Wahrzeichen Waid gesäet haben; 29 in Ilmenau gefangene Räuber wurden in Erfurt enthauptet. „Holla, holla,

hoscha, das Land ist der Boßen!“ hatte der trotzige Spruch der Räuber gelautet; einigermaßen war nun doch das Land der Gewalt der Boßen, d. h. Bösen entrissen. Auf dem Reichstag, den Rudolf in Erfurt hielt, erschien Landgraf Albrecht mit seinen Söhnen und Vasallen in außerordentlicher Pracht; zur Feier des Reichstags schlug er auf dem Petersberg 16 junge Edelleute zu Rittern und beschenkte sie reichlich mit Waffen und Pferden.

In Albrechts Gesinnung aber hatte Rudolfs Erscheinung in Thüringen keine Aenderung hervorgebracht. Als 1291 Friedrich Tutta oder der Taute, der einzige Sohn seines Bruders Dietrich, starb und Friedrich der Gebissene und sein Bruder Diezmann nach Dietrichs Bestimmung Osterland und Meißen erbten, machte Albrecht nochmals einen Versuch, seinem Apitz Thüringen zu verschaffen. Als ihm das nicht gelang, verkaufte er 1293 aus Rache Thüringen, mit alleinigem Vorbehalt der Wartburg und ihrer Zugehörungen auf Lebenszeit, sowie seine Ansprüche auf Meißen und die Lausitz für 12000 Mark an den neuen deutschen König Adolf von Nassau (1293). Ohne auf den Einspruch der erbberechtigten Söhne zu achten, forderte dieser die thüringischen Vasallen zur Huldigung auf. Viele derselben, insbesondere im nördlichen Thüringen, weigerten sich. Da kam im Herbst 1294 Adolf mit einem Söldnerheer vom Rhein und aus Schwaben nach Thüringen und brach in die Grafschaften am Harz ein. Greulich wütheten da die königlichen Rotten; die Kirchen wurden geplündert, die Klöster ausgeraubt, die Nonnen geschändet, die Dörfer verwüstet, die Bauern nackt ins Elend gestoßen. In Gangloffsömmern fanden die Plünderer nur zwei alte Frauen; sie zogen ihnen die Kleider aus, beschmierten sie mit Theer, wälzten sie dann in Bettfedern herum und trieben sie unter lautem Gespött nach dem Lager. In der Gegend des Schlosses Raspenberg verwüsteten sie eine Mühle und ein Dorf, dann drangen sie in das nahe Nonnenkloster, schändeten die Nonnen und trieben tollen Muthwillen; da bot aber der Herr von Raspenberg die Besitzer der benachbarten Schlösser auf, man überfiel die Räuber, verstümmelte sie und schickte sie so beschimpft zum König; das damals entstandene thüringische Spottlied auf die Schwaben, denen man so heimgeleuchtet hatte, kann wegen seiner allzu großen Derb-

heit hier nicht wiedergegeben werden. Der König Adolf ließ wohl, als er dazu kam, wie eine Rotte seiner Soldaten die Ordenskapelle in Vippach ausplünderte, die Plünderer einzeln herausholen und jedem die rechte Hand abhauen; aber im Allgemeinen vermochte er selbst sein Kriegsvolk nicht im Zaum zu halten; dem Grafen von Hohnstein, der ihm über die Greuel seines Heeres Vorstellungen machte, antwortete er: „Ich kann meine Soldaten nicht im Schubsack führen!“ Mühlhausen hatte willig dem König seine Thore geöffnet; aber die zügellosen Schaaren desselben verübten Frevel auf Frevel, und der König blieb taub gegen die Bitten der Bürger; da riefen die Sturmglocken die wehrhafte Bürgerschaft zusammen, und nach blutigem Kampfe mußte das königliche Heer in wilder Verwirrung aus der Stadt fliehen, der König selbst entging, in unscheinbare Kleider gehüllt, mit knapper Noth der Rache der wüthenden Bürger. Aus den verödeten Grafschaften am Harz zog Adolf sengend und brennend über die Saale; der Winter nöthigte ihn endlich zum Rückzug an den Rhein; in den eroberten Städten aber hatte er Besatzungen zurückgelassen. Im Sommer 1295 erschien Adolf mit einem frischgeworbenen Heere. Dießmal wurde besonders die Gegend um Gotha und vor dem Wald schwer heimgesucht, Salzungen erobert, ebenso nach hartnäckigster Vertheidigung Kreuzburg. Im folgenden Jahre 1296 drang Adolf bis vor Freiberg in Meißen, um sich der dortigen Silberbergwerke zu bemächtigen; nach 16 monatlicher Belagerung gewann er die Stadt endlich durch Verrath; um seine von Adolf widerrechtlich gefangengehaltenen Getreuen auszulösen, übergab Friedrich der Gebissene diesem gegen gewisse Bedingungen auch noch die letzten Städte, die er besaß. Eine Zeit lang ritt er nun mit drei Pferden und einem Knecht im Land umher und mußte sich von seinen Treuen Unterhalt erbitten. Adolf aber, nachdem er Vögte über die eroberten Länder gesetzt hatte, verkündigte von Altenburg aus, daß er die Fürstenthümer Meißen, Osterland und Thüringen siegreich dem Reiche unterworfen habe. Kaum aber hatte er sich nach dem Rhein gewendet, so erhoben sich Friedrich und Diezmann wieder; Adolf aber fiel 1298 in der Schlacht bei Göllheim in der Rheinpfalz durch die Hand seines Gegenkönigs Albrecht von Oesterreich.

In kurzer Zeit hatten Friedrich und Diezmann den größten Theil ihrer Länder sich unterworfen. Mit ihrem Vater hatten sie sich ausgesöhnt; und zumal als Friedrich die Tochter von Albrechts dritter Gemahlin Adelheid aus früherer Ehe, Elisabeth von Arnshaug, wie eine Nachricht behauptet, nach vorgängiger Entführung und mit nachträglicher Einwilligung von Vater und Schwiegermutter geheirathet hatte, Apitz aber 1300 gestorben war, lebten Vater und Söhne in Frieden mit einander, während die Großen und die Städte des Landes fortwährend in Fehde lagen. Aber der neue König Albrecht behauptete, sein Vorgänger habe die wettinschen Lande für das Reich erkauft; die Eisenacher, welche reichsunmittelbar zu werden wünschten, riefen ihn gegen die Markgrafen an; Landgraf Albrecht trat wegen neuen Zwistes mit seinen Söhnen auf einem Hoftag zu Fulda sein Recht an den König ab; dieser erklärte Friedrich und Diezmann in die Reichsacht, machte noch im Herbst 1306 von Böhmen aus einen verheerenden Streifzug ins Meißner- und Osterland und schickte den ihm günstigen Städten Vögte mit Kriegsvolk zu. Schnell legten die Söhne ihre Mißhelligkeiten mit dem Vater bei und entsetzten im Verein mit ihrem Schwager, dem Herzog von Braunschweig, die von den Eisenachern und Erfurtern belagerte Wartburg. Als hierauf Albrecht den bedrängten Eisenachern den Grafen Wildenau mit starker Mannschaft zu Hülfe schickte, plünderte dieser zwar weit und breit in Thüringen, belagerte auch die Wartburg, konnte sie aber nicht erobern, wurde vielmehr selbst von den Landgräflichen gefangen genommen und starb im Kerker. Wahrscheinlich während dieser Belagerung, Anfang 1307, vielleicht noch später, schlich sich Friedrich mit einer Schaar Getreuer auf die Wartburg, holte da seine Gemahlin und sein Töchterchen ab, geleitete sie eine Strecke weit durch den Wald und ließ sie dann durch einen Jäger nach dem Tenneberg in Sicherheit bringen. Hieraus hat sich die liebliche Sage gebildet: als Friedrich auf der Wartburg belagert wurde, gebar ihm seine Gemahlin ein Töchterlein; ein Geistlicher war nicht auf der Burg, Friedrich beschloß daher, sein Kind nach Schloß Tenneberg zu bringen und da vom Reinhardsbrunner Abt taufen zu lassen; mit 12 tapferen Mannen hatte er Nachts die Amme mit dem Kinde schon durch die feindlichen Wachen geführt,

als diese seiner gewahr wurden und ihn zu verfolgen begannen; da fängt das Kind an, zu schreien, die Amme sucht vergebens, es zu beruhigen, es begehrt die Brust; „halt“, ruft Friedrich, als er das von der Amme hört, „mein Kind soll trinken, ob es auch das ganze Thüringerland kostete!“ Damit legt er seine Lanze zur Vertheidigung ein, die Feinde lassen betroffen von der Verfolgung ab, und glücklich erreicht er mit seinem Kind den Tenneberg. Kaum war jedoch die Belagerung der Wartburg abgeschlagen, so drangen mehrere Vögte Albrechts mit starken Schaaren sengend und brennend, raubend und plündernd in das Osterland ein. Friedrich und Diezmann zogen ihnen entgegen. In Leipzig ließen sie sich zum Kampfe einsegnen; nach empfangener Weihe gürtete sich Friedrich das Schwert um mit den Worten: „Es ist besser, wir sterben im Kampf, als daß wir das Elend unseres Volkes sehen; Gott helfe uns, wie wir für die gerechte Sache streiten!“ Als ihm sein Knappe den Helm aufband, sprach er der Sage nach zu demselben: „Binde heute drei Lande auf — Meißen, Oster- und Pleißnerland — oder keins!“ Bei Lucka im Altenburgischen kam es zur Schlacht; die kaiserlichen Vögte mit ihren schwäbischen Söldnerschaaren wurden dermaßen geschlagen, daß einzelne Flüchtlinge sich vor Angst in aufgeschnittene Pferdeleiber, andere in Backöfen verkrochen, und das Sprüchwort entstand: „Es wird dir glucke, wie den Schwaben bei Lucke!“ In demselben Jahr noch starb Diezmann, nach einer Sage an einem Dolchstich, den ihm ein Diener während der Frühmesse in der Thomaskirche zu Leipzig versetzt hatte; den Anstifter des Mordes, einen Grafen, soll Friedrich später mit eigner Hand erlegt haben. Als es mit Diezmann zum Sterben ging, fragte man ihn, wo er begraben sein wolle; er antwortete: „Im Kloster Reinhardsbrunn, am Orte unserer Ahnen; aber o wehe, ich Sünder bin nicht werth, begraben zu werden, wo so viele Heilige und Edle ruhen; so begrabt mich denn, wo ihr wollt!“ Albrecht der Unartige hatte sich schon früher, einem Vertrag mit Friedrich gemäß, nach Erfurt zurückgezogen, wo er durch sein schlechtes Haushalten noch öfters in Noth und Mangel gerieth, bis er 1314 daselbst starb.

Friedrich mit der gebissenen Wange, der Gebissene, auch der Freudige genannt, 1308—1324, gewann

nach dem kinderlosen Tode seines Bruders alsbald die meisten Vasallen desselben für sich. Kaiser Albrecht, der bereits ein Jahr vorher auf einer Heerfahrt nach Böhmen unter argen Verheerungen durch Thüringen gezogen war, erschien von neuem und suchte sich von dem ihm anhangenden Eisenach aus des Landes zu bemächtigen; er mußte jedoch unverrichteter Dinge abreisen; und sein Versprechen an die Eisenacher, baldigst mit einem Heere wiederzukommen, konnte er nicht erfüllen, denn er wurde kurz darauf in der Schweiz von seinem Vetter Johann von Schwaben ermordet. Auf die Nachricht davon unterwarf sich Eisenach und weiterhin ganz Thüringen, Osterland und Meißen Friedrich dem Gebissenen. Nur mit den Erfurtern, welche sich weigerten, die von seinem Vater an sie veräußerten Besitzungen herauszugeben, hatte Friedrich noch mehrere Jahre Fehde. Die Erfurter wurden von Mühlhausen und Nordhausen sowie mehreren thüringischen Herren unterstützt und von dem neuen deutschen König, Heinrich VII. von Luxemburg, welcher die Ansprüche des Reichs auf Thüringen und Meißen wieder aufgenommen hatte, in ihrem Widerstand bestärkt. Schließlich belagerte Friedrich Erfurt, zerstörte die Weinberge und die kostbare Wasserleitung der Stadt, und durch innere Unruhen wurden die Erfurter zum Nachgeben genöthigt. König Heinrich aber ließ, als er 1310 seinen Römerzug antrat, durch Bevollmächtigte den langen Streit schlichten, und Friedrich wurde mit Meißen und Thüringen belehnt; das Pleißnerland mit Altenburg, Zwickau und Chemnitz wurde ihm vorläufig nur auf zehn Jahre überlassen, blieb aber fortan ihm und seinem Hause. Auch die von seinem Bruder an den Markgrafen Waldemar von Brandenburg verpfändete Lausitz forderte Friedrich jetzt von diesem zurück. Darüber kam es zwischen ihm und Waldemar, den Erfurtern und deren Verbündeten, Mühlhausen und Nordhausen, den Aebten von Fulda und Hersfeld und den Grafen von Weimar zum Krieg. Friedrich gerieth 1312 in Waldemars Gefangenschaft. Als Preis seiner Freiheit mußte er diesem außer Anderem sämmtliche Vesten des Oster- und Pleißnerlandes abtreten. Der Sage nach weigerten sich jedoch seine Vögte, die ihnen anvertrauten Schlösser auszuliefern, wofern es ihnen nicht ihr Herr selbst und ungezwungen beföhle; als nun Friedrich hingebracht wurde, um ihnen seinen Willen kundzuthun, nahmen ihn

seine Vögte von einem Hinterhalt aus gefangen und führten ihn nach Altenburg; scherzend soll derjenige, der ihn gegriffen hatte, gesagt haben, er habe gemeint, der Landgraf werde doch wohl lieber sein eigner als der Feinde Gefangener sein. Durch einen späteren Vertrag, sowie durch die Verwirrung in Brandenburg beim Aussterben des askanischen Fürstenhauses erlangte Friedrich zwar nicht die Lausitz, doch ziemlich alles in diesem Krieg Verlorene wieder; die Erfurter mußten wegen Hungersnoth und Pest auf harte Bedingungen hin Frieden schließen, und ihre Verbündeten vertrugen sich mit Friedrich. Für gewöhnlich lebte von der Zeit an Friedrich auf der Wartburg im Kreise der Seinen, von seinen langjährigen schweren Kämpfen etwas ausruhend, aber stets bemüht, durch Hebung der Sicherheit und des Wohlstandes die entsetzlichen Wunden zu heilen, welche erst der Erbfolge- und dann der Hauskrieg seinen Ländern geschlagen hatte. Auch des Sinns für Wissenschaft und Kunst scheint er nach einigen vereinzelten Andeutungen nicht entbehrt zu haben; wenigstens hören wir, daß er sich einen eigenen Astronomen hielt; und als im Jahre 1318 der Blitz in die Wartburg schlug und das Feuer die Räume des Hauptthurmes verzehrte mit allem, was sie an köstlichen Gefäßen, Gemälden und sonstigem Schmuck enthielten, stellte Friedrich den Thurm, wenn auch weit dürftiger, wieder her, richtete in demselben ein Warmhaus, eine sogenannte Dornze oder Dirnitz, einen Raum mit Ofen, im Unterschied von Kemnaten (steinernen Gebäuden mit Kamin) ein, legte auch bei der Cisterne ein Lustgärtchen an und schmückte den Rittersaal mit Wandgemälden, welche Schlachten und andere Begebenheiten aus seinem Leben darstellten. In demselben Jahre 1318 schrieb Friedrich einen allgemeinen Landfrieden durch ganz Thüringen aus, und in den nächstfolgenden Jahren sehen wir ihn hauptsächlich damit beschäftigt, Raubschlösser im Oster- und Pleißnerland zu zerstören. Eine furchtbare Gemüthserschütterung durch ein sogenanntes geistliches Spiel brachte ihm 1322 einen Schlaganfall; an Zunge, Händen und Füßen gelähmt, lebte er in einem jammervollen Zustand noch dritthalb Jahre.

Friedrichs des Gebissenen Sohn **Friedrich** II., **der Ernsthafte**, auch der Magere, auch der Schöne genannt, 1324—1349, war beim Tode seines Vaters erst 15 Jahre alt. Bis zu seiner

Volljährigkeit führte erst Graf Heinrich von Schwarzburg, dann Vogt Heinrich genannt Reuß zu Plauen im Verein mit der verwittweten Landgräfin Elisabeth die Regierung. Durch seine Vermählung 1331 wurde Friedrich der Schwiegersohn des Kaisers Ludwig des Bayern. Der Kaiser hatte seiner Tochter Mechthildis, welche, höckrig, einäugig, mit dem großen Mund ihres Vaters begabt, nichts weniger als schön war, zur Entschädigung für die häßliche Aussteuer der Natur eine Geldaussteuer von 10,000 Gulden angewiesen, welche die beiden Städte Mühlhausen und Nordhausen zahlen sollten. Da sich Nordhausen hartnäckig weigerte, lagerte sich Friedrich 1329 im Bunde mit den Braunschweigern und den Hohnsteinern vor diese Stadt, zog aber nach Niederbrennung des Altendorfs ab. Seine Verbündeten dagegen setzten die Belagerung fort und drangen eines Tags unaufgehalten weit in die Stadt hinein; da aber stürzten sich ihnen die Bürger wüthend entgegen, trieben sie zur Stadt hinaus und warfen eine Menge Todter und Verwundeter in einen Brunnen, der deshalb nachher nicht mehr gebraucht werden konnte. Sogar die Bürgersfrauen und Töchter hatten bei der Vertreibung der Feinde tapfer geholfen. Schließlich mußte Nordhausen den Brautschatz doch noch zahlen. Im Ganzen verflossen die ersten zwei Jahrzehnde von Friedrichs Regierung ziemlich ruhig. Da er aber nicht allein in schonungslosester Weise das Raubritterwesen unterdrückte und den Landfrieden aufrecht erhielt sondern überhaupt darauf ausging, die in der letzten Zeit geschmälerte landgräfliche Macht wiederherzustellen und auf jede Weise zu vermehren, der Adel dagegen, voran die Grafen von Schwarzburg und von Orlamünde-Weimar, ihm aus allen Kräften entgegenarbeiteten, so brach endlich der thüringische Grafenkrieg aus. Als letzter Anlaß zu demselben wird berichtet: Graf Hermann von Weimar gab seinen Freunden mit ihren Frauen und Töchtern auf dem Rathhaus zu Erfurt ein Banket; da reitet Landgraf Friedrich auf einem Zug nach Meißen mit seinen Rittern am Rathhaus vorüber, nach damaliger Sitte unter den Klängen einer rauschenden Musik; die Tänzer und Tänzerinnen auf dem Rathhaus eilen an die Fenster, und Graf Hermann ruft dem Landgrafen geringschätzig zu: „Fritze, woher? Fritze, wohin?“ Der Landgraf aber erwidert tief gekränkt: „Lebe ich nur noch eine kleine Weile,

so sollst du mich wohl noch Herr nennen!" Schon früher hatte sich Graf Günther von Schwarzburg geäußert, wegen des Landgrafen und seiner Leute drehe er sich noch nicht einmal um. Der Krieg, in welchem Friedrich die von ihm begünstigten und dem Adel feindlichen Städte, besonders das mächtige Erfurt, auf seiner Seite hatte, wurde auf Wunsch des Kaisers 1343 durch Schiedsrichter beigelegt, entbrannte jedoch 1345 abermals. Als die vereinigten Landgräflichen und Erfurter den Altenberg bei Kahla, das Schloß des Burggrafen von Kirchberg überfallen und die 13 auf demselben gemachten Gefangenen getödtet hatten, erneuerten die Grafen und Herren ihr Bündniß, der Erzbischof Heinrich von Virneburg trat demselben bei, und die Schwarzburger verheerten das erfurtische Gebiet. Da zog Landgraf Friedrich mit den Erfurtern gegen Arnstadt, wo die Grafen von Schwarzburg lagen, die Weinberge und Gärten der Stadt wurden verwüstet und die Mauern mit Bliden heftig bestürmt. Doch siehe die Belagerer entzweiten sich; die Erfurter verlangten, das mit ihrer Stadt wetteifernde Arnstadt solle bis auf den Grund zerstört werden, der Landgraf aber wollte darauf nicht eingehen, weil Arnstadt mit Lehen zu seiner Herrschaft gehöre. Die Erfurter zogen ab, der Landgraf hob die Belagerung auf und zog gegen Buttelstedt, welches den Grafen von Orlamünde gehörte. Die Schwarzburger Grafen benutzten die Gelegenheit und erschienen plötzlich, Schrecken verbreitend, vor den Thoren Erfurts. Durch Eilboten baten die Erfurter den Landgrafen, des Zwists zu vergessen und seinen getreuen Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Als die Boten die Nachricht brachten, daß der Landgraf bereits den Rückmarsch angetreten habe, wurden die Erfurter so muthig, daß sie einen heftigen Ausfall machten und die Schwarzburger bis nach Egstedt trieben. Hier aber fielen die Reiter des Grafen Günther aus einem Hinterhalt über die Verfolger her, die Fliehenden wandten sich, und es entbrannte ein harter Streit. Da stiegen auf einmal die Schaaren des Landgrafen mit wehender Fahne und weithin schallendem Kriegsgesang von den Höhen hernieder, die Schwarzburger wurden geschlagen und bis vor die Thore von Arnstadt verfolgt. Der Landgraf aber ließ seine Krieger auf dem Schlachtfeld ausruhen, schlug mehrere junge Edelleute zu Rittern, und alle freuten sich des herrlichen Siegs. Doch gerade in der

Stunde, als die geschlagenen Schwarzburger in Arnstadt ankamen, zog auch der Graf von Virneburg, des Erzbischofs Bruder, mit 200 wohlgerüsteten Mannen daselbst ein. Sofort vereinigte er sich mit den noch kampffähigen Schwarzburgern und überfiel die sorglosen Sieger bei Egstedt. Der Landgraf wurde schwer verwundet, drei seiner tapfersten Hauptleute fielen, das ganze Heer war in Gefahr gefangen oder getödtet zu werden. Da erklingt kriegerische Musik und erheben sich Staubwolken in der Ferne. Was wars? Auf die Nachricht von dem Sieg bei Egstedt hatte der Abt vom Peterskloster einige Wagen nach dem Schlachtfeld abgeschickt, um die Todten, die ihr Begräbniß in seinem Kloster hatten, sowie die Verwundeten nach der Stadt zu holen; Mönche, die den Verwundeten Trost und Pflege bringen, und Bürger, die theils nach Verwandten sehen, theils den Sieg mit feiern wollten, begleiteten die Wagen; auf dem vordersten saßen zwei Pfeifer, die in der Nähe des Schlachtfelds ihr Spiel begannen. Der Graf von Virneburg aber meinte, es käme den Bedrängten eine neue Schaar zu Hilfe, brach erschrocken den Kampf ab und führte die Seinen nach Arnstadt zurück. Die Bürger vor Erfurt aber, die von der schlimmen Lage der Ihrigen gehört hatten, kamen jetzt auch mit dem die Erzbischöflichen höhnenden Schlachtruf: „Thüringen und Rüstenberg" auf das Schlachtfeld geeilt. Der Landgraf und die Erfurter zogen, obwohl geschlagen, doch frohlockend nach Erfurt, wo ersterer vier Wochen an seinen Wunden darniederlag. Aber erst nach vier Jahren endigte der Krieg zu allgemeiner Freude — „denn es war damals ein erbärmlicher Zustand, ging mehrentheils über die armen Leute und Unterthanen" — mit einem Vergleich; die Grafen von Weimar mußten ihre übrigen Besitzungen vom Landgrafen zu Lehen nehmen, Orlamünde aber an denselben abtreten; der Adel war gedemüthigt. Außer kleineren Fehden, in deren einer er selbst den Brandpfeil in das belagerte Langensalza schoß und den Tod von 1000 Menschen in den Flammen herbeiführte, hatte Friedrich noch eine andere längere Fehde mit dem Grafen Heinrich von Henneberg wegen des Heirathsgutes, welches dieser seiner mit Friedrichs ältestem Sohn vermählten Tochter Katharine geben sollte; schließlich mußte der Graf einwilligen, daß ein bestimmter Theil seiner Besitzungen nach seinem Tod an das

landgräfliche Haus fiele. Als 1348 Kaiser Ludwig gestorben war, wurde von einem Theil der Fürsten Friedrichen die Krone angetragen, von andern dagegen dem Grafen Günther von Schwarzburg; von noch anderen war bereits König Karl von Böhmen erwählt. Friedrich verzichtete gegen ein großes Geschenk von Karl auf seine Bewerbung und verpflichtete sich diesem zur Unterstützung. Graf Günther, aus der Linie Blankenburg, ein durch seinen Heldenmuth, seine Klugheit und Redlichkeit ausgezeichneter Fürst, wurde 1349 in Frankfurt zum König gewählt und geweiht, starb aber schon wenige Wochen darauf, angeblich an Gift, welches ihm der von König Karl bestochene Arzt eingegeben hatte; in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt wurde er feierlich bestattet. In demselben Jahre starb auch Landgraf Friedrich der Ernsthafte, nachdem seine letzten beiden Lebensjahre noch durch schreckliche Landplagen, Erdbeben und schwarzen Tod, arg getrübt worden waren.

Friedrichs II. ältester Sohn, Friedrich III., der Strenge, 1349—1381, regierte Anfangs allein für sich und seine noch unmündigen Brüder; und selbst als diese volljährig geworden, behielten die drei Brüder auf den Rath guter Freunde, insbesondere ihrer vortrefflichen Großmutter Elisabeth, die ererbten Lande gemeinschaftlich, und Friedrich blieb als der Aelteste an der Spitze der Regierung. Durch Erbschaft und Kauf gelang es den fürstlichen Brüdern, ihre Besitzungen in Thüringen beträchtlich zu vermehren. Friedrich erbte durch seine Gemahlin Katharine von deren Vater, dem Grafen von Henneberg, die Orte Koburg, Neustadt, Sonneberg, Neuhaus, Schalkau, Strauch und Rodach; seiner Freude über den werthvollen Erwerb gab er, auf das hennebergische Wappen, die Henne, anspielend, mit den Worten Ausdruck: „Meine Käthe ist eine gute Henne, sie hat mir ein güldenes Ei gelegt!“ Der zweite Bruder Balthasar bekam durch seine Vermählung mit Margarethe, der aus dem hennebergischen Hause stammenden Tochter des Burggrafen von Nürnberg, die Orte Heldburg, Hildburghausen, Eisfeld, Ermanshausen und Ummerstadt. Ziegenrück nebst mehreren anderen Orten empfing Friedrich vom Kaiser zur Belohnung dafür, daß er demselben in der Ueberwältigung der Vögte von Plauen, Weida und Gera beigestanden hatte. Die Grafen

von Schwarzburg mußten den Landgrafen die Schlösser Dornburg, Wintberg und Greifenberg, später auch noch Wachsenburg, Schwarzwald und Liebenstein abtreten. Vom Herzog von Braunschweig erkauften sie Sangerhausen. Beim Kaiser Karl IV. standen die Brüder in großer Gunst; derselbe belehnte sie mit der Pfalzgrafschaft Lauchstedt als des römischen Reiches Oberjägermeister; Reichs-Unterjägermeister waren die Grafen von Schwarzburg; auf dem Hoftag, welchen der Kaiser 1356 zu Metz abhielt, erschienen der Landgraf Friedrich und ein Graf von Schwarzburg unmittelbar nach den Kurfürsten und trugen unter dem Schall der Hifthörner und dem Gebell von drei Jagdhunden einen Hirsch und ein Will schwein auf die kaiserliche Tafel. Im sogenannten Sternerkrieg wider den aufständischen hessischen Adel stand Friedrich dem Landgrafen von Hessen bei. Fehden mit dem Abt von Fulda und dem Herzog Albrecht von Braunschweig führte er glücklich hinaus, wenn er auch die Belagerung der Burg Salz der Helden wegen der Bleibüchse des Herzogs, der ersten in der thüringischen Geschichte erwähnten Kanone, aufgeben mußte. Wegen der Wahl ihres jüngsten Bruders Ludwig zum Erzbischof von Mainz geriethen die drei Landgrafen in einen Krieg mit Erfurt, in welchem diese Stadt, zuletzt in Anwesenheit des Kaisers, 16 Wochen lang von ihnen belagert wurde. Nachdem sich die Brüder bereits 1379 über eine gewisse Theilung ihrer Länder verständigt hatten, starb Friedrich 1381, und es erfolgte nun eine förmliche Auseinandersetzung, bei welcher Friedrichs Söhne, Friedrich der Streitbare, Wilhelm der Reiche und Georg, das Oster- und Pleißnerland, Balthasar die schon länger vorzugsweise von ihm verwaltete Landgrafschaft Thüringen, der dritte Bruder, Wilhelm der Einäugige, die Markgrafschaft Meißen erhielt.

2. Staatliche Zustände.

In der Zeit des Interregnums oder der kaiserlosen Zeit vom Tode Konrads IV. 1254 oder Wilhelms von Holland 1256 bis zum Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg 1273 hatte, zumal während des Erbfolgekriegs, das Faustrecht in Thüringen furchtbar überhand genommen; während des vieljährigen Hauskriegs

wurzelte das Uebel nur noch tiefer und fester ein; und weit entfernt, ausgerottet zu werden, wuchert dasselbe bis zum Ende dieses Zeitraumes immer fort; wenn es einmal auf einem Punkte kräftig, ja schonungslos beschnitten wird, so treibt es sofort an anderen Stellen von neuem; so daß diese Zeit von Anfang bis zu Ende von Gewalt- und Greuelthaten der Raubritter vornehmeren und gemeineren Schlags geradezu angefüllt erscheint; galt doch das Sprüchlein: „Reiten und Rauben ist keine Schande, Das thun die Tapfersten im Lande!“

Nur einige Beispiele aus der Zeit nach Heinrich Raspes Tod! Zwei Ritter, Herwig von Hörselgau und Hans Atze, streiften mit ihren Kumpanen bis vor Eisenach, nahmen den Bürgern und Bauern das Vieh weg und trieben es nach ihrem Raubnest beim Hörselberg. Die landgräflichen Vögte von Kreuzburg und Tenneberg griffen mit ihrer Mannschaft und den Bürgern von Kreuzburg und Eisenach die Räuber in ihrem Verstecke an, zogen aber den Kürzern, viele ihrer Leute wurden gefangen genommen, sie selbst mit einigen andern getödtet. Im Frühjahr 1249 versuchten mehrere verbündete Fürsten sich mit List der Stadt Mühlhausen zu bemächtigen. In der Morgendämmerung erscheint ein langer Zug von dichtverhängten Wagen vor dem Thor; nach ihrer Ladung befragt, erklären die Fahrknechte, daß sie Getreide zur Stadt bringen. Ohne Arg läßt man sie ein, und eben will der letzte Wagen durch das Thor fahren, als sich eine Kette an demselben loshakt und die Radspeichen brechen. Die wachhabenden Bürger eilen dem ängstlich dreinsehenden Knecht zu Hülfe; da ist es ihnen, als ob sie im Wagen dumpfes Husten und leises Flüstern vernähmen; flugs reißen sie das Plantuch ab und finden statt der Getreidesäcke bewaffnete Söldner, die sich des Stadthors bemächtigen und den in der Nähe lauernden Rotten den Eingang sichern sollten. Sogleich wird das Fallgitter niedergelassen und auf dem Rathhaus Meldung gemacht; die Sturmglocken ertönen, die Zünfte kommen bewaffnet herbei, und ehe sich die Feinde herauswickeln und zur Wehre stellen können, sind die Wagen umzingelt und die Söldner bis auf wenige gefangen oder niedergehauen. In unmittelbarer Verbindung mit der Ringmauer der Stadt Mühlhausen stand das von mehreren adligen Familien bewohnte reichsunmittelbare

Ganerbenschloß, die Hainersburg. Da dasselbe die Sicherheit der Stadt gefährdete und vielfachen Unfug verursachte, so suchte und erlangte die Stadt nach zweihundertjährigen Klagen endlich kurz vor dem Interregnum die kaiserliche Erlaubniß, sich durch einen Zwischenraum gegen die Burg zu sichern. Die Edelleute rächten sich namentlich durch Hetzen und Jagen auf den städtischen Feldern. Da überfielen die Bürger die Burg und zerstörten sie. Als aber Rudolf von Habsburg zur Regierung kam, brachten die Burgherren ihre Klagen vor ihn, und 1274 wurde über Mühlhausen die Reichsacht ausgesprochen. Nur gegen schwere Opfer und auf Fürsprache des Bischofs von Samland wurde die Stadt von der Acht freigesprochen und später von Rudolf von Habsburg nicht bloß in ihren alten Gerechtsamen bestätigt, sondern auch mit neuen begnadet.

Ein Paar Beispiele auch aus dem 14. Jahrhundert! Die sehr begüterten Herren von Treffurt trieben längere Zeit den Raub im Großen, indem sie sich immer mit dem einen der drei Gebietsherren, dem thüringischen Landgrafen, dem Landgrafen von Hessen und dem Kurfürsten von Mainz, auf guten Fuß zu stellen wußten und unter seinem Schutz die Dörfer der anderen heimsuchten. Einmal hatten sie ihren Streifzug bis in die Gegend von Sonneborn ausgedehnt und die verwittwete Landgräfin Elisabeth, Friedrichs des Gebissenen Gemahlin, nach ihrem Wittwensitz gewöhnlich die Frau von Gotha genannt, in Gotha selbst beunruhigt. Da machte sich der tapfere Vogt Elisabeths, Friedrich von Wangenheim, gegen die adligen Räuber auf; er überfiel sie und nahm die Herren von Treffurt mit vielen Spießgesellen gefangen. In Gotha wurde strenges Gericht gehalten; die Treffurte mußten sich mit Geld und Gut lösen, andere, namentlich drei Herren von Kunemund, wurden jeder mit einer Katze als Sinnbild ihrer Thätigkeit an den Galgen gehängt, obgleich ihre Mutter fußfällig und mit blutigen Thränen bei der Landgräfin für sie gebeten hatte; der tapfere Vogt von Wangenheim erhielt nach einer Nachricht zum Lohn die Behringsdörfer. Da die Herren von Treffurt nichtsdestoweniger ihr nobles Handwerk fortsetzten, verbanden sich endlich Landgraf Friedrich der Ernsthafte, der Landgraf von Hessen und der Erzbischof von Mainz gegen sie, eroberten nach hart-

näckigem Widerstand ihre Stammburg und nahmen ihnen einen Theil ihrer Güter weg. Von dem einen dieser Herren von Treffurt, Hermann, berichtet die Sage: durch seine Räubereien und Gewaltthätigkeiten an Frauen hatte er sich zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht. Einst auf dem Heimritt von einem üblen Abenteuer mitten in der Nacht verfehlte er den Weg über den Hellerstein, kam, ohne es zu wissen, auf die steile Felswand desselben und spornte das scheuende Pferd, daß es in den Abgrund setzte. Das Pferd sammt Sattel und Schwert wurden zerschmettert; der Ritter, der sich der Jungfrau Maria befohlen hatte, blieb unversehrt. In tiefer Reue über sein bisheriges Leben, gab er allen Frauen und Mädchen, die er betrübet hatte, Geld und Gut, verließ die Welt, ging Winter und Sommer ohne Schuhe in einem grauen Rock, trank keinen Wein, aß kein Fleisch und keinen Fisch, ließ seine Güter den Brüdern und schenkte sein Geld den Armen. So lebte er noch lange in Eisenach; nach seinem Tod wurde er, seiner ausdrücklichen Bestimmung gemäß, an einem abgelegenen unheiligen Ort begraben.

Während der Minderjährigkeit Friedrichs des Ernsthaften mag das Raubritterwesen besonders gediehen sein. Hatten sich doch sogar die landgräflichen Burgmänner von Bayernaumburg, Freiburg und anderen Schlössern zusammengethan, um mit vereinten Kräften die von Polen nach Frankfurt ziehenden Kaufleute zu plündern, und Bischof Gerhard von Merseburg unterstützte sie dabei. Die Kaufleute gingen aber mit ihren Klagen an den Kaiser, und Landgraf Friedrich erhielt von diesem den Auftrag, die Grafen und Städte des Landes gegen die Räuber aufzubieten; die Raubburgen wurden denn auch zerstört und die Räuber verjagt. Im Jahre 1325 wurde ein zum Erzbischof in Magdeburg erwählter Barfüßer auf der Reise nach Rom, wo er seine Bestätigung einholen wollte, von den Raubrittern auf Schloß Brandenfels gefangen, ausgeplündert und zum Behuf der Auslösung gefangen gehalten; da weder das Magdeburger Stift noch der Barfüßerorden sich zur Auslösung verpflichtet hielt, und der Erzbischof sich selbst nicht auslösen konnte, saß er anderthalb Jahre im Gefängniß und starb in demselben; die Räuber wurden in den Bann gethan, durften keine Stadt betreten und kamen zuletzt in solche Reue, daß sie

nach Rom ritten und Buße thaten; hier wurden sie öffentlich durchgepeitscht, mußten nackt vor dem Beichtiger hergehen und Kerzen tragen, auch viel Geld bezahlen; nach ihrer Rückkehr aber mußten sie auch noch an den Orten, wo sie „Unzucht" gethan hatten, öffentlich besondere Buße thun.

Die Stadt Nordhausen hatte von den benachbarten Grafen von Schwarzburg, von Stolberg und besonders von den Grafen von Hohnstein viel zu leiden. Dem Grafen Ulrich auf seiner Schnabelburg entging kein reisender Nordhäuser Bürger, kein weidendes Nordhäuser Vieh. Um diese leidige Nachbarschaft loszuwerden, kaufte die Stadt 1363 dem Grafen seine Burg ab; während demselben in Nordhausen das Geld ausgezahlt wurde, drangen die Bürger in das Schloß ein und brachen es bis auf den letzten Stein nieder. Das vergaben die Hohnsteiner der Stadt nie, und wo sie nur konnten, trieben sie die Heerden weg, erschlugen die Hirten, plünderten die Bürger, schleppten sie mit fort und erhängten sie; wenn sich kein anderer Nachrichter fand, machten wohl gar die Ritter selbst die Frohnknechte. Die Nordhäuser waren freilich auch nicht unthätig, und ihr Hauptmann, Andreas von Butlar, zog oft aus, verbrannte die Dörfer der Grafen und Edelleute und trieb das Vieh weg, wo er solches fand. Im Jahre 1376 hatten sich endlich die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen gegen die Bedrückungen der Hohnsteiner verbunden, zogen gegen sie zu Felde und hausten in ihren Dörfern 14 Tage lang mit Sengen und mit Brennen; die Grafen gewannen aber den Herzog Otto von Braunschweig für sich, überfielen mit diesem die Städter auf ihrem Rückzug in einem engen Thal und brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei.

In dieser Zeit, und durch ihre Zustände veranlaßt, entstand die Kyffhäusersage. In ihrer neueren Gestalt läßt dieselbe den Kaiser Friedrich Barbarossa verzaubert im Kyffhäuserberg vor dem steinernen Tisch sitzen, durch welchen sein rother Bart gewachsen ist, und von Zeit zu Zeit einen dienenden Zwerg auf die Oberfläche schicken, um zu erfahren, ob die Raben aufgehört haben, um den Berg zu fliegen, ob endlich die Zeit gekommen ist, da er entzaubert hervorgehen und das deutsche Reich in Macht und Herrlichkeit wieder aufrichten soll. Ursprünglich und Jahrhunderte

lang hatte die Sage einen etwas anderen und weniger harmlosen Inhalt. Nachdem nämlich Kaiser Friedrich II., Barbarossas Enkel, 1250 gestorben war, trat nicht bloß während der kaiserlosen Zeit 1261 und wiederum unter Rudolfs von Habsburg Regierung 1285 je ein falscher Friedrich II. auf, sondern es verbreitete sich auch die Rede im Volk, nach Kaiser Friedrich II. sei kein rechter Kaiser wieder gekommen, werde auch keiner kommen, er aber lebe noch und solle bis an den jüngsten Tag leben bleiben, er „wandere" zu Kyffhausen auf dem wüsten Schlosse, auch auf andern alten Reichsburgen, lasse sich da auch zuweilen sehen und rede mit den Leuten. Zunächst war dieser Volksglaube ebenso wie das Auftreten falscher Friedriche unzweifelhaft hervorgerufen durch den staatlichen Jammer, die Rechts- und Meisterlosigkeit im Reich mit ihren namenlosen Leiden für das Volk in der Zeit nach Friedrichs II. Tod. Wenn aber ein thüringischer Geschichtschreiber aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts berichtet, daß der völlige Glaube an das Fortleben Kaiser Friedrichs II. bis zum Weltende heimlich, also verbotener, ketzerischer Weise, noch unter den Christen bestehe: so muß dieser Volksglaube wohl noch eine andere Wurzel gehabt haben. Nun stand Kaiser Friedrich II. fast immer auf gespanntem Fuß, mehr und mehr im Kampf auf Tod und Leben mit den Päpsten und der Kirche; nach einem weit verbreiteten und vom Papst selbst beglaubigten Gerüchte sollte er in Frankfurt zu den deutschen Fürsten gesagt haben, die Bischöfe und die Pfaffen hätten großes Gut, dessen sie nicht bedürften, die sollten knapp ihre Nahrung haben, das Uebrige aber sollte dem Reich und den Fürsten gehören, es wäre genug daran, daß in jeder Stadt zwei oder drei Pfaffen wären und in einem Lande ein oder zwei Klöster, die Fürsten möchten sich doch ihres Gutes „unterwinden"; und als sich die Fürsten solchem Antrag des Kaisers gegenüber auf Gottes Auftrag an Moses wegen des Tempelbaus berufen, sollte ihnen der Kaiser geantwortet haben: „Was möget ihr sagen von Mosen oder von Christo oder von der Christenheit? ihrer sind drei gewesen, die alle Welt betrogen haben; Moses hat die Juden betrogen und Jesus die Christen und Machmet die Heiden; darum, wofern ihr mir beistehen und gehorchen wolltet, so wollte ich eine viel bessere Weise zu glauben und auch zu leben allen Leuten auf

Erden schicken und erdenken!" Mehr als einmal hatte denn auch der Papst seinen Bannstrahl gegen diesen Kaiser geschleudert; im Jahre 1245 hatte der Erzbischof von Mainz alle Geistlichen aus Erfurt und der Umgegend in Friemar versammelt und ihnen den über den Kaiser verhängten Bann des Papstes ankündigen lassen; im Bann der Kirche war der Kaiser gestorben. Da dürfte denn doch der „heimliche" Glaube des Volks an das Fortleben Kaiser Friedrichs II. von vorn herein nicht nur eine staatliche, sondern auch eine kirchliche Bedeutung gehabt haben und mehr noch als auf die Sehnsucht des Volks nach einer kräftigen Reichsregierung auf einen ghibellinischen oder hohenstaufischen widerkirchlichen Sinn im Volk, auf einen Gegensatz des Volksgeistes gegen die siegreiche und herrschende Papstkirche zurückzuführen sein. Wie der Kampf Friedrich Barbarossas mit den Päpsten geendigt hatte mit dem Untergange seines ganzen Hauses, so scheint gewissermaßen die Gesinnung des Landgrafen Ludwig des Eisernen ihre volksthümliche Gestaltung in der ursprünglichen Kyffhäusersage erhalten zu haben.

Gegen das Raubritterwesen hatten sich die Städte am Rhein und in Niederdeutschland zu Schutz und Trutz in großen Bündnissen geeinigt; dem mächtigen Städtebund der Hansa gehörten auch die thüringischen Städte Erfurt, das 1253 zum erstenmal als reichsfrei bezeichnete Nordhausen und das seit 1337 gegen 2000 Mark Silber völlig reichsunmittelbar gewordene Mühlhausen so zu sagen als Schutzverwandte oder Bundesgenossen im weiteren Sinne an. Als ein anderes Gegenmittel gegen das Faustrecht diente in Thüringen das Friedensgericht, welches hauptsächlich durch den Erzbischof Heinrich 1287 zu Stande gekommen und aus dem Landgrafen oder einem von ihm ernannten Grafen und 12 Beisitzern, unter diesen zwei von Mühlhausen und Nordhausen, bestehend allen drohenden Störungen des Landfriedens vorbeugen und die vorgefallenen ausgleichen sollte. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts scheint dasselbe wieder eingegangen zu sein.

Mußte aber das Faustrecht nothwendig im Volk das Verlangen nach kräftigem Schutz für Leben und Eigenthum, nach Rechtssicherheit wecken, so kam diesem Verlangen immer häufiger und entschiedener ein gegen den frühern erhabenen Schwung sehr ab-

stechendes nüchternes Klugheitsstreben bei den Fürsten entgegen; und schon hieraus erklärt sich's, wie in dieser Zeit die fürstliche Landeshoheit stetig stieg und sich befestigte. Andererseits freilich wurden die Fürsten durch die fortwährend sich mehrenden Ausgaben für Heeresrüstungen, namentlich in Folge der durch das Pulver veränderten Kriegführung, zugleich durch die immer steigenden Kosten der Landesverwaltung und des Hofhalts viel öfter als früher zu Geldanleihen genöthigt; um dann die drückende Schuldenlast abzuwälzen, blieb ihnen kein anderer Ausweg, als Ritterschaft und Städte zusammenzurufen und um Verwilligung einer sogenannten Bede, erbetenen Steuer, anzugehen; auf solchen Versammlungen aber wurde auch nicht allein nach den Ursachen der landesfürstlichen Schulden gefragt, sondern mit der Zeit auch diese und jene Aenderung in der fürstlichen Regierung gefordert und ausbedungen; womit dann von selbst der Anfang zur landständischen Verfassung gemacht war. Das alte Landding oder Landgericht verlor durch die zahlreichen Befreiungen von seiner Gerichtsbarkeit immer mehr an Bedeutung, es ging allmählich ein, und der Fürst ernannte dafür Landrichter über einzelne Bezirke und ein Hofgericht über das ganze Land.

Dem hohen Adel brachten die fast ununterbrochenen Fehden, aber auch die sogenannte Todttheilung, Theilung ohne Vorbehalt des Rückfalls, und die dadurch verursachte Zersplitterung der Familiengüter drückende Schulden und unersetzliche Verluste an Land und Leuten. Den vornehmeren Dienstmannen oder Ministerialen des hohen Adels hingegen gelang es vielfach, sich größere Besitzungen zu erwerben; auf diese Weise schmolzen sie allmählich mit den freien Vasallen zum Ritterstand zusammen, und die Güter dieses ganzen niederen Adels wurden Ritter- und Lehngüter. Die Besitzer derselben bildeten die Mannschaft der Fürsten und Herren im Kriege; die größeren Vasallen oder Lehnsleute führten ihre Hintersassen oder Afterlehnsleute, wohl auch ihre Knechte, als Knappen beritten mit sich; ein Lehnsmann, der einzeln kam, hieß ein Einspänniger. Schon fangen jedoch die Fürsten auch an, Kriegsknechte für einen Zug zu werben. Das Fußvolk spielt noch keine große Rolle; es entwickelte sich ja in dieser Zeit von selbst aus den Zünften der Städte; eine größere Bedeutung bekam es

jedoch erst durch den Gebrauch des Pulvers. Wiederum hob dann die steigende Wichtigkeit des Fußvolks die Städte, weil die Bürger, in Schützengilden zu jährlichen Uebungen vereinigt, mit den Waffen und Regeln des Fußkampfes besonders vertraut waren.

Das Städtewesen schritt in dieser Zeit unter schweren Kämpfen nach innen und nach außen unaufhaltsam seiner höchsten Blüthe entgegen. Schon im Jahre 1255 hatte Erfurt, zur Beseitigung der Zwistigkeiten zwischen den Patriciern oder dem Stadtadel und den Zünften oder der gemeinen Bürgerschaft, unter Leitung des Erzbischofs Gerhard, eine neue städtische Regimentsverfassung erhalten. Unmittelbar nach dem Krieg zwischen Friedrich dem Gebissenen und Erfurt wurden die adligen Geschlechter ganz gestürzt. Der gemeine Bürger fand, daß der seinem Wohlstand sehr nachtheilige Krieg nur wegen einiger vornehmer Rathsherren geführt werde; er hatte über mancherlei Willkür in der Verwaltung des Gemeinwesens zu klagen; der Uebermuth der Junker oder Patricier ging so weit, daß einer von ihnen einen Krämer mit Sporen ritt, ein anderer einen Hutmachergesellen an den Haaren durch die Straßen schleifte und dann niederstach, daß sie öfters Bürger in ihren Höfen in den Stock legten und mißhandelten. Da erhob sich 1310 die gemeine Bürgerschaft gegen den Adel, und dieser mußte einwilligen, daß sie forthin 4 Männer, die sogenannten Vierherren, zur Wahrung ihrer Rechte erwählte. In Mühlhausen und Eisenach errangen ebenfalls die Zünfte einen Antheil an der Stadtregierung. In Nordhausen, wo schon 1324 eine Empörung gegen die Stadtobrigkeit stattgefunden hatte, wurden 1375 die Patricier gestürzt und aus dem Weichbild der Stadt verwiesen; es sollte fernerhin kein Adliger zum Rathsherrn gewählt werden; 1430 erhob sich die Stadt abermals gegen den Rath wegen Geldunterschlagung, ein Rathsherr wurde gehängt, und ein anderer kam dem gleichen Schicksal durch Selbstvergiftung zuvor. Vom Landgericht machten sich die Städte mehr und mehr unabhängig. Als 1309 Friedrich der Gebissene die Erfurter wegen Störung des Landfriedens vor das Landgericht zu Mittelhausen rief, erschienen sie zwar vor dem Landgrafen und seinen Schöffen, aber in feierlichem Aufzug, voran die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne, darnach die Bürgerschaft in großer Zahl und wohl be-

waffnet. Der Landgraf, vom Uebermuth der Bürger überrascht, setzte das Gericht auf einen anderen Tag an. Als die Erfurter wieder in der vorigen Weise erschienen, brachen aus einem Hinterhalte die Reisigen des Landgrafen hervor und trieben sie, nicht mit dem Schwert sondern mit Knütteln, in die Stadt zurück. Aber 25 Jahre später, als Landgraf Friedrich der Strenge im Auftrag des Kaisers die Erfurter zur Schlichtung ihres Streites mit dem Erzbischof Balduin vor das Landgericht in Mittelhausen forderte, erschienen sie abermals mit einer solchen Anzahl Bewaffneter, daß kein Gericht gehalten werden konnte. Die meisten größeren Städte, wie Eisenach, Erfurt, Weißensee, Nordhausen, erhielten in dieser Zeit eine eigene Gesetzgebung. Immer häufiger traten die Handwerke zu Innungen oder Zünften oder Gilden, mit wohlgeordneter Selbstverwaltung zusammen. Fortwährend stiegen Handel und Gewerbe, namentlich in Eisenach und Erfurt. Die Kirchweihen oder Kirchmessen, Kirmsen, welche viel Volks herbeizogen, bekamen immer mehr die Bedeutung von Handelsmessen oder Jahrmärkten; von den Kirchen wurden sie allmählich auf die Märkte verlegt und der Juden als der Haupthandelsleute wegen häufig am Sonntag und Montag abgehalten. Auf Ansuchen des Landgrafen Friedrich des Ernsthaften ertheilte Kaiser Ludwig der Bayer den Bürgern der landgräflichen Städte das Recht, Rittergüter zu erwerben. Ueberhaupt wurden die Städte im allgemeinen von den Fürsten sehr begünstigt, nicht bloß wegen der reichlichen Einnahmen, die sie ihnen brachten, sondern auch wegen der starken Hülfe, welche sie ihnen gegen den Adel leisten konnten und meist sehr gern leisteten. Die weitaus volkreichste, wichtigste, wohlhabendste, in jeder Hinsicht bedeutendste unter allen thüringischen Städten war Erfurt. Durch Erfurt ging damals der ganze Waarenzug von Nürnberg nach Niederdeutschland und vom Rhein über Eisenach nach Bautzen und Görlitz oder nach Polen. Dem Erzbischof kaufte es in dieser Zeit das Münzrecht, den Grafen von Gleichen das Vogtgeding oder Vogteirecht ab; sein Gebiet vergrößerte es bald durch Kauf, bald durch glückliche Fehde dermaßen — es besaß zuletzt eine Stadt, Sömmerda, 3 Flecken und 72 Dörfer —, daß nur zwei deutsche Städte, Nürnberg und Ulm, mehr Unterthanen zählten; der Eifer und der Erfolg, mit welchem es den Rittern gegenüber

den Landfrieden aufrecht erhielt, hatte ihm den Ehrennamen der „Friedensstadt“ eingetragen; es stand in Bundesgenossenschaft mit dem Herzog von Braunschweig und trachtete immer entschiedener nach Reichsunmittelbarkeit. Mit dem wachsenden Reichthum nahm aber auch die Ueppigkeit gar sehr zu; schon werden Gesetze gegeben gegen das viehische Zu- und Niedertrinken, schon sucht der Stadtrath durch Kleiderordnungen die schamlose Tracht der Frauen zu beseitigen; jedoch ohne Erfolg; ein Erfurter Prediger in dieser Zeit mußte klagen: „Gott plaget andere Leute mit Theurung, uns strafet er mit Fülle!“

Während aber die Bürger und ihnen vor und nach die Edelleute vielseitig schon Prunk und Hoffahrt trieben, und die letzteren, je mehr ihnen das Kriegführen durch das Pulver verleidet wurde, desto gewöhnlicher ihre Zeit mit Jagen, Schwelgen und Zechen hinbrachten, war das Loos des niederen Volkes im allgemeinen Armuth, häufig noch Leibeigenschaft; und gerade die Verweltlichung des Sinnes und Lebens in den höheren Ständen führte zu einer härteren Bedrückung des unterthänigen Bauernstandes. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß der Ackerbau in dieser Zeit nicht geringe Fortschritte machte; neben Hafer und Roggen wurden allmählich immer mehr auch Weizen und Gerste, sowie Erbsen, Lein, Mohn und Hopfen gebaut. Bier braute und trank man viel. Auch der Weinbau breitete sich noch immer weiter aus, wenn auch der Landwein weniger schmeckte als der Frankenwein. Der Gartenbau mehrte und besserte sich sowohl bei den Städten wie auf dem Lande.

3. Die kirchlichen Gewalten.

Als die hervorstechendste Eigenthümlichkeit dieser Zeit hat man es mit Recht bezeichnet, daß in ihr die tiefreligiösen Anschauungen des früheren Mittelalters von Weltentsagung und Verachtung des irdischen Besitzes in fast jähem Umschwung, ja Umschlag einer allgemeinen Sucht nach dem Erwerb und Genuß der Lebensgüter gewichen sind und weichen. Fällt uns diese Eigenthümlichkeit bei Fürsten, Edelleuten und Bürgern wegen des schroffen Gegensatzes zum Geist dieser Stände in der unmittelbar vorhergegange-

nen Zeit besonders auf, so ist dieselbe doch auch am gesammten kirchlichen Wesen, vorab an den kirchlichen Gewalten, sehr deutlich zu erkennen.

Von einer geistlichen Sorgfalt und Wirksamkeit der Erzbischöfe von Mainz für ihren thüringischen Sprengel hören wir aus dieser Zeit außer wiederholten Erlassen gegen die Zuchtlosigkeit, namentlich die wilde Ehe von Geistlichen, sehr wenig; sie treten schon jetzt weit mehr als Landesherren auf, die ihre Rechte und Besitzungen zu vermehren, ihre Landeshoheit zu verstärken suchen. Hierbei stießen aber die Erzbischöfe in Erfurt auf die gerade entgegengesetzten Bestrebungen einer reichen, stolzen und sehr leicht erregbaren Bürgerschaft. Daher die häufigen Streitigkeiten zwischen Stadt und Erzbischof, in welchen dieser mehr als einmal auch die kirchliche Waffe des Bannes zu Hülfe nahm. So geschah es 1277. So schon wieder 1279. Diesesmal untersagte der Erzbischof den öffentlichen Gottesdienst in Erfurt auf dritthalb Jahre, belegte also die Stadt auf so lange mit dem sogenannten Interdict, und sämmtliche Geistliche entfernten sich aus derselben; zum Trotz verboten die Erfurter jeden Verkauf, jede Schenkung und jedes Vermächtniß an Geistliche in ihrer Stadt und Flur; erst 1282 kam es zu einem Vergleich, dem zufolge die Stadt dem Erzbischof 1000 und der Geistlichkeit 300 Mark Silber zur Vergütung ihres Schadens zahlen mußte. Einige Jahre später kaufte der Stadtrath dem Erzbischof einen Theil seiner Gerechtsame ab; als er aber daraufhin bald nachher eine Abgabe auf jede Feuerstätte legte und hiervon auch die dem Peterskloster gehörigen Häuser nicht ausnahm, befahl der Erzbischof den Erfurter Geistlichen, dem Rath und allen seinen Anhängern den Gottesdienst zu versagen; die Kanoniker des Marienstiftes schlugen sich jedoch auf Seite des Rathes und wendeten sich beschwerend an den Papst; schließlich kam durch Kaiser Albrecht eine Aussöhnung zu Stande, und der Rath mußte 1600, die Kanoniker aber 300 Mark Strafe zahlen. Als nach dem Tod des Erzbischofes Matthias das Mainzer Domcapitel den Erzbischof Balduin von Trier gewählt, der Papst aber sich für den Grafen Heinrich von Virneburg entschieden hatte, erkannte die Geistlichkeit in Erfurt Balduin an, die Bürgerschaft aber hielt es für vortheilhafter, für den schwächeren Heinrich Partei

zu ergreifen, und begann 1334 gegen Landgraf Friedrich II. als Anhänger Balduins den Krieg; von diesem und dessen Bundesgenossen, dem Grafen von Hohnstein, in die Enge getrieben, riefen die Erfurter Balduin nach Thüringen, fielen aber wieder von ihm ab, als seine Hülfstruppen von den Vögten des Landgrafen geschlagen wurden; Balduin bekriegte nun im Bund mit dem Landgrafen und mehreren andern Grafen die Erfurter, diese mußten sich endlich in ihre Stadt zurückziehen und nach harter Belagerung um Frieden bitten; derselbe wurde ihnen gewährt auf die Bedingung hin, daß sie Balduin als Verweser des Erzstifts anerkannten und ihm für Kriegskosten und Bestätigung ihrer Freiheiten 1000 Mark zahlten. Als Balduin bald darauf die Verwesung des Erzstiftes niederlegte, wurde Heinrich Erzbischof; diesem gelang es, durch Abgeordnete den noch bestehenden Zwist zwischen Geistlichkeit und Rath in Erfurt auszugleichen, für Mainz aber das Vicedominat zu erwerben.

Leichtere Mühe hatten die Erzbischöfe, ihre weltliche Macht auf dem Eichsfeld auszubreiten. Besonders günstig erwies sich ihnen hier die Regierung Albrechts des Unartigen; dieser gestattete dem Erzbischof Heinrich, der sich mehrfache Verdienste um ihn erworben hatte, Schlösser und Güter in seiner Landgrafschaft zu kaufen, auch auf allen seinen gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen in Thüringen neue Schlösser zu bauen und alte zu befestigen; ausdrücklich entsagte er dabei mit seinen Söhnen zu Gunsten des Erzstifts allen Ansprüchen auf die landgräflichen Schlösser im Eichsfeld. Erzbischof Gerhard brachte denn auch vom Grafen Heinrich von Gleichen die Schlösser Gleichenstein, Scharfenstein, Birkenstein, ja das ganze obere Eichsfeld käuflich an sich. Diese Besitzungen vergrößerte der Erzbischof Heinrich 1342 noch durch den Kauf mehrerer Vogteien sowie der Mark Duderstadt; die Vogtei Dorla gehörte seit 1333 Mainz, Thüringen und Hessen gemeinschaftlich.

Die Aebte von Fulda und von Hersfeld hatten mit den Landgrafen, welche von ihnen viele Orte und Güter zu Lehen trugen, häufig Streitigkeiten; zuweilen kam es wohl auch zur offenen Fehde. So hatte Albrechts Bastard Apitz dem Fuldaer Stift durch räuberische Streifereien einen Schaden zugefügt, der auf 400 Mark geschätzt wurde; Albrecht verglich sich deshalb mit

dem Stift und trat ihm zur Entschädigung das Geleit zwischen Eisenach und Hersfeld und zwischen Eisenach und Vacha sowie den See Slahe bei Wildeneck ab, überließ ihm auch das Patronat über die Kirche zu Sonneborn. Als der Abt von Fulda den Truppen des Kaisers Albrecht, deren Anführer sein Bruder war, Unterstützung gegen Friedrich den Gebissenen geleistet hatte, wurde er von diesem bekriegt und nebst seinem Bundesgenossen, dem Abt von Hersfeld, so bedrängt, daß er um Frieden nachsuchen mußte. Auf welche Weise übrigens so manche der überaus zahlreichen Besitzungen der alten hessischen Abteien auch ohne Gewalt und förmlichen Betrug in andere Hände übergingen, zeigt uns ein Beispiel sehr deutlich; Hersfeld besaß besonders um Gotha herum viele Güter und Zinsen; Ohrdruf, Wechmar, Ermstedt und noch einige Orte bildeten einen besonderen Bezirk unter einem hersfeldischen Schultheißen. Das Stift verpachtete dieses Schultheißenamt an die Grafen von Gleichen, diese wurden allmählich erbliche Pachter des Amts, und damit kam schließlich der ganze Bezirk in ihren Besitz. In Folge von Verlusten und Veräußerungen besaß Hersfeld schon am Ende dieses Zeitraums in Thüringen so viel wie nichts mehr.

Die altthüringischen, durch die Gemahlinnen Friedrichs des Strengen und Balthasars wieder an Thüringen gekommenen „Orte Landes Franken", ungefähr das jetzige Herzogthum Koburg und der östliche Theil des jetzigen Herzogthums Meiningen, standen in kirchlicher Beziehung unter dem Bischof von Würzburg und bildeten ein eignes Landcapitel mit Koburg als Sitz des Landdechanten. Dasselbe umfaßte 34 Pfarrkirchen, in welche die zahlreichen umliegenden Dörfer und Höfe eingepfarrt waren. Die Einkünfte der Pfarreien waren zum Theil so beträchtlich, daß gar nicht selten Edelleute Pfarrstellen bekleideten; meistens bestellten sich freilich solche adlige Geistliche einen sogenannten Pleban, der das Amt für sie verwaltete. Ueber die meisten Kirchen hatten Edelleute oder Stadträthe als Stifter von Kapellen, Messen und Altären, sowie als sonstige Wohlthäter der Kirchen das Patronat mit dem Recht, im Fall der Erledigung dem Bischof eine oder auch drei Personen für die Pfarrstelle vorzuschlagen; dem Landesherrn kam dieses Recht nur an den wenigen Orten zu, wo er die Pfarrei gestiftet hatte. Landgraf Friedrich der Strenge verlieh

der Geistlichkeit in seinen fränkischen Landen das Recht, über das eigene Vermögen zu verfügen, welches bis dahin dem Landesherrn anheimgefallen war. Eine Landeshoheit in kirchlichen Angelegenheiten macht sich hier schon während dieses Zeitraums sehr bemerklich.

Allerdings auch anderwärts nehmen die Fürsten und Städte jetzt schon eine ganz andere Stellung zur Kirche ein als früher; der Bann schreckt sie nicht mehr recht, und mit widerspenstigen Geistlichen machen sie wenig Umstände. In Erfurt wurde 1324 ein „zur Epistel geweiheter" Schüler, der einen Bürger beschädigt hatte, gefangen genommen und trotz der Bitte der Domherren, ihn dem geistlichen Gericht zu überlassen, vom Rath gerichtet und gehängt. Darauf stellte die Geistlichkeit in allen Kirchen den Gesang ein; der Rath aber ließ dem gemeinen Volke verkündigen, wer etwas wider die Pfaffen habe, der möge es ungehindert und straflos thun; da brach der Pöbel in die Höfe der Domherren und anderer Pfaffen, raubte und schädigte, zerstörte sogar etlichen ihre Häuser; das währte von Himmelfahrt bis Bartholomäi, wo auf Bitten der Geistlichkeit der neue Erzbischof nach Erfurt kam und eine Versöhnung zwischen Geistlichkeit und Stadt stiftete. In demselben Jahre 1324 empörte sich der Pöbel in Nordhausen, von dem Rathsherrn Heinrich von Wechsungen angestachelt, gegen die Stadtobrigkeit, verjagte den Bürgermeister und viele Bürger, legte selbst den kaiserlichen Mahnungen zum Trotz Hand an die Güter der Vertriebenen und zwang die Stiftsgeistlichkeit, welche sich in den Streit gemischt hatte, die Stadt zu verlassen. Als der Erzbischof von Mainz die Rädelsführer vor sich forderte und mit dem Bann drohte, plünderte der Pöbel die Häuser der verjagten Geistlichen und zündete das Stift an, und als in Folge des Banns sämmtliche Kirchen gesperrt wurden, erbauten die Nordhäuser die St. Georgenkirche und brachten einige Geistliche auf ihre Seite. Um dem überhand nehmenden Unwesen ein Ende zu machen, verbot der Graf von Hohnstein seinen Unterthanen, der Stadt Holz oder Getreide zuzuführen; die Nordhäuser mußten Häuser abbrechen, um das zum Backen und Brauen nöthige Holz zu schaffen, ließen sich aber nicht einschüchtern, sondern fielen über die Juden her und plünderten

sie aus. Zuletzt schloß der Erzbischof die Stadt völlig ein und brannte die Mühlen nieder; da bequemten sich die Nordhäuser zu einem Vergleich, sie mußten die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne feierlich einholen, dem Erzbischof 600 Mark zahlen und die Rädelsführer mit Geldstrafen und Gefängniß belegen. Als Kaiser Ludwig der Bayer, welcher im Bann des Papstes stand, zum Besuch seines Schwiegersohns, des Landgrafen Friedrich des Ernsthaften, nach Eisenach kam, holten ihn die Domherren, die gesammte Geistlichkeit und die Barfüßermönche mit dem Kreuz feierlich ein; die Dominikaner dagegen weigerten sich nicht nur, dem Gebannten entgegenzugehen, sondern wollten auch wegen seiner Aufnahme in Eisenach drei Jahre weder läuten noch singen; da erließ aber Landgraf Friedrich das Gebot, ihnen keine Lebensmittel zukommen zu lassen, und drohete, wofern sie sich noch länger hartnäckig erwiesen, werde er sie in ihrem Kloster einpfählen; darauf begannen sie wieder zu läuten und zu singen.

4. Die Orden.

Auf keinem Gebiet offenbart sich der Abstand dieser Zeit gegen die vorige deutlicher als im Ordenswesen. Denn wie beträchtlich auch die Zahl der Neustiftungen, vornehmlich in der ersten Hälfte dieses Zeitraums ist, so läßt sich doch eine bedeutende und immer steigende Abnahme schon hierin nicht verkennen; weit stärker noch macht sich der Niedergang durch den fast gänzlichen Mangel an neuen Ordensbildungen bemerklich; den sichersten Beweis aber, daß sich das Ordenswesen auf der Neige befindet, liefern die Klöster durch die in ihnen zu Tage tretenden Zustände.

Die Kraft des Benedictinerordens war schon im vorigen Zeitraum erloschen; in diesem gehört ihm nicht eine einzige Neustiftung an.

Augustinerchorherrnstifter wurden in dieser Zeit nur an zwei Orten gegründet. In Eisenach errichtet Landgraf Albrecht 1290 ein solches an der Marienkirche und besetzt es mit Kanonikern aus Großbursla bei Mühlhausen; es hatte elf Domherren und 23 Vicare. In Schmalkalden erhob Graf Berthold VII. von Henneberg die alte St. Jakobskapelle am Schloßberg zu einer

Collegiatkirche und stiftete zuerst 7, dann 12 Domherrenstellen an derselben. Die Kanoniker in Ohrdruf siedelten 1344 nach Gotha über; die verwittwete Landgräfin Elisabeth übergab ihnen die am Schloßberg gelegene alte Marienkirche; die Zahl der Kanoniker war 15.

Die Blüthezeit des Cistercienserordens war vorüber; der gegenwärtige Zeitraum weist fast nur noch Stiftungen von abhängigen Mönchs- und von Nonnenklöstern dieses Ordens auf. Das einzige selbständige Mönchskloster, welches in dieser Zeit entstanden, ist das durch den Grafen Bernhard von Mansfeld in Querfurt 1291 zu Hadersleben bei Eisleben gegründete Kloster. Im Johannisthal bei Eisenach errichtete der Cistercienserbruder Gerhard Aze 1252 eine Kapelle und eine Eremitenwohnung; schon 1256 wurde daselbst der Grund zu einer ordentlichen Kirche gelegt und das Ganze dem Abt von Georgenthal übergeben; als nicht lange nachher eine Kolonie von Cisterciensern vom Hospital St. Bernhard nach Georgenthal zurückkehrte, wurde mit denselben das Johannisthal oder die Johänniszelle besetzt; bald gelangte dieselbe auch zu größerem Besitz, und Landgraf Albrecht ertheilte 1280 seine Genehmigung, daß Geistliche und Laien sich mit ihrem Eigenthum der Zelle weihen und da in weltlicher oder in Ordenskleidung leben dürften; ein selbständiges Kloster wurde jedoch das Johannisthal nicht. Auch das um 1320 von Berthold von Wilbrechtrode gegründete Mönchskloster Georgenzell bei Wasungen stand in tief greifender Abhängigkeit von Georgenthal.

Ein Cistercienserononnenkloster wurde gestiftet 1251 durch Graf Friedrich von Beichlingen in Kelbra; die Nonnen sollen aus Frankenhausen gekommen sein. In demselben Jahre gründeten in Gotha die Bürger Heinrich Sezzephant von Siebleben und Burchard von Leina das Nonnenkloster zum heiligen Kreuz; sie erwarben dazu ein vor der Stadt gelegenes Freigut, sowie die Katharinenkapelle, welche wahrscheinlich von den dahin gebrachten Reliquien den Namen zum heiligen Kreuz erhielt; besonders Töchter gothaischer Bürger und benachbarter Edelleute, z. B. der Herren von Molschleben, traten in das Kloster, und fast jede brachte demselben als Mitgift eine Zuwendung von Land oder Zinsen mit. Im Jahre 1264 wurde das Nonnenkloster zu Sonnefeld im Koburgischen von Heinrich von Sonnenfeld und

seiner Gemahlin Kunigunde gestiftet; 1371 bestimmte der Abt von Langheim als geistlicher Aufseher, daß die Zahl der Nonnen 50 nicht übersteigen dürfe. In Allendorf bei Salzungen wurde ein Nonnenkloster zwischen 1266 und 1277, wahrscheinlich von den Herren von Frankenstein gegründet; es war für 45 Nonnen bestimmt; 1518 wurde es in ein Benedictinernonnenkloster umgewandelt. Vermuthlich vom Abt von Hersfeld wurde 1266 das Nonnenkloster zu St. Johannis in Kölleda gestiftet; die Nonnen kamen aus Frauensee; große Gunst wurde dem Kloster von den Grafen von Beichlingen erwiesen; die Zahl der Nonnen war zu Zeiten sehr ansehnlich, betrug z. B. 1482 außer der Aebtissin 48. Das Nonnenkloster zu Sangerhausen soll früher in Helmsthal bestanden haben und 1265 nach Sangerhausen verlegt worden sein; hier, heißt es, sei ihm die St. Ulrichskirche angewiesen worden und es habe unter Reinhardsbrunn als dem Patron dieser Kirche gestanden. Gegen 1267 gründeten die Grafen von Schwarzburg ein Nonnenkloster bei der Nikolauskapelle zu Saalfeld und besetzten es mit Nonnen aus Frankenhausen; es behagte aber den Nonnen in Saalfeld nicht, und 1274 beschlossen sie, nach Stadtilm überzusiedeln; die Schwesterklöster Prießnitz, Ichtershausen, Kelbra, Roda, Weimar und Kölleda forderten die Gläubigen zur Unterstützung der Nonnen bei ihrem Klosterbau auf, vor allen war ihnen Graf Heinrich von Schwarzburg behülflich; 1287 wurde die Klosterkirche eingeweiht; das Kloster wurde mit der Zeit sehr reich und hatte immer eine zahlreiche Nonnenschaft aus gräflichen und hochadligen Häusern; eine besondere Strenge herrschte niemals in demselben; die Aebtissinnen waren fast alle geborene Gräfinnen; man darf es wohl als Versorgungsstätte des schwarzburgischen Grafenhauses bezeichnen; Nichtadlige, so scheint es, wurden gar nicht aufgenommen. Das Nonnenkloster zu Annaroda im Kreis Mühlhausen wurde 1268 von dem Mühlhäuser Patricier Heinrich Camerarius gegründet und wahrscheinlich den Nonnen überwiesen, welche Breitenbach verlassen und sich zeither in Mühlhausen aufgehalten hatten. Im Jahre 1272 gründete Albert von Ebeleben ein Nonnenkloster zu Marksußra; er ließ zehn Nonnen aus Beuren und vier aus Annaroda kommen und erbaute ihnen ein Kloster bei der angeblich von Bonifacius

herrührenden Walpurgiskirche, welche er fast gänzlich erneuerte. Im Jahre 1274 erscheint zuerst das wahrscheinlich durch die Herren von Tautenburg gegründete Nonnenkloster Brisenitz bei Naumburg; von ihm hat der Ort den Namen Frauen-Prießnitz. Zur Zeit Albrechts des Unartigen stifteten die Herren von Lobdaburg oder von Leuchtenberg das Michaeliskloster zu Jena; da die Michaeliskirche vorher dem, seiner Entstehungszeit nach unbekannten Nonnenkloster zu Roda im Altenburgischen gehört hatte, so vermuthet man, daß die Nonnen dorther nach Jena gekommen seien. In Orlamünde wurde 1279 von Graf Hermann von Orlamünde ein Nonnenkloster gegründet und mit Nonnen aus Jena besetzt; dasselbe hielt sich jedoch nur kurze Zeit. Das Nonnenkloster zu Heseler bei Eckartsberga wird schon 1240 erwähnt; näheres weiß man von demselben nicht; nahe dabei entstand 1291 das Nonnenkloster Marienthal, gestiftet vom Bischof Bruno von Naumburg. Gegen 1291 siedelte eine Anzahl Nonnen von Berka nach der Kirche des heiligen Stephanus zum Mariengarten außerhalb der Mauern von Erfurt über, wo ihnen Meister Bauso ein Kloster gestiftet hatte; 1303 wurde dieses Kloster an die Martinskirche im Brühl verlegt und hieß nun gewöhnlich Kloster St. Martini im Brühl außerhalb der Mauern von Erfurt. Im Jahre 1298 bestand bereits seit längerem das dem heiligen Lorenz geweihte Kloster zu Heide zwischen Georgenthal und Gotha, an der Stelle der jetzigen Domäne Wanigeroda, vielleicht von den Grafen von Gleichen gegründet; es stand unter Georgenthal. Das Nonnenkloster zu Großballhausen wurde wahrscheinlich noch im 13. Jahrhundert gestiftet; 1326 siedelte dasselbe nach Großfurra im Sondershäusischen über. Um 1310 gründeten die Brüder Heinrich der Feste und Heinrich der Freisinnige von Reuß, Vögte von Plauen, ein Nonnenkloster in Saalburg, Reuß j. L.; es war für 24 Nonnen ausgestattet; dasselbe ist die einzige Klosterstiftung in den reußischen Landen. Da die Klöster in Beuren und in Annaroda zu viele Nonnen hatten, beschlossen sie, gemeinsam einen Theil derselben nach Markt-Worbis auszusenden; hier übergab ihnen der Graf von Beichlingen die Peterskirche und daneben einen Platz zum Kloster 1311.

In gewissem Sinne gehören zu den Cisterciensernonnenklöstern auch diejenigen Maria-Magdalenenklöster, welche der Regel des heiligen Benedict unterworfen waren. Die Maria-Magdalenenklöster überhaupt waren für gefallene Frauen bestimmt und wurden besonders in größeren Städten gegründet. Die Nonnen in denselben hießen Büßerinnen, Reuerinnen, Pönitenzschwestern, Magdaleniten, von ihrer Tracht wohl auch Weißfrauen. Eine Anzahl solcher Schwestern in Erfurt nährte sich Anfangs bloß von den Almosen, welche sie unweit der langen Brücke in einem Sack sammelten, daher der Ort noch jetzt Nonnensack heißt; später aber (1235) erbauten sie sich ein Kloster auf dem Berge, das Kloster albarum Dominarum, das Weißfrauenkloster; nachdem dasselbe 1246 mit dem größten Theil der Stadt abgebrannt war, stellte es die Bürgerschaft 1246 wieder her, jedoch nach der milderen Regel des heiligen Augustinus; 1667 übergab es der Erzbischof Johann Philipp wegen gänzlicher Verarmung und mit Einwilligung der letzten vier Schwestern dem in Deutschland neu eingeführten Orden der heiligen Ursula und besetzte es mit vier Nonnen dieses Ordens, Ursulinerinnen aus Kitzingen. Das Maria-Magdalenenkloster in Altenburg, auch Kloster zum heiligen Kreuz genannt, scheint um die Mitte des 13. Jahrhunderts gestiftet worden zu sein.

Von den Bettelorden erhielt derjenige der Dominikaner in dieser Zeit nur drei neue Klöster, das eine in Nordhausen 1286, das andere in Mühlhausen, welches 1290 zuerst urkundlich erwähnt wird, das dritte zu Jena, das Paulinerkloster genannt, zu Ende des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich von den Herren von Lobdaburg gestiftet.

Franziskanermönchsklöster wurden gestiftet um 1250 zu Weida im Neustädter Kreis durch Vogt Heinrich von Weida; zu Saalfeld vor 1250, wo die Grafen von Orlamünde und von Schwarzburg gemeinschaftlich die Klosterkirche erbauten; zu Koburg ebenfalls vor 1250, in welchem Jahre die Klosterkirche feierlich der Jungfrau Maria geweihet wurde; zu Nordhausen vor 1255, wo dasselbe zuerst erwähnt wird; zu Eisenach 1333, im Unterschied von dem Franziskanerkloster St. Pauli hinter dem Zollhof, dem jetzigen Residenzhaus, das Franziskanerkloster,

auch die Zelle oder das Klösterlein St. Elisabeth unter der Wartburg genannt, nach einer Angabe nur ein kleiner unterirdischer Raum, vom Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften nach seiner schweren Verwundung auf einem Turnier zu Pegau an der Stelle des von der heiligen Elisabeth gestifteten Hospitals angelegt und mit sechs Mönchen besetzt, welche hauptsächlich den Gottesdienst auf der Wartburg zu besorgen hatten. Ein Franziskanerinnenkloster, und zwar von Pönitenzschwestern der dritten Regel des heiligen Franziskus, wurde zu Weimar, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert, gegründet.

Kommenden des Johanniterordens wurden gestiftet in Schleusingen 1291 durch Graf Berthold VI. von Henneberg, einen Prior des Ordens; durch ebendenselben auch noch vor 1300 zu Kühndorf im Schleusinger Kreis; zu Weißensee 1337, wo der Rath dem Orden Güter, Rechte und Einkünfte zuwendete, der Komthur dagegen auch die Verbindlichkeit überkam, den Kirchendienst in vier Kirchen in und außer der Stadt zu besorgen und dazu neun Geistliche nebst einigen Schülern auf dem Ordenshof zu unterhalten, ferner ein Hospital zu erbauen und in demselben die Armen mit Schülerspeise zu versehen, ebenso wie drei Aussätzige vor der Stadt, endlich alle nothdürftigen Leute zu herbergen; zu Kutzleben im Weißenseeer Kreis 1318; zu Obertopfstedt in demselben Kreis; dieses Ordenshaus ist wahrscheinlich nach Aufhebung des Tempelherrenordens an die Johanniter gekommen.

Deutschordenshäuser entstanden in dieser Zeit zu Nordhausen 1305; zu Weimar 1284, als Graf Otto von Orlamünde die dasige Pfarrkirche dem Orden überwies; zu Liebstedt bei Weimar im Anfang des 14. Jahrhunderts; zu Saalfeld, wo der Orden schon im Anfang des 13. Jahrhunderts ansässig gewesen war, 1327 aber das Patronat über das Hospital und die Kapelle zu St. Maria erwarb; zu Erfurt, indem der Orden 1281 einen Hof an der Lehmannsbrücke vom Kloster Reinhardsbrunn erstand und 1290 die Nicolaikirche in Erfurt vom Marienstift gegen seine Kirche in Fahnern eintauschte. In Tanna, Reuß j. L., wo der Orden schon durch Heinrich den Marianer einzelne Besitzungen erworben hatte, übergaben die Herren von

Gera 1279 demselben das Patronat über die Pfarrkirche; auch in Adorf und Reichenbach besaß der Orden je ein Haus. Namentlich in den oberen Gegenden des Vogtlands scheinen die Deutschordenspriester die Ausbreitung und Befestigung des Christentums vollendet zu haben; nicht wenige Kirchen dort verdanken ihren Ursprung dem deutschen Orden. In den Herren Reuß hatte derselbe aber auch ganz besonders eifrige Gönner; viele haben den Orden mit Vermächtnissen bedacht, mehrere sind Ordensglieder geworden, einer war Landmeister, zwei, nämlich der 1429 gestorbene ritterliche Vertheidiger Marienburgs in Westpreußen, Heinrich von Plauen, sowie der 1470 zu Mohrungen in Ostpreußen gestorbene Heinrich von Plauen, waren Hochmeister des Ordens.

Der Lazaritenorden erwarb von Gotha aus einen Hof zu Wackenhausen oder Wackenhof im Eisenachischen um 1268; zu Helmsdorf im Mansfelder Seekreis 1283. In Breitenbach, Worbiser Kreis, waren ihm schon 1253 die Kirche und die Güter eines 1200 gegründeten Nonnenklosters übergeben worden.

Schon im letzten Viertel des vorigen Zeitraums war noch vor seiner förmlichen Ausgestaltung ein Orden in Thüringen eingedrungen, der von vorn herein in gewissem Sinne ein Bettelorden, späterhin vom Papst ausdrücklich, wenn auch mit dem Recht des Besitzes, den Bettelorden zugerechnet wurde; das war der Orden der Augustiner, genauer Augustinereremiten. Nachdem nämlich schon lange klösterliche Gemeinschaften bestanden hatten, welche nach der sogenannten Regel des heiligen Augustin lebten, besonders durch weit strengeres Fasten, später auch durch Beschränkung auf wollene Hemden und Decken sich von den Benedictinern unterschieden und den Namen Augustinereinsiedler führten, gab denselben Papst Innocenz IV. in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine gemeinschaftliche feste Ordnung. Noch vor derselben hatten sie sich rasch verbreitet, das Augustinerkloster zu Schmalkalden wird schon 1205 erwähnt. Nach Erfurt waren Augustinereremiten bereits 1223 gekommen; im Jahre 1260 bekamen sie hier einen Platz bei St. Gotthard, und die Pfarrkirche St. Philippi und Jacobi wurde ihnen eingeräumt; so

entstand das für uns Evangelische so wichtige Augustinerkloster in Erfurt. Von Erfurt aus gründeten die Augustiner um 1249 eine Niederlassung in Gotha; die Nonnen des Kreuzklosters überließen ihnen dazu eine Kirche nebst den zu ihr gehörigen Höfen. Das Augustinerkloster zu Königsberg in Franken, von Einigen auf Kaiser Friedrich Barbarossa zurückgeführt, wurde wahrscheinlich 1269 oder 1290 gegründet. Außerdem entstanden in dieser Zeit Augustinerklöster zu Langensalza 1280, von Günther von Salza gegründet, und zu Nordhausen, 1312 zum ersten Mal erwähnt.

Ein Augustinerinnenkloster wurde in Neustadt an der Orla 1292 von der Gräfin Elisabeth von Arnshaugk gestiftet. Auf dem sogenannten Kupferberg bei Hettstedt im Mansfelder Seekreis war nach 1210 ein Dominikanermönchskloster gegründet worden; Frau Mechtild und ihr Sohn Walter von Arnstein verwandelten dasselbe 1255 in ein Augustinerinnenkloster und Walter verlegte es 1262 nach Wiederstedt. — Als Klöster von Pönitenzschwestern nach dem Augustineroden werden die beiden Marien-Magdalenenklöster in Mühlhausen und in Schlotheim in der Rudolstädter Unterherrschaft bezeichnet; das erstere, auch das Kloster auf der Brücke genannt, kommt schon 1243 vor; das letztere wurde durch die Herren von Schlotheim 1288 gestiftet und mit Nonnen aus dem Maria-Magdalenenstift in Mühlhausen besetzt.

Den Augustinereremiten im weiteren Sinn hatte Papst Alexander IV. auch den von Wilhelm de Malaval 1157 in Italien gestifteten und von Papst Gregor IX. unter die Benedictinerregel gestellten Wilhelmiterorden zugetheilt. Seiner ausnehmenden Strenge wegen — er fastete fast ununterbrochen und ging Anfangs barfuß — breitete sich derselbe sehr aus. In Thüringen wurden Wilhelmiterklöster gegründet zu Weißenborn bei Ruhla 1253 von Propst Harter von Flachheim in Kreuzburg, für 13 Brüder bestimmt; zu Sinnershausen bei Wasungen 1292 durch den Ritter Gottfried von Katze; zu Wasungen 1299 durch einen Herrn von Kehr oder einen Ritter von Schrumpf, häufig auch Kloster Thein oder Oberwelbach genannt; zu Orlamünde durch Graf Heinrich IV. von Orlamünde 1331.

Noch ein kleinerer Bettelorden, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Italien entstandene Servitenorden, dessen Zweck war, von Almosen lebend durch Gebet und fromme Uebungen der Verherrlichung der Jungfrau Maria zu dienen, breitete sich in dieser Zeit nach Thüringen aus. Als nämlich 1311 Erzbischof Peter von Mainz einige Abgeordnete nach Erfurt schickte, um da mehrfache Unordnungen abzustellen, kamen Serviten oder, wie man sie auch nannte, Marienknechte mit ihnen; ein Kloster vor dem Krempferthor wurde ihnen übergeben, in welchem vorher Cistercienserinnen, auch Bernhardinerinnen genannt, gewohnt hatten; diese bekamen zum Ersatz dafür eine Wohnung im Brühl. Ein Servitenkloster gründete auch Heinrich von Heringen zu Mariengart bei Vacha 1339; 1368 wurde dasselbe an das Oberthor zu Vacha verlegt.

Anderer Art war ein Orden, der erst gegen Ende dieses Zeitraums in Thüringen auftrat, der Karthäuserorden. Seinen Namen hatte derselbe von der Karthause, einer wilden Gebirgsschlucht bei Grenoble in Frankreich, in welcher sich in der Mitte des 11. Jahrhunderts Bruno von Köln mit einigen Genossen Hütten gebaut hatte. Doch erst gegen Mitte des 12. Jahrhunderts hatte sich ein förmlicher Karthäuserorden gebildet. Lange übte derselbe eine so strenge Enthaltsamkeit, daß er außer der nothdürftigsten Nahrung und Rindshäuten jede Schenkung verschmähte; später verwendete er die ihm zufließenden Reichthümer ausschließlich zur Ausschmückung der Kirchen. Der Priester auf dem Hülfensberg im Eichsfeld, Johann von Hagen, welcher mit einigen Edelleuten als Beschützern des dortigen Heiligthums und den daselbst wohnenden Nonnen den Ertrag der Opfer von den zahlreichen Wallfahrern getheilt hatte, vermachte sein bedeutendes Vermögen zur Stiftung eines Karthäuserklosters; 1372 gründete der mit Vollstreckung dieses Vermächtnisses beauftragte Propst von Dorla, Johann Orthonis, das Kloster in Erfurt auf der sogenannten Wolfsheide außerhalb der Mauern, es erhielt den Namen „Salvatorkloster" und wurde mit vier Mönchen aus Kreutzenau besetzt; als 1440 die Stadt neu befestigt und dabei erweitert wurde, zog man das Karthäuserkloster mit in die Stadt. Um das Jahr 1379 kamen Karthäusermönche nach Eisenach; sie hielten bei den Land-

grafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm um die Erlaubniß an, vor der Stadt im Krimmelbach oder Krummbach ein Kloster ihres Ordens zu erbauen, und die Landgrafen ertheilten nicht allein die begehrte Erlaubniß, sondern fügten derselben noch mehrfache Verwilligungen zu; das Kloster hieß das St. Elisabethenhaus Karthäuserordens vor Eisenach.

In Geltung und Wirksamkeit wurden während der ersten Hälfte dieses Zeitraums sämmtliche Orden von den Bettelorden überholt. Bei den meisten anderen war die ursprüngliche Armuth mehr oder weniger zum bloßen Schein geworden; selbst die Cistercienser, deren Grundsatz war, den Lebensunterhalt durch Händearbeit zu gewinnen, waren eben durch Befolgung dieses Grundsatzes in Arbeitsamkeit und Genügsamkeit allmählich zu großer Wohlhabenheit gelangt und hatten die Einwirkungen derselben erfahren. In den Bettelorden sollte weder der Einzelne noch das Kloster Eigenthum haben, vielmehr die ganze Genossenschaft sich durch milde Gaben erhalten. Ebendarum und weil sie der Predigt und Seelsorge oblagen, ließen sie sich in den größeren Städten nieder, und zwar in einer Zeit, wo die Städte sehr aufblühten und immer mehr die beherrschenden Mittelpunkte des religiösen wie des geistigen Volkslebens überhaupt wurden. Außer einem Hof bedurften die Bettelmönche zu ihrer Niederlassung nichts. Sie brachten die Begeisterung jugendfrischer Orden mit; ihre feurige Predigt, ihre gelehrte Bildung, ihre Entsagungskraft, ihre Selbstaufopferung im Dienst der Armen und der Kranken, das alles bewirkte, daß sie sich noch rascher als selbst die Cistercienser in ihrer ersten Zeit ausbreiteten, und daß sie bald das religiöse Volksleben beherrschten. Nicht lange, so waren sie auch die Beichtväter oder geistlichen Rathgeber der Fürsten und Bischöfe. Die Söhne der vornehmen Geschlechter, die sich dem Mönchsleben widmeten, traten meist in die Bettelorden; wie das schon früher Graf Elger von Hohnstein that, und wie in dieser Zeit ein Graf Günther von Schwarzburg Dominikaner und als solcher der Beichtvater des Grafen Berthold v. Henneberg wurde. In den Städten verdrängten die Bettelmönche vielfach die Weltgeistlichen aus der Seelsorge, und von den Päpsten wurden sie bei ihren Uebergriffen geschützt. Dieses Uebergewicht der Bettelorden em-

pfanden nicht nur die Weltgeistlichen, sondern auch die Angehörigen der anderen Orden sehr übel, und heimlich und offen traten sie ihnen entgegen. „Freilich", muß ein Hauptgegner seinen Einwendungen gegen die neuen Orden hinzufügen, „freilich ist sehr zu beklagen, daß die alten Orden durch das unordentliche Leben ihrer Genossen so in Verachtung gerathen sind, daß man zu dem Glauben gekommen ist, sie genügten nicht mehr zur Erlangung des Heils."

Seiner ursprünglichen Bestimmung nach hatte der Cistercienserorden keinen Grund, auf die Bettelorden eifersüchtig zu sein; Predigt und Seelsorge, worauf diese sich hauptsächlich legten, waren den Cisterciensern gerade untersagt; während die Bettelmönche von Almosen lebten, sollten sich die Cistercienser mit Händearbeit ernähren; waren jene auf die Städte angewiesen, so war ihr Platz in einsamen Gegenden; befleißigten sich jene gelehrter Bildung, so hatten sie von vornherein weniger Gewicht auf Bücherschreiben als auf schwielige Hände gelegt. Aber der Cistercienserorden war sehr mächtig geworden und wollte seine Macht nicht abtreten. Daher eine Eifersucht auf die Bettelorden, welche oft zu Reibungen führte. Um aber den Kampf bestehen zu können, mußte sich der Cistercienserorden so viel wie möglich die Vorzüge der Bettelorden aneignen. Hieraus erklären sich mehrfache Neuerungen in der Thätigkeit des Ordens. Die Cistercienserklöster ließen sich jetzt gerne Kirchenpatronate übertragen, um die Predigt und Seelsorge mehr in ihre Hände zu bekommen. Während sie früher das Volk von ihren Klöstern eher fern gehalten hatten, suchten sie sich nun Abläſſe von Bischöfen und Päpsten zu verschaffen und so das Volk herbeizulocken; selbst für das Anhören der vom Abt oder Prior gehaltenen Predigten wurde Ablaß ertheilt; sorgfältig wurden die im Kloster geschehenen Wunder zur Empfehlung desselben aufgezeichnet; der früheren Ordnung ganz zuwider wurden gegen Schenkungen Begräbnisse im Kloster verliehen. Ebenso erbauten die Cistercienserklöster auf ihren Höfen Kapellen. In den größeren Städten hatten sie nämlich mit der Zeit Höfe erworben zum Absatz ihres Getreides; so besaß Volkenroda Höfe in Mühlhausen und Erfurt, Pforte in Erfurt und Naumburg, Georgenthal in Gotha, Erfurt, Arnstadt und Eisenach;

das Volk nannte einen solchen Hof den grauen Hof; auf diesen Höfen errichteten mit der Zeit die Klöster auch Kapellen, nicht allein für die da weilenden Mönche, sondern auch für das Stadtvolk. — War die Gastfreundschaft von den Cistercienserklöstern ebenso wie von anderen Orden von Anfang an in hohem Maße geübt worden — jedes Kloster hatte eine Herberge nebst einer Krankenstube, Reinhardsbrunn war ausdrücklich gestiftet, „Vergebung der Sünden zu erlangen und durch ein ewiges Leben belohnt zu werden, auch allen hülfsbedürftigen reisenden Christen einen Aufenthalt zu verschaffen" — so hatten die Cistercienser in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch schon angefangen, Hospitäler zur Aufnahme von Kranken auf längere Zeit zu gründen, und man rühmte den Cisterciensern nach, daß sie nur wenig für sich behielten, alles Uebrige für die Armen und Pilger verwendeten. Daher wurden ihnen mehr und mehr auch die schon bestehenden Hospitäler in den Städten übertragen. So übergab 1272 Vogt Günther von Langensalza das von seinem Vater gestiftete Hospital daselbst dem Abt von Volkenroda, damit es durch Ordenspersonen dieses Klosters im Geistlichen und Weltlichen versorgt werde; ausgemacht war dabei, wenn das Kloster weiter Güter gewänne, so sollte auch die Zahl der Armen und Siechen im Hospital vergrößert werden. — Auch in der Wissenschaft suchten es die Cistercienser den Bettelorden gleich zu thun. Von Anfang an war ja die Gelehrsamkeit vom Orden weder verboten noch verachtet worden; in jedem Kloster hatte man eine Schreiberei, meist freilich nur zum Abschreiben gottesdienstlicher Bücher, desgleichen eine Büchersammlung und bestimmte Stunden zum Studiren. Am Sonntag Abend bekamen die Schreibermönche, die unter einem besonderen Schreibermeister standen, Pergament, Tinte, Federn und Handschriften zum Abschreiben; am Montag früh gingen sie schweigend an ihre Arbeit; um ihre Schreibtafeln zu glätten, Wachs zu schmelzen und das Pergament zu trocknen, durften sie die Küche besuchen; auf das Feld brauchten sie nur zur Erntezeit zu gehen. Ein großes Gewicht wurde jedoch in der ersten Zeit nicht auf die Gelehrsamkeit gelegt; auch sollten keine Schüler im Kloster unterrichtet, nur Novizen und Mönchen die nöthigen Kenntnisse mitgetheilt werden; und bloß das Studium

der heiligen Schrift und frommer christlicher Bücher war den Mönchen für gewisse Stunden gestattet, ja geboten. Das wurde mit dem Auftreten der Bettelmönche anders; in jeder Provinz bekam eine Cistercienserabtei ein sogenanntes Studium oder Colleg d. h. eine Schule der Gottesgelehrtheit, und dahin, besonders nach dem Colleg in Paris, schickten die Aebte geeignete Mönche, die da auf Kosten ihres Klosters studierten. Später wurden sogar die Klöster gezwungen, ihre tauglichen Glieder auf die Studienanstalten und Universitäten zu schicken; und die Gelehrsamkeit einzelner Mönche wurde durch besondere Auszeichnungen geehrt. — Vor allem aber mußte der Cistercienserorden, um nicht hinter den Bettelorden zurückzubleiben, seine frühere Sittenstrenge wieder aufzurichten suchen. Denn schon war der Entsagungsgeist des ersten Jahrhunderts vielfach im Orden geschwunden, schon waren manche Schäden hervorgetreten. Den Vateräbten wurde deshalb gewissenhafte Visitation der unter ihnen stehenden Klöster aufgegeben; besonders suchte man dem Gaumenkitzel entgegenzuwirken; die frühere Enthaltsamkeit vermochte man jedoch nicht wiederherzustellen. In fast allen Klöstern kamen jetzt die sogenannten Pitanzen oder Extraspenden auf, indem Laien sich Jahresgedächtnisse im Kloster stifteten und dazu dem Kloster eine bestimmte Summe überwiesen, aus welcher den Mönchen zu bestimmten Zeiten ein Gericht mehr oder eine bessere Speise gereicht werden sollte, z. B. Semmel, Wein und Fische, sehr häufig Würzburger Wein, Häringe, Weizenbrot, eine zweite Mehlspeise oder sonst eine Zuthat. Je mehr freilich die Bettelmönche anfingen, zu essen, was ihnen schmeckte, desto nachsichtiger wurde man auch bei den Cisterciensern in der Speisefrage, wofern nur der Welt kein Anstoß gegeben wurde. Denn auf die Wahrung des guten Namens gab man noch viel, wenn auch schon bald von argen Verstößen gegen die Ordensregel, insbesondere fleischlichen Vergehen, und von einzelnen Fällen der Bestrafung mit ewigem Gefängniß verlautet. Die meiste Noth machten dem Orden die Laienbrüder; sie waren vielfach nicht in Zucht zu halten, und als man bei der Aufnahme strenger verfuhr, hatten viele Klöster bald Mangel an ihnen, so daß man wohl im Kloster selbst für die niederen Arbeiten Lohnleute halten mußte. Man sieht, es hatten sich schon tiefe Schäden eingeschlichen,

aber bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts kämpfte der Orden noch tapfer gegen dieselben. — Mit alle dem wurden freilich die Cistercienser von den Bettelmönchen auf den eigenthümlichen Gebieten dieser Orden überflügelt; mit desto größerem Erfolg aber warfen sie sich auf ihr ursprüngliches Arbeitsfeld, die wirthschaftliche Thätigkeit. Weiter und weiter nach Nordosten, in die Wendenländer sendeten sie Mönchskolonien aus, welche dort in ganz mustergültiger Weise die Landwirthschaft betrieben. Hierdurch wurden sie die Lehrmeister der Wenden im Ackerbau; auch hoben sie durch ihre Theilnahme an der Arbeit den verachteten Bauer; in kurzer Zeit machten sie die Wenden um das Kloster und die Höfe her deutsch. Uebrigens wurden durch sie auch nicht wenige deutsche Bauernschaften angesiedelt; zwischen den Mutter- und Tochterklöstern war ein stetes Kommen und Gehen; aus den Dörfern des Mutterklosters wanderte ein Theil der heranwachsenden Jugend nach den Besitzungen des Tochterklosters; kam man doch in eine schon bekannte und liebe Umgebung. Wollte ein Mutterkloster eine Dorfflur in einen Ackerhof umwandeln, so kaufte es wohl den Bauern ihre Höfe ab, diese zogen mit Weib und Kind, Vieh, Haus- und Feldgeräthe ins Wendenland, bekamen da vom Tochterkloster unter den vortheilhaftesten Bedingungen etwa eine Waldhufe, bauten sich ein Blockhaus und hatten nach einigen Jahren angestrengter Arbeit einen größeren und schöneren Hof, als den sie verlassen. Denn die deutschen Klosterbauern standen sich unter den Mönchen gar gut; sie hatten nur Einen Herrn; der in Getreide und Geld bestehende Pachtzins war mäßig, nur den Dreißigsten hatten sie an den Pfarrer abzugeben, auf dem Klosterhof mußten sie nur einige Tage in der Zeit der Bestellung und Ernte frohnden. Noch jetzt läßt sich erkennen, wie die deutsche Auswanderung von den einzelnen Klöstern betrieben wurde; Meißen, die Lausitz und Schlesien wurden hauptsächlich von Pforte, Sichem und Volkenrode aus besiedelt; daher sich denn auch längs des Erz- und Riesengebirges im Wesentlichen die thüringische Mundart wiederfindet.

Wenn aber die erste Hälfte dieses Zeitraums ein Zurücktreten der Cistercienser gegen die Bettelorden zeigt, so bietet die zweite Hälfte schon den Anblick des Rückgangs in allen Orden.

Der Eintritt in die Klöster wurde spärlicher, und als der Cistercienserorden 1349 viele seiner Glieder durch die Pest verloren hatte, mußte er von vielen früheren Erfordernissen absehen, um nur Bewohner für seine Klöster zu gewinnen. Der Reichthum und die Verweltlichung der Klöster reizten immer mehr die Habsucht der Nachbarn. Aus der Zeit der Verwirrung nach Heinrich Raspes Tod hören wir von zwei Rittern, Heinrich und Hermann von Ballstedt, die von ihrem Schlosse Hermannstein bei Reinhardsbrunn einen Georgenthäler Klosterhof überfielen, das Vieh und sämmtlichen Hausrath raubten, und den Kellner sowie 18 andere Mönche und Laienbrüder, einen zu Tode, verwundeten. Während des thüringischen Erbfolgekriegs, 1255, mußte Abt Albert von Volkenrode sein Kloster mit Wällen und Thürmen versehen, weil dasselbe öfters durch feindliche Ueberfälle gelitten hatte. Es wurde aber mit der Zeit nicht besser. Der Cistercienserorden klagt 1270 beim Papst über Processe und andere Ränke sowie über förmlichen Raub, durch welchen die Kinder dieser Welt den Klosterbesitz anzufechten oder geradezu an sich zu reißen suchen. Um 1280 ertönt von Pforta und andern Klöstern die Klage, daß fast kein Monat, ja beinahe kein Tag vergehe, an dem nicht der Abt in unverschämtester Weise genöthigt werde, etwas herzugeben, daß aber das alles noch nichts dagegen sei, wenn die Jäger mit ihren Knechten und Hundemeuten angerückt kämen. Immer allgemeiner werden solche Klagen, fast jedes Kloster sucht im Anfang des 14. Jahrhunderts um Schutzbriefe gegen Bedrückung nach, nicht wenige bitten um die Genehmigung, das Kloster und die Klosterhöfe mit Mauern umgeben zu dürfen. Und daß die Klöster zu solchen Gesuchen Grund hatten, zeigt uns das Beispiel des Klosters Reinhardsbrunn. Ein Ritter von Heßburg war wegen Räuberei in Friedrichroda hingerichtet worden. Sein Bruder legte aus Rache 1292 Feuer in der Scheune des Reinhardsbrunner Kellermeisters an, das Kloster brannte zum größten Theil nieder, die Vorräthe wurden gestohlen, die Vorwerke zerstört und die Klosterbauern verjagt. Das bisher so blühende Kloster war mit einem Schlag vernichtet. Um ihm aufzuhelfen, verlieh ihm der Papst zahlreiche Ablässe; auch wirkten nach längerer Pause die Gebeine Ludwigs des Heiligen wieder Heilungswunder; und hier-

durch, sowie durch Güterverkauf und Geld-Aufnahme von Christen und Juden gegen hohe Zinsen, auch durch manche fromme Stiftung gelang es, nach etwa drei Jahren das Kloster wieder herzustellen. Noch aber hatte sich dasselbe von dem furchtbaren Schlag nicht erholt, als es von einer schweren Mißhandlung betroffen wurde. Der auf Schloß Tenneberg sitzende Sohn Albrechts des Unartigen, Apitz, fiel ganz in der Manier der gemeinen Raubritter in das Reinhardsbrunner Klostergebiet ein und führte das Vieh von demselben weg. Die Mönche, die Laienbrüder und die Bauern des Klosters traten dem Räuber entgegen, und ein handfester Laienbruder hätte den Prinzen mit der Heugabel erstochen, wenn sich nicht ein Mönch noch zwischen die Kämpfenden geworfen hätte; das erbeutete Vieh aber wurde zurückerobert. Apitz hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach der Wartburg zu gehen und sich bei seinem Vater bitterlich über die ihm widerfahrene Unbill zu beschweren. Albrecht in seiner blinden Liebe zu dem Bastard befahl seinem Vogt in Gotha, das Reinhardsbrunner Klostergebiet zu verwüsten und auszurauben. Glücklicherweise hatte der Vogt einen Sohn im Kloster; durch diesen benachrichtigte er den Abt von seinem Auftrag, damit er so viel wie möglich auf die Seite schaffe. Als nun der Vogt erschien, fand er nichts mehr zu plündern; er meldete das dem Landgrafen, mußte sich jedoch auf dessen Befehl mit 20 Gewappneten nach Tenneberg und Waltershausen legen, um von da aus Reinhardsbrunn zu befehden. Nach 14 Tagen kehrte er unverrichteter Sache zum Landgrafen zurück und brachte nun zwischen diesem und dem Abt einen Vergleich zu Stande, nach welchem der letztere eine Buße von 3½ Mark Silber zahlen mußte. Später gelang es dem Abt, Apitz durch ein Geschenk von 25 Mark umzustimmen, so daß er dem Kloster eine Schutzsteuer von 8 Mark an Tenneberg erließ, nachher auch noch einen Hof in Waltershausen schenkte. Wie sehr hatte sich doch das Verhältniß des landgräflichen Hauses zu seinem Familienkloster geändert! Im Jahre 1319 klagen mehrere Cistercienserklöster: „Die Fürsten fordern von uns Steuern und Beden wie von den Laien, beschweren uns mit Zöllen und Frohndiensten, schicken ihre Pferde, Hunde und Gesinde ins Kloster, in die Klosterhöfe und -Mühlen, um sie zu füttern, halten im Kloster oder auf dessen Gütern Gerichtstage

ab und kommen dazu mit einer großen Menge zu Roß und zu Fuß, verzehren dabei den Vorrath, von welchem der Convent lange Zeit hätte leben können, und fügen sonst noch dem Kloster an seinem Besitz und seinen Einkünften empfindlichen Schaden zu." Zum Schutz gegen dergleichen gröbere und feinere Gewaltthätigkeiten des hohen und des niederen Adels wurden wohl den Klöstern auf nachdrückliches, durch bedeutende Geldzahlungen noch verstärktes Andringen in Rom, vom Papst sogenannte Conservatoren oder geistliche Beschützer bestellt, den Cistercienserklöstern in Sachsen und Thüringen der Abt vom Petersberg in Erfurt. Doch Gewalt geht vor Recht. Landgraf Friedrich der Strenge hielt bald nach seinem Regierungsantritt eine Zusammenkunft mit den benachbarten Fürsten zur Aufrichtung des Landfriedens in Reinhardsbrunn; vier Tage lang mußte das Kloster 800 sehr anspruchsvolle Gäste mit ihren Pferden bewirthen; es gerieth dadurch in Schulden, von denen es sich lange nicht erholen konnte; nach seinem kurz hernach erfolgten Unglück auf dem Turnier zu Pegau soll der Landgraf selbst seine Handlungsweise gegen das Kloster als unrecht erkannt und bereut haben. In der Fehde zwischen dem Grafen Gebhard von Mansfeld und dem Bischof Ludwig von Halberstadt, sowie seinem Bruder, Landgraf Friedrich dem Strengen, kamen die letzteren, nachdem sie die mansfeldische Stadt Eisleben verheert hatten, nach Sittichenbach und zwangen den Abt Hermann, sie anstatt des Grafen von Mansfeld als Schutzherren anzuerkennen; zur Rache überfiel Graf Gebhard das Kloster, und durch den Widerstand, den er fand, noch mehr gereizt, plünderte, verbrannte und zerstörte er dasselbe bis auf den Grund. Den Abt ließ er erst durchprügeln, dann an einen Balken aufhängen und mit Feuer sengen; die Mönche aber jagte er sämmtlich fort. Allerdings wurde Graf Gebhard wegen dieser Frevelthat in den Bann gethan und fand sich dadurch bewogen, im folgenden Jahre 3000 Schock Groschen zur Wiederherstellung des Klosters zu geben.

Wie in dem letzterwähnten Falle die Sichemer, wie in zwei vorher genannten Fällen die Georgenthäler und die Reinhardsbrunner, so griffen die Mönche zuweilen auch selbst zu den Waffen, um sich ihrer Feinde zu erwehren. Die Rohheit des Adels war ja aufs Höchste gestiegen. Nur ein Beispiel! Nach der Eroberung

von Langensalza durch Landgraf Friedrich den Ernsthaften drang ein Edelmann, Heinrich von Volkstedt, in eine Kirche ein, ergriff bei der Plünderung das Hostienbehältniß, rief aus: „Ich habe mich dieses Sacraments niemals bedient, jetzt will ich es zu meiner Sättigung gebrauchen!" verschlang einige Hostien und warf die übrigen auf die Erde; bald nachher endigte er als Räuber am Galgen. Hie und da entsprach aber solcher Rohheit des Adels eben auch eine geradezu verwunderliche Verwilderung in den Klöstern. In Reinhardsbrunn hatten sich 1290 Mönche und Laienbrüder unter einander und mit Weltgeistlichen geprügelt; 1295 hatten sich die Laienbrüder verschworen, die Klosteroberen zu ermorden, der Anschlag wurde jedoch rechtzeitig entdeckt und die Rädelsführer in Gotha verbrannt. Nach dem Tode des Abtes Johannes von Walkenried 1323 verlangten die Grafen von Hohnstein, daß ihr Bruder Otto, welcher Mönch in Walkenried war, zum Abt gewählt würde; als der Convent statt dessen Konrad von Duderstadt wählte, begannen die Grafen, die von ihren Vorfahren gestifteten Güter dem Kloster zu entziehen; der neue Abt eilte nach Rom und brachte den Bannfluch des Papstes über die Grafen bis in's vierte Geschlecht mit; die Grafen erschraken und gaben die eingezogenen Güter heraus; die Mönche aber frohlockten, machten sich über den Bruder der Grafen, Bruder Otto, her und erwürgten ihn. Gegen Eingriffe in das Klostergut suchten sich die Mönche wohl auch durch Betrug zu helfen; es ist die Zeit, wo in mehr als einem Kloster falsche Urkunden zur Vertheidigung wirklicher, einzeln wohl auch zur Wahrung nur vermeintlicher oder gar erdichteter Eigenthumsrechte, zum Theil mit großem Geschick, angefertigt worden sind.

Trotzdem zeigt sich in den Vermögensverhältnissen der Klöster eine zunehmende Zerrüttung, und gerade bei den Klöstern in Thüringen und Sachsen noch früher als anderwärts. In dem reichen Kloster Ichtershausen bekennt man 1393 offen, daß man sich durch Schulden in großer Verlegenheit befinde und schon seit längerem befunden habe. Wie hätten auch die äußeren Verhältnisse der Klöster gedeihen sollen bei dem Geist, der mehr und mehr in ihnen Platz griff? Mehr oder weniger beherrschte die Klosterbewohner das Streben, ein be-

quemes Genußleben zu führen; das Verbot des Fleischgenusses stand fast nur noch auf dem Papier; auf jede Weise suchten sich die Mönche Pitanzen zu verschaffen, und auf diese verzichteten sie nicht, auch wenn es um das Vermögen des Klosters übel stand. Dagegen entzogen sie gern den Pfarrkirchen des Klosters den größten Theil ihrer Einkünfte und ließen den Weltgeistlichen nur eine arg geschmälerte Pfründe. In dieser Zeit fangen die Klöster auch an, die eigene Bewirthschaftung ihrer Höfe aufzugeben und die Ländereien zu verpachten. Umgekehrt legen sie großen Werth auf den Besitz von Mühlen, Salzwerken und anderen dergleichen Anlagen, die einen reichen und doch bequemen Erwerb bieten. Um Wasserkraft, aber auch um große Fischteiche zu gewinnen, stauen sie wohl, wie in der Niederung bei Aschersleben, das Wasser auf und schaffen einen großen See, wodurch mehrere Dorfschaften mit ihren Fluren verschwanden. Schon kommt es in dieser Zeit nicht gar selten vor, daß ein Kloster wegen Unverbesserlichkeit seiner Bewohner einem anderen Orden übergeben wird, desto seltener hingegen, daß einem Kloster, wie es mit Sittichenbach nach der vom Abt Konrad III. 1349 vorgenommenen Reform geschah, „wegen der neuen guten Ordnung" mehrere Güter vermacht werden. Am frühesten hatte die alte Zucht bei den Chorherrnstiftern aufgehört; die Kanoniker lebten nicht in eigenen Wohnungen, überließen die Besorgung des Gottesdienstes Vicaren oder Klostergeistlichen und schlugen die unter ihnen stehenden Pfarrpfründen zu den ihrigen; seit Ende des 13. Jahrhunderts wurden in die Chorherrnstifter fast nur Adelige aufgenommen.

Besonders auffallend ist während des 14. Jahrhunderts der Vermögensverfall in Folge unordentlicher Wirthschaft bei nicht wenigen Frauenklöstern, freilich war es in diesen auch besonders schlecht mit der Zucht bestellt. Die Nonnen kehrten sich vielfach gar nicht an die Clausur, trugen außerhalb des Klosters weltliche Kleidung, verschafften sich besondere Gemächer; Bettelmönche haben häufig Zugang in die Nonnenklöster, Nonnen bekommen Kinder, und doch erhalten die Gefallenen auf Verwendung hoher Anverwandter ihre frühere Stelle im Kloster wieder; Spiel und Tanz in weltlicher Kleidung war an manchen Festen in den Nonnenklöstern nichts ganz Ungewöhnliches.

5. Die Anfänge der Entkirchlichung.

Im vorigen Abschnitt wurde erzählt, wie der Cistercienserorden im Wettkampf mit den jüngeren und überflügelnden Bettelorden sich die Vorzüge derselben anzueignen suchte und daher, theilweise im Widerspruch mit seinen früheren Grundsätzen anfing, das Volk in seine Kirchen zu ziehen, Hospitäler in den Städten zu gründen und zu übernehmen, auch das gelehrte Studium seiner Glieder zu befördern. Aus demselben Grund vollzog sich in dieser Zeit eine ähnliche Schwenkung auch bei dem Benedictinerorden, nur seinem Alter entsprechend in weniger kräftiger und auffallender Weise. Der Wettkampf mit den Bettelorden war jedoch keineswegs die alleinige oder auch nur die tiefste Ursache solcher Wendung. Wenn nämlich im Eingang des vierten Abschnittes als die hervorstechendste Eigenthümlichkeit dieses Zeitraums angegeben wurde der Umschlag der früheren Weltverachtung und Weltentsagung in eine immer allgemeinere Sucht nach Erwerb und Genuß der irdischen Güter und Freuden, so war dieser Umschlag doch nur die Kehrseite einer unermeßlich wichtigen und weittragenden, aber an sich durchaus berechtigten Entwickelung, nämlich der beginnenden Entkirchlichung. Das ganze geistige Leben des Volkes war früher naturgemäß im kirchlichen beschlossen gewesen; ebenso naturgemäß war nachgerade die Zeit gekommen, daß dasselbe erst leise, dann immer merklichere Ansätze zu selbständiger Ausgestaltung machte. Seinen Höhepunkt hatte das kirchliche Wesen erreicht, als Kunst, Wissenschaft und Staat zwar da waren, aber mehr oder weniger nur als Lebensbethätigungen oder auch als Wirkungskreise der Kirche, noch in natürlicher Einheit mit derselben sich geltend machten. Mit dem Beginn der Loslösung, der Befreiung, der werdenden Selbständigkeit mußte nothwendig der Niedergang des früheren kirchlichen Wesens eintreten. Daß die bisherige Geistesmacht der Kirche über das Volk abgenommen habe, davon zeugten schon im vorigen Zeitraum das Auftreten von Ketzereien im Volk und die Bekämpfung derselben durch Ketzergerichte seitens der Kirche; beides setzte sich im gegenwärtigen Zeitraum fort. Ein anderer betrübender Beweis vom Rückgang der Kirche tritt uns darin entgegen, daß zumal in den höheren Ständen der frühere tief religiöse Sinn einem gröberen

oder feineren Weltsinn weicht, und die Kirche, die kirchlichen Gewalten wie die kirchlichen Orden, trotz ernstlicher Gegenbestrebungen, mehr und mehr mit verweltlicht. Ein nicht weniger sicheres, jedoch erfreulicheres Anzeichen vom allmählichen Niedergang der Kirche bieten uns solche Erscheinungen in diesem Zeitraum, die sich einerseits als Anstrengungen und Unternehmungen der Kirche, den im Volke erwachten weitergehenden Bedürfnissen entgegenzukommen, das Volk zu befriedigen und so für die Kirche zu erhalten oder wiederzugewinnen, andererseits als Uebergänge und Fortbildungen aus dem Kirchlichen in's allgemein Christliche betrachten lassen, weil sie entweder von der Kirche selbst ausgehen oder doch in vollem Frieden, ja im Einverständniß und mit Einwilligung der Kirche sich vollziehen. Erst von hier aus versteht man recht die Bedeutung der Bettelorden; ihr Verzicht auf allen Einzel- und Klosterbesitz, sowie ihre anfängliche Enthaltsamkeit überhaupt, ihre Wirksamkeit an den Kranken und den Armen, ihre seelsorgliche Thätigkeit unter dem gemeinen Volk, das Predigen, die Ketzerverfolgung und der Kirchenbau, insbesondere der Dominikaner, der wissenschaftliche Eifer fast aller Bettelorden: sie waren offenbar durch die verschiedenen Anzeichen von Entkirchlichung hervorgerufen, wirkten derselben entgegen, führten aber unwillkürlich dieselbe weiter. Wie begreiflich von hier aus, ganz abgesehen von der Triebfeder der Eifersucht, daß andere Orden sich so viel wie möglich von der Eigenthümlichkeit der Bettelorden aneigneten; wie begreiflich freilich auch, daß weder die neuen Orden noch die theilweise veränderte Haltung der älteren Orden den Rückgang des kirchlichen Lebens wirklich aufzuhalten vermochten!

Kirchen, Spitäler, Schulen.

Geradezu widersinnig könnte es auf den ersten Blick erscheinen, wenn wir unter die Merkmale beginnender Entkirchlichung schon die Erscheinung rechnen, daß in dieser Zeit ein gutes Theil von dem, was Thüringen an schönen Kirchen besitzt, oder doch besessen hat, entweder nach seinem Anfang im vorigen Zeitraum fortgebaut und vollendet oder auch, meist an Stelle von älteren und schlechteren Bauten, neu hergestellt worden ist. Doch läßt sich mehr als ein Zusammenhang zwischen dem Kirchenbau und der

sich anbahnenden Entkirchlichung mit Fug behaupten. Wenn gerade die Predigermönche so großen Eifer auf Errichtung schöner Kirchen verwendeten, so wurden sie dabei wenigstens mit von dem Wunsche geleitet, das Volk zu zahlreicherem und häufigerem Besuch des Gottesdienstes, insbesondere des Predigtgottesdienstes, zu locken. Sollte es anderseits eine zu kühne Vermuthung sein, daß wohl einzelne schöne Kirchen ihre Entstehung in dieser Zeit keineswegs bloß der Frömmigkeit, sondern mindestens ebenso sehr dem namentlich in den Städten erwachten und verbreiteten Kunstsinn verdanken, welcher auf die Erbauung und Ausschmückung von Kirchen als fast alleiniges Gebiet seiner Bethätigung angewiesen war? Die Hauptsache aber ist diese: während früher die Baumeister nicht bloß von Kirchen, sondern auch von bedeutenden weltlichen Gebäuden ziemlich ausnahmslos der höheren Geistlichkeit, namentlich der Klöster, angehört hatten, konnten und mochten jetzt die meist dem höheren Adel angehörigen höheren Geistlichen die überdieß schwerer gewordene Baukunst in der Regel nicht mehr erlernen; die Bischöfe und Aebte überließen immer mehr auch das kirchliche Bauwesen den ursprünglich aus den Laienbrüdern hervorgegangenen weltlichen Baumeistern, welche mit den sogenannten Bauhütten oder Baukunst-Genossenschaften die allmählich zum Bedürfniß gewordenen Rathhaus-, Thor-, Brücken- und sonstigen bürgerlichen Kunstbauten auszuführen pflegten.

Gebaut aber wurde von den meist weltlichen Baumeistern seit Mitte des 13. Jahrhunderts nicht mehr im romanischen, sondern im sogenannten g o t h i s c h e n oder germanischen Spitzbogenstil. Ihm gehört vor allem an der Dom oder die Marienkirche oder die Stiftskirche Unserer lieben Frauen in Erfurt. Ursprünglich von Bonifacius gestiftet, war diese Kirche gegen Mitte des 12. Jahrhunderts sehr wandelbar geworden; man hatte sie daher 1153 abgetragen und einen neuen Grund gelegt, wobei die angeblichen Leiber des heiligen Adolar, des vermeintlichen einzigen Bischofs von Erfurt, und seines Mitmärtyrers Eoban aufgefunden worden waren; und die Verehrung dieser Reliquien hatte eine so große Menge von Wallfahrern aus ganz Thüringen und weiter herbeigezogen, daß man aus den reichen Opfern die Kirche sammt Thürmen hatte neu bauen können. Im Jahr 1225 hatte diese Kirche eine Orgel

bekommen; es war die erste in Erfurt überhaupt gewesen. Aber erst 1349 wurde der herrliche Chor der Kirche im gothischen Stil begonnen und binnen drei Jahren vollendet; die Kosten des Chorbaues beliefen sich auf 24,000 Mark Silber; der gewölbte Unterbau, die sogenannte Cavate, sowie die Graden oder der steinerne Aufgang zur Kirche kostete gegen 143,000 Gulden; ein Geschichtschreiber sagt mit Recht, es sei zu verwundern, wie man damals in Deutschland so viel Geld habe aufbringen können; und doch bestand dasselbe nur aus Almosen und Opfern. Nachdem, wie hier vorausgenommen werden soll, hundert Jahre später das verfallene Schiff der Kirche neu erbaut worden, wurde dieselbe durch den großen Brand 1472 beinahe ganz zerstört; die Thüren geriethen in Flammen, die Glocken, unter ihnen die 1257 gegossene Maria gloriosa, schmolzen, das Dach des Schiffes fing an zu brennen, die Altäre stürzten ein, das Schiff brannte aus; nur der Chor wurde erhalten. Im Jahr 1497 ließen die Kanoniker eine neue große Glocke gießen, sie wiegt 275 Centner, der Klöpfel 11 Centner, ihre Weite beträgt 15 Ellen. Im Jahr 1717 schlug der Blitz in den mittelsten der Thürme; das Kupfer, mit welchem dieselben gedeckt waren, schmolz, die große Glocke jedoch wurde durch das steinerne Gewölbe über ihr geschützt. Ueber hundert Jahre vertrat nun erst ein Schindel-, dann ein Ziegeldach die Stelle der Thürme; in neuerer Zeit sind dieselben aber wieder hergestellt worden. In demselben Stil wie der Chor des Doms wurde die Predigerkirche zu Erfurt erbaut und bis 1380 oder 1390 vollendet; desgleichen die Marienkirche zu Heiligenstadt, 1333 eingeweiht, sowie die Aegidiuskirche und die Annakapelle neben der Marienkirche daselbst; die Blasiuskirche zu Mühlhausen im 13. Jahrhundert, die prachtvolle Marienkirche daselbst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Kapelle neben der Georgskirche ebendaselbst im 14. Jahrhundert; die im romanischen Stil angelegte, aber im gothischen ausgebaute Klosterkirche zu Pforte im 13. und 14. Jahrhundert; die Münzkirche zu Saalfeld im 14. Jahrhundert; die Kirche des Klaraklosters in Weißenfels, vielleicht auch aus dem 13. Jahrhundert; die nur noch in Ruinen vorhandenen Kirchen zu Roda und zu Weyda, sowie Ueberreste der Klosterkirche zu Stadtilm. Neben der Baukunst hatte seit An-

fang des 13. Jahrhunderts auch die Bildhauerei einen gewaltigen Aufschwung genommen; und Thüringen ist nicht arm an Denkmälern aus der Blüthezeit derselben. Gerühmt werden besonders die 12 Bildsäulen der Stifter, sowie die halberhabenen Arbeiten am Altar des Naumburger Doms, letztere um 1250 gefertigt; die Malerei in einer Chornische der Predigerkirche zu Erfurt aus dem 15. Jahrhundert; die Grabsteine eines Bischofs im Dom zu Naumburg, eines Ritters im Kreuzgang des Doms zu Merseburg, des Grafen von Gleichen und seiner beiden Gemahlinnen im Dom zu Erfurt, aus dem 13., eines Grafen von Schwarzburg und seiner Gemahlin in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt, eines Edelfräuleins und eines Bischofs in der Barfüßerkirche zu Erfurt, aus dem 14. Jahrhundert. Von gemalten Holzschnitzereien sind zu erwähnen: ein großes Krucifix in der Kirche zu Pforta, aus dem 13. Jahrhundert; die Bildsäule des Markgrafen Friedrich des Tauten in der Klosterkirche zu Weißenfels aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, beide in romanischem Stil; die Altarschränke in der Barfüßer- und in der Thomaskirche zu Erfurt, die Krönung der Maria darstellend, aus dem 14. Jahrhundert; ein an der Wand hängendes, in Holz geschnittenes Bild, die Auferstehung Christi darstellend, sowie eine geschnitzte Kanzel in der jetzigen Kirche, ehemaligen Kapitelstube zu Walkenried.

Leichter und sicherer als bei dem Kirchenbau ist der Zusammenhang mit der beginnenden Entkirchlichung zu erkennen bei der Stiftung von Hospitälern außerhalb der Klöster. Nicht als ob solche Anstalten bisher ganz gefehlt hätten; aber auffallend ist es, wie sehr die Zahl derselben in der zweiten Hälfte des vorigen und während dieses Zeitraumes zunimmt, und wie viele und große Schenkungen ihnen zufließen. Um nur Eine Stadt zu erwähnen, so hatte Eisenach fünf Hospitäler, nämlich das Hospital unter der Wartburg und das St. Annenhospital, beide von Elisabeth der Heiligen 1225 und 1226 gestiftet, das Hospital St. Justus, von den Franziskanern um 1230 gegründet, das St. Clemenshospital oder das Männersiechen und das Hospital St. Spiritus oder das Weibersiechen, beide bereits in der Zeit der Kreuzzüge entstanden. Allerdings wurden auch die Hospitäler außerhalb der Klöster zum Theil noch von geistlichen Orden ge-

stiftet, und zum größeren Theil von solchen verwaltet; jedes größere Hospital hatte seine Kapelle, alle Hospitäler wurden zu den geistlichen Stiftungen gerechnet, viele waren mit Ablässen von Bischöfen und Päpsten begnadigt. In welchem Maße überhaupt alles gemeinnützige Thun mit seinen Einrichtungen und Anstalten noch als „kirchliche Sache" angesehen und behandelt wurde, davon nur ein Beispiel! Im Jahr 1379 erbauten die Grafen von Schwarzburg als Herren von Saalfeld und Pößneck auf der Saalbrücke in Saalfeld eine Kapelle zu St. Gehilfen auf der Brücke. Die Fußgänger und Fuhrleute, welche die Brücke benutzten, legten milde Gaben in den Opferstock vor der Kapelle; 1383 überließen die Grafen die Kapelle dem Stadtrath von Saalfeld, der nun auch die Brücke in Stand zu halten hatte. Gleichwohl läßt sich weder verkennen, daß die stärker werdende Richtung der Wohlthätigkeit auf die Armen und Kranken zugleich eine beginnende Abwendung derselben von den Klöstern war, noch daß sich auf diesem Wege, wenn auch erst leise, eine weltliche Armen- und Krankenpflege neben und statt der kirchlichen anbahnte.

Die Wissenschaft war freilich schon in den Klöstern des Bonifacius, der Regel des heiligen Benedict entsprechend, geehrt und getrieben worden. Die von Hirsau ausgegangenen Benedictinermönche hatten wenigstens einigen ihrer Stiftungen, wie Reinhardsbrunn und dem Peterskloster in Erfurt, einen Sinn für Gelehrtheit eingepflanzt. Bis zum Auftreten der Bettelorden hatte aber die wissenschaftliche Bildung, so weit sie überhaupt in den Klöstern zu finden war, neben der Förderung der Mönche überhaupt in frommem Sinn und Wandel oder der Erbauung aller, nur noch der Ausrüstung einzelner zu Lehrern, Beichtvätern und Räthen der Fürsten und Großen gedient; und der Zweck der Stifts- und Klosterschulen war hauptsächlich auf die Gewinnung und Vorbereitung junger Leute zum geistlichen Stande, bloß nebenher auch auf die Ausbildung von Söhnen und Töchtern des Adels für ihren weltlichen Stand gegangen. Erst die Bettelmönche, insonderheit die Dominikaner, machten sich bei ihrer eifrigen Beschäftigung mit den Wissenschaften zunächst die Vertheidigung und Geltendmachung des Kirchenglaubens, weiterhin aber die wissenschaftliche Erkenntniß selbst zur Aufgabe. Der ge-

lehrteste Thüringer des 14. Jahrhunderts war denn auch ein Bettelmönch, der Augustiner Heinrich von Friemar in Gotha; er hatte einst an der hohen Schule zu Paris mit Beifall gelehrt und sein Wissen in verschiedenen Schriften niedergelegt, war Meister der heiligen Schrift und ein genauer Kenner der Weltweisheit; mit dem berühmten tapfern Grafen und Kaiser Günther von Schwarzburg, der auch den Künsten des Friedens geneigt war, stand er in nahem Verhältniß. Wie sich die Bettelmönche auch in ganz anderer Weise als die älteren Orden des Unterrichts der vornehmen Jugend annahmen, hat uns das Beispiel des Dominikaners Elger von Hohnstein gezeigt. Durch den Vorgang der Bettelmönche in wissenschaftlichem Streben und durch das Ansehen, welches sie dadurch erlangten, wurden wiederum die älteren Orden, namentlich, wie wir sahen, die Cistercienser zur Nachahmung getrieben. Mochte da immerhin die Wissenschaft von Mönchen, in mönchischen Formen und meist auch in mönchischem Geist getrieben werden, der erste Schritt dazu war doch gethan, daß die Wissenschaft aufhörte, ein bloßes Hülfsmittel der Frömmigkeit zu sein, und anfing, an sich selbst Bedeutung zu bekommen. Wie hätte sich aber nicht alsbald auch die allmähliche Lösung von der Kirche vorbereiten sollen? Wirklich treten uns in dieser Zeit schon die Anfänge eines zwar noch völlig der Kirche dienenden, doch schon außerhalb der Klostermauern stattfindenden und nicht auf die Heranbildung von Geistlichen abzielenden Jugendunterrichtes an einzelnen Orten entgegen. Ausdrücklich werden in Mühlhausen, Gotha, Rudolstadt, Stadtilm, Saalfeld, Altenburg, Gera, Schleiz und mehreren anderen Städten sogenannte Pfarr- oder Kirch- oder Trivialschulen, lateinische Stadtschulen, erwähnt. Hervorgegangen waren dieselben wohl aus dem Bedürfniß, auch für die Stadtkirchen einen Knabenchor zu haben, der die lateinischen Kirchenlieder im Gottesdienst singen könnte; wie denn auch der Gesang neben dem Latein fortwährend der Hauptgegenstand der Unterweisung und das Hauptgeschäft von Lehrern und Schülern blieb. Der Pfarrer leitete die Schule bei seiner Kirche und ertheilte wohl selbst namentlich Religionsunterricht. Der Schulmeister oder Rector, sowie der etwaige Subrector, pflegten Geistliche zu sein, nur der Gehülfe des Schulmeisters, welchem

oblag, mit den ärmeren Knaben als Chorschülern bei jeder gottesdienstlichen Gelegenheit zu singen, auch wohl sonstige Dienste zu verrichten, und welcher davon den Namen Cantor führte, war meist ein Laie. Deutsche Schulen scheint es während dieses Zeitraums in Thüringen noch nicht gegeben zu haben; die Anfangsgründe im Schreiben, Lesen und Rechnen wurden, wenn überhaupt, von den Eltern oder auf Privatweg erlernt. Wenn wir uns aber auch weder die Zahl der Schüler noch den Umfang und die Höhe der wissenschaftlichen Leistungen in den städtischen Lateinschulen, den im Unterschied von den weiterführenden Stiftsschulen sogenannten „Schützenschulen“ sehr bedeutend vorstellen dürfen, so sind sie doch nicht nur ein Zeugniß für den Sinn in den Städten, dem sie ihre Entstehung verdanken, sondern sie haben auch ihrerseits denselben gehoben und gestärkt. Nach unverdächtigen Zeugnissen übertraf der Bürger-, näher der Handwerkerstand, sowohl im Bildungsstreben wie im Bildungsstand vielfach den Adel, ja selbst die Fürsten, von denen auch in Thüringen damals manche weder schreiben noch lesen gelernt hatten, um ein Bedeutendes. Wenn wir aber auf der einen Seite von dem erwachenden und sich regenden Sinn der Laien, insbesondere der wohlhabenden städtischen Bevölkerung für wissenschaftliche Kenntnisse, auf der anderen Seite aber davon hören, wie in den Stiftsschulen mehr und mehr der Scholasticus oder geistliche Lehrer den Jugendunterricht gemietheten Lehrern aus dem Laienstand überträgt, so verwundert es uns nicht mehr, daß schon in dieser Zeit hie und da die Geistlichen durch gelehrte Laien aus dem Rath der Fürsten und damit aus der Verwaltung des Landes verdrängt werden und auch nach dieser Seite hin ein allmählicher Rückgang der Kirche, eine Entkirchlichung der Wissenschaft und des Staates sich vollzieht.

Die Beghinen.

Gewöhnlich werden in den Verzeichnissen der Mönchs- und Nonnenorden ganz zuletzt noch die Beghinen, bezüglich die Begharden aufgeführt; man hat aber das Gefühl, daß dieselben schon kein Orden im eigentlichen Sinne waren. In der That gehören sie vielmehr in das Kapitel von den Anfängen der Entkirchlichung; denn sie stellen einen für diese Zeit sehr bezeichnenden

Uebergang des beschaulich-frommen Lebens aus den Schranken des Klosters in das Haus und die Gesellschaft dar. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts hatten sich in niederländischen Städten Frauenvereine gebildet, die ohne klösterliches Gelübde in gemeinschaftlicher Wohnung nach einfacher Regel ein frommes Leben führten; man nannte sie Beghinen, Männer, die ihnen nachahmten, BeghARDEN. Ihre Höfe lagen Anfangs alle außerhalb der Städte, erst später finden sich solche auch innerhalb der Stadtmauern. Die Bewohnerinnen hatten freie Verfügung über ihr Vermögen, waren auch nur auf die Zeit ihres freiwilligen Bleibens in der „Einigung" oder „Sammlung" zum Gehorsam gegen eine freigewählte Oberin verpflichtet; die ärmeren lebten von ihrer Hände Arbeit, alle sehr einfach; Hof und Krankenhaus waren gemeinsamer Besitz. Mit der Zeit wurden ihnen auch besondere Kapellen gestattet. Um den vielfach sehr nöthigen Schutz der Kirche zu gewinnen, verbanden sie sich allmählich meist mit dem dritten Orden der Dominikanerinnen und Franziskanerinnen; in Folge davon zogen sie wohl auch gleich diesen bettelnd im Lande umher. In Thüringen werden im Beginn des 14. Jahrhunderts mehrere Beghinenhäuser oder Höfe erwähnt; in Mühlhausen die Beghinenhäuser bei allen Heiligen und bei St. Jacobus; in Erfurt ein 1308 gegründeter Beghinenhof; auch in Eisenach und in Meiningen bestanden solche.

Aber am Rhein wurden die Beghinen, bezüglich die Begharden, durch die Brüder des freien Geistes hie und da mit Ketzereien angesteckt; solche ketzerische Beghinen, zuweilen aber die Beghinen überhaupt wurden von den Päpsten verdammt und verfolgt. In Eisenach vertrieb schon 1367 der Ketzerrichter Konzer die Beghinen; ebenso verfuhr 1368 der Ketzerrichter Walter Kerlinger mit den Beghinen in Erfurt; nach einer neuen Verdammungsbulle des Papstes Gregor XI. vernichtete derselbe Ketzerrichter 1369 die Beghinensammlungen in Mühlhausen und übergab ihre Höfe dem Stadtrath zu milden Zwecken; in Meiningen, welches unter dem Bischof von Würzburg stand, scheinen sie unbehelligt geblieben zu sein, denn 1554 werden die alten Frauen des Beghinenhofs oder, wie man es da nannte, des Nonnenhauses in das zu einem Spital umgewandelte Barfüßerkloster versetzt.

Die Brüderschaften.

Vereine zu bestimmten christlichen Zwecken hatte es schon in den ersten Jahrhunderten gegeben. Fast scheint es, als ob dieselben längere Zeit, durch die Orden überflüssig geworden, aufgehört oder doch nur in Gestalt einer weiteren und freieren Mitgliedschaft der Orden fortbestanden hätten; wenigstens hören wir aus der Blüthezeit der Orden, ja noch aus dem 15. Jahrhundert, vielfach, daß sich Fürsten und Herren gegen eine Schenkung in die Brüderschaft eines Ordens aufnehmen lassen und dadurch nicht zu den Mönchsgelübden, wohl aber zu gewissen, dem Orden eignen frommen Werken verpflichten und des Gebets der Ordensglieder, des Begräbnisses im Kloster, der Seelenmessen nach dem Tod und aller Gnaden des Ordens auf Erden und im Himmel theilhaftig werden. Allmählich aber erscheinen unter dem Namen der Brüderschaften Vereine von Geistlichen und Laien oder auch nur von Laien zu allerlei Zwecken, etwa zu gemeinsamer Theilnahme an kirchlichen Festen und Feiern, zur Unterstützung der Armen, Kranken, Reisenden, zur Bestattung der Todten, besonders oft zur gegenseitigen Befreiung aus dem Fegfeuer durch Abhaltung von Seelenmessen, hie und da aber auch zur Sicherung des Lebens und des Eigenthums, wohl gar zu gemeinsamer Uebung in den Waffen. Solche Vereine hatten ihre bestimmten Abzeichen, Gebräuche, Ordnungen und Feiern, hatten ihre besonderen Schutzheiligen und bildeten so zu sagen kirchliche Innungen oder Gilden; wie denn die segensreichste aller Brüderschaften, welche ihre Thätigkeit auf Heimathlose, Verbannte, Fremde in Armuth und Krankheit richtete, die Elenden-Gilde hieß. Vom Landgrafen Heinrich Raspe hören wir, daß er 1239 damit beschäftigt ist, eine geistliche Brüderschaft zum Gedächtniß und zur Pflege der göttlichen Liebe zu stiften; er selbst tritt als Landesfürst an die Spitze der Brüderschaft. Sehr verbreitet hatte sich im Lauf des 13. Jahrhunderts wie im ganzen nördlichen und mittleren Deutschland, so auch in Thüringen und hier wiederum, wie es scheint, besonders im Vogtland die sogenannte Kalandsbrüderschaft oder die Kalenderherren. Ihren Namen hatte diese Brüderschaft von dem lateinischen Wort Kalenden, d. i. dem

ersten Tag des Monats, weil sie sich an jedem ersten des Monats unter priesterlicher Leitung versammelte. Ihr Zweck waren gemeinschaftliche Andachtsübungen und Feste, gemeinsame gute Werke, namentlich Fasten und Almosen, und gegenseitige Unterstützung; insbesondere sorgte die Gesellschaft für ein feierliches Begräbniß ihrer Mitglieder und der Angehörigen derselben, sowie für Seelenmessen. Zu diesen Zwecken wurden die nöthigen Beiträge eingesammelt; nach und nach aber häufte sich durch Vermächtnisse und sonstige Stiftungen ein bedeutendes Gesellschaftsvermögen an; die Brüderschaft besaß Altäre, Kapellen und Conventshäuser. Mitglieder konnten Weltliche und Geistliche, Männer und Frauen sein; der Vorstand hieß der Dechant; die Gesellschaft stand unter dem Bischof; aber es war kein Orden, sondern ein freier Verein. In den Sitzungen an den Kalenden wurde verhandelt, was für Feste und Gedächtnißtage im Laufe des Monats zu begehen, was für Almosen auszutheilen, was für Fasten zu halten, aber auch ob und wie vorräthige Gelder auszuleihen und was für Zinsen im Monat fällig seien; etwaige neue Mitglieder wurden aufgenommen. Beschlossen aber wurden solche Sitzungen nach Art der Zunftversammlungen mit einem fröhlichen Gastmahl, welches aus den Ueberschüssen der Kasse bestritten und bei welchem „weidlich geschmaust und gezecht“ wurde. Da diese Gastmähler allmählich in schwelgerische Zechgelage ausarteten, so kamen die Redensarten auf: „man hält da einen großen Kaland!“ und: „der kalendert die ganze Woche!“ Diese Redensarten, sowie die Kalenderzinsen, d. h. Zinsen, die ehedem an die Kalandsbrüderschaft zu entrichten waren, erinnern hie und da noch an diese Vereine; sie selbst wurden in der Reformation aufgehoben und ihr Vermögen den Kirchkassen übergeben; ein schwacher Nachklang von ihnen sind die Leichenkassenvereine. Sehr häufig kommen auch Brüderschaften des Corpus Christi oder Frohnleichnamsbrüderschaften vor. Solche wurden z. B. in Saalfeld und Gräfenthal um die Mitte des 15. Jahrhunderts errichtet und vom Erzstift Mainz feierlich bestätigt. Ihre Zwecke waren Messelesen und Begehung des Jahrgedächtnisses für verstorbene Brüder, sowie andere Feierlichkeiten; namentlich aber hatte jedes Mitglied am Frohnleichnamsfest, bei Strafe eines neuen Groschens, der Procession

beizuwohnen und ein brennendes Wachslicht in den Händen, sowie einen frischen Kranz auf dem bloßen Kopf zu tragen; die Feierlichkeiten wurden mit einem Gastmahl beschlossen, bei welchem jedoch nur vier frische Speisen aufgesetzt werden durften. In Heldburg bestand eine St. Annen- und eine St. Sebastiansbrüderschaft, in Themar eine Corpus Christi und eine Sebastiansbrüderschaft. Noch in der Reformationszeit hören wir von Entstehung einer Brüderschaft des heiligen Hubertus oder Humerich und der heiligen Anna, deren vornehmstes Mitglied und thätiger Beförderer der eifrig katholische Graf Günther XXXIX. von Schwarzburg war. In Königsberg in Franken bestand eine nach ihrem Abzeichen sogenannte Schwesterschaft der Agleyblumen; die Schwestern, lauter adlige Frauen, gehörten zum Augustinerkloster der Stadt; die Zwecke der Schwesterschaft waren ungefähr dieselben wie bei den meisten Brüderschaften. Eine oder auch mehrere Brüderschaften finden sich in diesem und dem nächstfolgenden Zeitraume in jeder Stadt. Sollte nicht die Verbreitung und Blüthe der Brüderschaften, mit dem immer spärlicheren Eintritt ins Kloster zusammengehalten, auch zu den Merkmalen beginnender Entkirchlichung zu zählen sein? Man sucht doch in ihnen ohne Kloster wenigstens einen Theil der klösterlichen Ziele zu erreichen; die Leute wollen nicht mehr „Religiöse", wohl aber religiös sein; in der Anschauung des Volks deckt sich nicht mehr wie früher Heilsweg und Orden, immer weniger auch Christenthum und Kirche.

Die geistlichen Spiele.

Durch mancherlei Bräuche, wie namentlich die Wechselgesänge, den Kleider-, Dienst- und Personenwechsel der Priester, die feierlichen Umzüge in und außer der Kirche, die Palmenweihe am Palmsonntag, die Fußwaschung am Gründonnerstag, die Darstellung der Krippe zu Weihnachten und des heiligen Grabes zu Ostern, hatte der Gottesdienst, zumal an den hohen Festen, immer mehr eine schauspielartige Gestalt angenommen. Auf ganz natürliche Weise hatten sich hieraus allmählich die geistlichen Spiele oder die Mysterien, zunächst die Oster- und Weihnachtsspiele, entwickelt, wie sie besonders im 12., 13. und 14. Jahrhundert

blühten. Gewöhnlich waren dieselben von Geistlichen verfaßt und wurden von Geistlichen in der Kirche aufgeführt. Das Volk liebte sie begreiflicherweise sehr und entrichtete gern sein Opfer dafür. Außer der Weihnachts- und Ostergeschichte wurden mit der Zeit auch andere biblische Stoffe, wohl auch Legenden dargestellt. Ursprünglich lateinisch gingen diese Spiele zunächst in einzelnen Liedern, dann aber nach ihrem ganzen Inhalt in die Landessprache über; zuerst nur an den hohen Festen, wurden sie später auch an anderen Feiertagen aufgeführt; aus den Kirchen wurden sie auf die Kirchhöfe, weiter auf die Märkte, Straßen, Säle verlegt; aus den Händen der Geistlichen gelangten sie allmählich in die Hände von Laien; wenn sie sich aber auch fortwährend innerhalb der kirchlichen Glaubenslehre bewegten, so drang doch schon mit der Volkssprache auch volksthümlicher Witz und Spaß in dieselben ein. Hie und da finden sich schon ziemlich früh neben den geistlichen auch ganz weltliche Darstellungen, hauptsächlich an den Höfen der Großen; an den meisten Orten aber kannte man noch im 14. Jahrhundert nur geistliche Spiele, bei deren Darstellung entweder bloß Geistliche und ihre Schüler oder Geistliche und Laien zusammen wirkten. Die Kirche sah in den geistlichen Spielen, ebenso wie in den biblischen Bildern an den Kirchenwänden gleichsam eine Armenbibel und verband daher wohl gar Abläße mit dem zur Erbauung, zur Buße und zur Besserung heilsamen Besuch derselben.

In Thüringen scheinen solche Spiele sehr verbreitet gewesen zu sein. So wird vom Landgrafen Ludwig dem Heiligen berichtet, daß er vor dem Antritt seiner Kreuzfahrt in Eisenach ein Passionsspiel aufführen ließ, damit alles Volk gleichsam mit Augen sehen möchte, was ihn zu dem weiten und schweren Zug in's Morgenland bewege. Berühmt vor allen ist das 1322 zu Eisenach aufgeführte Spiel. Da stellten nämlich die Dominikaner am Jahrestag der Einweihung ihrer Kirche, also an der Dominikanerkirchweih, in einem noch vorhandenen Spiele das Gleichniß von den thörichten und den klugen Jungfrauen dar. Als Ort der Aufführung wird der Thiergarten oder auch die Rolle zwischen der St. Georgenkirche und dem Barfüßerkloster angegeben. Die Bühne bestand, wie gewöhnlich bei solchen Spielen, aus drei Stock-

werken, von denen das oberste den Himmel, das unterste die Hölle, das mittlere die Erde bedeutete. Das Spiel beginnt damit, daß oben im Himmel Christus mit Maria und den Engeln erscheint, auf der mittleren Bühne aber die zehn Jungfrauen, durch Knaben und Jünglinge dargestellt, singend auftreten, und ein Engel verkündigt, was nun kommen soll. Hierauf gebietet Christus erst auf lateinisch, dann auf deutsch, mit den Worten Ev. Matth. 22, 4 seinen Engeln, alle die ihn lieb haben und um seinetwillen leiden, zu seinem Hochzeitsmahl zu laden; und einer der Engel steigt hernieder zu den Jungfrauen und mahnt sie, sich Tag und Nacht bereit zu halten zu der großen Hochzeit des Herrn und in seinem Bekenntniß die Lampen brennend zu halten. Die erste der klugen Jungfrauen fordert die gleichgesinnten zur Eile auf, denn schon in der Jugend müsse man an die dereinstige Rechenschaft denken; die thörichten Jungfrauen dagegen scheiden sich von diesen, sie meinen, es habe noch gute Weile mit der Hochzeit wie mit der nöthigen Besserung, in dreißig Jahren könnten sie sich ja immer noch das Haar scheeren lassen und in's Kloster gehen. Während nun die klugen Jungfrauen ernste Betrachtungen mit einander anstellen, ergeben sich die thörichten dem Schlaf. Da fährt plötzlich eine von ihnen auf: „Die Zeit ist versäumt!“ Sie begehren nun Oel von den klugen, diese weigern sich, und während sie vergebens nach Oel suchen, wird von einem Engel die Erscheinung des Bräutigams angekündigt. Christus kommt, die nun seligen Jungfrauen singen das Sanctus, die Engel stimmen das Gloria zum Himmelsmahl an; die thörichten Jungfrauen aber, vom Mahle ausgeschlossen, flehen jammernd zu Christus empor, der sie aber abweist und auf ihr wiederholtes Flehen antwortet: „Ich kenne euch nicht!“ Da werfen sich die thörichten Jungfrauen vor Maria nieder und rufen sie um ihre Fürbitte an; allein Christus erwidert auf dieselbe: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort bleibt in Ewigkeit!“ Zugleich thut sich unten die Hölle auf, Lucifer und Beelzebub, die Obersten der Teufel, erscheinen und erinnern den Herrn daran, daß er verheißen habe, gerecht zu richten; mit lautem Geschrei begehrt der Chor der bösen Geister die ihm von Rechtswegen zukommende Beute. Noch einmal beugt jetzt Maria ihre Kniee vor Christus und bittet um

Gnade; vergebens. Da steigen die Teufel herauf und fesseln die Verdammten; diese aber verwünschen ihre Geburt und ihre Sünden und beschwören die Lebenden, sich doch an ihnen ein Beispiel zu nehmen; von den Teufeln gehalten, gehen sie sogar unter das Volk und wiederholen einzeln wie im Chor ihren Jammer, daß Mariens Fürbitte und Christi Kreuzestod ihnen nichts mehr helfe, daß sie nun ewiglich todt seien und doch nicht ersterben können, daß Opfer, Spenden und Seelgeräth, alles, alles umsonst sei. Das Stück war nämlich gegen die Lehren gerichtet, daß noch in den letzten Lebensstunden Zeit zur Bekehrung sei, daß die Fürbitte der Maria und der Heiligen auch von der Verdammniß erlöse, und daß Klostergelübde, Spenden, Messen u. dgl. auch nach einem leichtsinnigen Leben doch selig machen könnten. Landgraf Friedrich der Gebissene wohnte mit seinem ganzen Hofe der Aufführung bei; als das Stück endete mit der herzzerreißenden Klage: „Deß sind wir ewiglich verloren!" war er so erschüttert, daß er wie außer sich ausrief: „Aber was hilft dem Menschen der Christenglaube, wenn er nicht durch die Fürbitten der Heiligen zur Gnade Gottes gelangen kann?" Fünf Tage brachte der Landgraf in förmlicher Verzweiflung zu. Am sechsten, einem Freitag mit großer Messe, sprach er früh zu seiner Gemahlin: „Stehe auf und sorge dafür, daß Speisen zubereitet werden, für die Fastenden Fische, für die Anderen Fleisch, und laß den Priester mit der Messe auf mich warten, ich muß mich noch ein wenig durch Schlaf erholen!" Die Landgräfin entfernte sich, um den Auftrag zu vollziehen. Als sie um 6 Uhr an sein Lager trat, um ihn zu wecken: „Stehet schnell auf, schon ist die Stunde vorüber, das Volk wartet auf Euch!" da schlug er die Augen auf, konnte aber nicht reden; ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. In diesem Zustand brachte er noch dritthalb Jahre zu, bis er endlich 1324 im Alter von 67 Jahren starb. Er wurde in der Elisabethkirche zu Eisenach begraben. Dem Dominikanerkloster schenkte die verwittwete Landgräfin im Andenken an das Spiel von den zehn Jungfrauen einen massiv goldenen Kelch.

Nach der Reformation finden wir die geistlichen Spiele in den Städten meist zu Aufführungen von Allegorien oder erdichteten Lehrgeschichten durch die Schüler umgewandelt. Auf dem

Lande erhielten sich wenigstens Weihnachtsspiele ziemlich in ihrer ursprünglichen Gestalt, nur daß Verse von Kirchenliedern eingelegt und die Sprache der Zeit angepaßt wurde. Ueberreste solcher Spiele lassen sich im ersten Viertel unseres Jahrhunderts noch an vielen Orten nachweisen; gänzlich verschwunden dürften sie noch nicht sein. Daß aber die Blüthe der geistlichen Spiele in diesem Zeitraum auch zu den Spuren beginnender Entkirchlichung gehört, bedarf keiner weiteren Ausführung; in ihrem Uebergang nach Sprache, Ort und Darstellern führen sie uns ja ganz auffällig die allmähliche Loslösung des Theaters von der Kirche vor.

Die Geißler.

Im Jahr 1346 wurde Thüringen wie viele andere Gegenden von einem heftigen Erdbeben betroffen; hie und da stürzten Häuser ein und zerbarsten Hügel und Berge; in Erfurt floh Alles in's freie Feld, um nicht von den einfallenden Gebäuden erschlagen zu werden. Nicht lange darnach begann ein entsetzliches Sterben, man hieß es den *schwarzen Tod*; die Leute meinten, das sei die Folge des Erdbebens, durch welches schädliche Dünste aus der Erde hervorgedrungen seien; in Wahrheit aber war es eine Pest, welche Ausgang 1347 vom Morgenland, ursprünglich von China her, nach Italien geschleppt worden war und 1348 sich in Deutschland weiter und weiter verbreitete. In Lübeck starben 90,000 Menschen an derselben, einmal während eines Tages 1500. Gegen 125,000 deutsche Barfüßermönche verloren in der Pflege der Kranken ihr Leben; über eine Million Menschen kamen in Deutschland um, auf 2000 Ortschaften wurden verödet, Thüringen verlor den vierten Theil seiner Bewohner; Weimar allein gegen 5000. In Erfurt wüthete der schwarze Tod vier Jahre, und gleich Anfangs so heftig, daß man gezwungen war, je zwei bis drei Leichen in ein Grab zusammenzulegen. Da aber hierdurch das Uebel noch verschlimmert wurde, so ordnete der Rath nach Anhörung der Aerzte an, daß die Leichen nicht mehr in der Stadt beerdigt werden dürften. Drei oder vier zweispännige Wagen fuhren nun täglich durch die Stadt, die auf den Straßen und Gottesäckern liegenden Leichen wurden aufgeladen und in elf ungeheuren Gruben auf dem Dionysiuskirchhofe des Dorfes Nusessen,

jetzt Neuses unter dem Rothenberg, eingescharrt. Vom Jakobstag bis zu Mariä Reinigung hatte man auf diese Weise 12000 Todte aus der Stadt geschafft; außerdem aber waren noch viele heimlich in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern beerdigt worden. Man unterschied beim schwarzen Tod dreierlei Krankheit, die rothe Ruhr, die Pest und das wüthende Feuer. Auffallend war die Sterbenslust der Jugend; ein Erzähler schreibt, die Kinder und jungen Leute seien mit Lachen und Händeklatschen gestorben. Ein Mädchen von zwölf Jahren, welches mit dem Tode rang, sah dabei stets lachend gen Himmel und klatschte vor Freude in die Hände. Als es von den Eltern befragt wurde, warum es sich so freudig bezeige, antwortete es: „Ei, seht ihr nicht den Himmel offen stehn und so unzählig viele schöne Lichter hinauffahren?“ Und da man sie weiter fragte, was das für Lichter wären, sagte das Mädchen: „Es sind die Seelen der selig Sterbenden; und damit ihr seht, daß ich wahr rede — ich werde diese Nacht sterben, meine liebe Mutter wird mir in dreien Tagen folgen!“ und darauf nannte sie noch mehrere andere Personen und gab die Sterbenszeit derselben an.

Eine Folge des schwarzen Todes waren die Züge der Flagellanten oder Geißler. Die sich immer steigernden Mißbräuche der Kirche beim Sündenerlaß hatten vielfach dem Volk den Glauben an die Versöhnung mit Gott durch die kirchlichen Mittel wenigstens für ernstere Zeiten und Fälle genommen. Im Jahre 1261 hatte sich in Italien nach einer greuelvollen Kriegszeit die Buße des Volkes mehrfach in der Weise geäußert, daß die Bewohner einer Stadt, Alt und Jung, Vornehm und Gering, mit entblößtem Oberkörper durch die Straßen zogen und sich mit Bußriemen blutig geißelten. Schon damals waren auch in Thüringen Geißler aufgetreten; Leute jedes Standes, Geschlechtes und Alters, selbst Kinder bis zu fünf Jahren herab, und nicht wenige vom Adel, zogen von Ort zu Ort, geißelten sich unter Bußgesängen und flehten Christi und Maria's Erbarmen an; sie beichteten und absolvirten sich unter einander und behaupteten, vierzig Tage ihrer Buße machten von allen Sünden frei; Bischof Dietrich von Naumburg ließ sie als Ketzer mit Feuer und Schwert vertilgen.

Als nun 1349 durch die furchtbar verheerende Pest, sowie

durch den Bannfluch, mit welchem der Papst im Kampf mit dem Kaiser Deutschland belegt hatte, alle Ordnung aufgelöst und das Volk der Verzweiflung nahe war, griff dasselbe wieder zu den Geißelungen, um Gottes Zorn zu sühnen und sich auf das bevorstehende Ende der Welt zu bereiten. Im Frühjahr 1349 traten zuerst an verschiedenen Orten Geißler auf; sie fanden überall willige Aufnahme und Nachahmung, und bald hatte sich die Schwärmerei über ganz Deutschland verbreitet. Dieselbe war in eine förmliche Ordnung gebracht; Männern und Weibern, Edlen und Unedlen, Priestern und Laien, selbst Kindern war der Eintritt in die Gesellschaft erlaubt; zuvor aber sollte jeder Eintretende beichten, seinen Feinden verzeihen, auch die Einwilligung seiner Frau suchen; außerdem mußte er eine kleine Geldsumme aufweisen, damit er während der Geißlerfahrt, die nach der Zahl der Erdenjahre Christi 30 bis 34 Tage dauerte, seinen Unterhalt bestreiten könnte; den Meistern und dem geheimen Rath der Gesellschaft, wozu aber keine Geistlichen bestellt werden durften, mußte Gehorsam gelobt werden; der Umgang mit Weibern war ebenso wie das Betteln untersagt. Sobald sich nun die Geißler auf ihrer Fahrt einer Stadt oder einem Dorfe naheten, bildeten sie einen ordentlichen Zug, voran kamen Kerzen, Kreuze, Fahnen, dann paarweise die Büßer in langen Gewändern mit einem Gürtel um die Lenden, eine Geißel in der Hand, ein rothes Kreuz auf der Schulter oder eins vorn, eins hinten auf dem weißen Hute, den sie tief in's Gesicht herabgezogen trugen. Häufig kamen ihnen die Einwohner des Ortes mit Kreuz und Fahnen und mit Bußgesängen entgegen und geleiteten sie unter Glockengeläute bis vor die Kirche. Hier fielen sie mit kreuzweis ausgebreiteten Armen dreimal nieder und stimmten ihre „Leis" an, die anhob: „Wer seine Seele will berathen, Der soll entgelten und wiedergeben, So wird seiner Seele Rath, Dazu hilf uns, lieber Herr Gott! Nu tretet her wer büßen will, Fliehen wir ja die heiße Höll, Lucifer ist ein böser Gesell, Wen er hat, Den mit Pech er labt, Das fliehen wir, ob (wenn) wir haben Sinn, Dazu hilf uns, Maria Königin, Daß wir deines Kindes Huld gewinnen!" Darauf nahmen sie auf dem Kirchhof oder auch auf einer Wiese die Geißelung vor. Sie entkleideten sich bis auf die Beinkleider und einen Schurz und warfen sich im

Kreise nieder, ein jeder nach der Art seiner Hauptsünde, der Ehebrecher auf den Bauch, der Mörder auf den Rücken, Diebe, Räuber, Wucherer auf die über einander geschlagenen Hände. Dann schritt der Meister über jeden hin, geißelte ihn und rief: „Stehet auf durch der reinen Marter Ehr, Und hütet euch vor der Sünden mehr!" Zuweilen gingen auch die Büßer paarweis im Kreis herum, sangen etwa: „Nun hebet auf eure Hände, Daß Gott dieß Sterben wende, Nu strecket aus euere Arm, Daß Gott sich wolle erbarm!" und schlugen sich Rücken und Brust mit ihren Geißeln wund; dieselben bestanden aus drei Riemen, deren Enden in einen Knoten gebunden und mit eisernen Nägeln durchflochten waren. Die gleichen Bußübungen nahmen mittlerweile die Frauen des Zuges in der verschlossenen Kirche vor. Zum Schluß wurde dann unter den zahlreichen Umstehenden eine Sammlung veranstaltet, und am andern Morgen ging der Zug weiter. Einige Zeit standen die Geißler in großer Gunst beim Volk; man wohnte gerührt ihren Bußübungen bei und rechnete sichs zur Ehre, da sie kein Geld annahmen, ihnen Speise zu reichen, die Geistlichen durften nichts gegen sie sagen, ja sie wurden von ihnen bedroht und sogar in den Kirchen verhöhnt.

Diese fanatischen Bußprediger aus dem Laienstand, wie man sie wohl bezeichnet hat, erschienen 1349 in Thüringen zuerst vor Weißensee, dann vor Erfurt, Gotha, Eisenach, Kreuzburg, bald in größerer, bald in geringerer Anzahl. Auf der Kirchweih zu Günnstedt bei Weißensee sollen ihrer 6000, auf den Wiesen bei Ilversgehofen bei Erfurt über 3000 zusammengekommen sein; in Erfurt selbst wurden sie nicht eingelassen, vielmehr die Thore vor ihnen geschlossen.

Als aber die Pestnoth und damit die erste Begeisterung für solche volksthümliche Buße vorüber war, arteten die Geißler immer mehr zu einer kirchenfeindlichen Secte aus; sie verwarfen alle kirchlichen Bußen und Heilsmittel, nannten die Oelung eine Sölung d. i. Krämerei, hingegen die Geißelung eine Bluttaufe, rechneten 3000 Geißelhiebe für ein Jahr Buße und meinten, so würden die Sünden besser abgebüßt als durch die Beichte; sie erlaubten sich auch mancherlei Unsittlichkeiten, begingen hie und da Verbrechen, und hielten sogar den Meineid für erlaubt; auf einer

Versammlung in Günnstedt trieben sie das ärgste Unwesen, ja sie äscherten das Dorf Fischstedt ein, so daß die Einwohner sich in Weißensee, in der Fischgasse, anbauten. Solche Ausartung aber brachte die Geißler bald um die Gunst des Volkes, und Papst und Kaiser verfolgten dieselben mit Bann nnd Acht. Ihrer Tausende sollen als Ketzer verbrannt worden sein. Trotzdem hielt sich die Secte gerade in Thüringen noch länger. Im Jahr 1414 wurden in Sangerhausen auf Befehl des nachherigen Kurfürsten Friedrich des Streitbaren 34 Kryptoflagellanten oder heimliche Geißler durch den Ketzermeister Dominikaner Heinrich Schönfeld auf den alten Markt vor das Schloß gefordert und mußten da öffentlich Widerruf thun; drei von ihnen, die sich weigerten, wurden auf der Stelle verbrannt; in und um Sangerhausen sollen damals unter Leitung des Grafen Heinrich XXI. von Schwarzburg 91 Geißler den Feuertod erlitten haben. Noch einmal in der Mitte des 15. Jahrhunderts regten sich die Geißler unter ihrem Meister Karl Schmidt in Sangerhausen, Weißensee, Sondershausen und anderen Orten; Herzog Wilhelm, die Grafen von Schwarzburg und andere Herren beschlossen ihre Ausrottung; ihrer viele wurden verbrannt, in Nordhausen 1446 allein 13, von denen einer im Verhör erklärte, die Geißelbrüder, die früheren Geißler, hätten sich wegen des plötzlichen Todes gegeißelt, er aber, um dem ewigen Tode zu entgehn. Ein Rest derselben Ketzerei war es jedesfalls, wovon uns ein Chronist aus dem Jahre 1454 berichtet, nämlich daß sich in Sangerhausen und im Schwarzburger Lande vor dem Harz Männer und Weiber, Brüder und Schwestern in einem Keller versammelt und den Teufel angebetet hätten, der in Gestalt einer Hummel herbeigeflogen sei und jeden, der sich vor ihm geneigt, viel Gutes gegeben habe; darnach hätten sie die Lichter ausgethan, und mit einander Unzucht getrieben; darum wären sie verbrannt worden, und mancher Ketzer sei mit gutem Willen ins Feuer gegangen.

6. Die Judenverfolgungen.

Wie zur Erneuerung und höchsten Steigerung der Geißlerfahrten, so gab der schwarze Tod auch Anlaß zu der schrecklichsten

Judenverfolgung. Der Juden in Thüringen geschieht schon im vorigen Zeitraum sehr häufig Erwähnung. Von Landgraf Hermann I. wird berichtet, daß er zur Hebung des Handels in Eisenach den Juden erlaubte, sich da Häuser zu bauen; die so entstandene Judengasse mußten sie freilich später mit einer schlechteren vertauschen. In Erfurt gab es schon in noch früherer Zeit neben vielen Friesen und Niederländern eine Menge jüdischer Handelsleute. Ohne Zweifel aus Brotneid erregten 1221 die Niederländer einen Aufstand gegen die Juden, in welchem nach einer Nachricht 26, nach einer anderen 86 und einige Monate darauf noch einmal 101 todtgeschlagen wurden. Im Jahre 1266 wurden die Erfurter Juden in einem Aufruhr wiederum arg mitgenommen; Erzbischof Werner, in dessen wohlbezahltem Schutz die Juden standen, nahm das sehr ungnädig auf und untersagte den Gottesdienst, bis sich die Erfurter bequemten, die vom Erzbischof verliehenen Gerechtsame und Freiheiten der Juden anzuerkennen; den Juden aber ertheilte er einen neuen Schutzbrief, wogegen sie dem Erzstift jährlich 100 Mark entrichten mußten. Damals hatten die Juden 2 Synagogen in Erfurt und bewohnten einen ganzen Stadttheil. Je mehr Erfurt als Stapelplatz zwischen Nürnberg und den deutschen Seestädten aufblühte, desto mehr gediehen da auch die Juden; aber allem Anschein nach hatten sie sich bereits in sämmtlichen größeren und kleineren aufblühenden Städten Thüringens eingenistet.

Von Zeit zu Zeit freilich brach immer wieder der Haß gegen sie in Verfolgung aus. Seinen Grund hatte dieser Haß mehr noch in der Abneigung gegen die fremden Eindringlinge, in der Eifersucht auf den wachsenden Reichthum, im Unwillen über die Befreiung derselben als sogenannter kaiserlicher Kammerknechte von den meisten städtischen Abgaben und hauptsächlich über den Wucher, welcher den Christen von der Kirche streng verboten war, von den Juden aber desto erfolgreicher getrieben wurde, als im Gegensatz des Glaubens; wohl aber bot dieser dem Haß einen Vorwand, noch mehr freilich die eingebildeten Greuel der Juden gegen die Christen. Mit voller Bestimmtheit sagte das Volk den Juden nach, daß sie vor jedem Passahfest einen Christen umbrächten, um an ihm die Kreuzigung Christi zu wiederholen; wehe ihnen daher,

wenn etwa in der Zeit ein Christenkind vermißt wurde! So wurde 1303 der Sohn eines Burgmanns zu Weißensee in einer Weinberghütte an seinem eignen Gürtel erhängt gefunden; man wollte erkennen, daß der ganze Körper durchstochen und des Bluts entleert, auch daß unter den Nägeln der Finger und der Zehen Wunden gewesen, aber mit Teig geschickt zugeklebt seien. Für das Volk stand somit fest, die Juden hätten den Knaben in die Hütte geschleppt, da seinen Leib mit Pfriemen zerstochen, das Blut in Gefäße aufgefangen, dann den Todten wieder angezogen und aufgehängt, als ob er sich selbst ein Leides angethan hätte. Die Leiche wurde in der Peterskirche beigesetzt, und siehe sie wirkte Wunder. Landgraf Friedrich der Gebissene kam selbst nach Weißensee, um die Sache zu untersuchen, und als er mit angesehen hatte, wie ein Lahmer nach Berührung des Leichnams gehen konnte, wurden mit seiner Genehmigung fast sämmtliche Juden in Weißensee und mehreren anderen Städten umgebracht; in Erfurt entgingen sie dem gleichen Schicksal nur dadurch, daß sie die Rathsherren sowie andere Vornehme der Stadt mit bedeutenden Geldsummen bestachen.

Im Jahr 1330 übertrug Kaiser Ludwig der Bayer seinem Schwiegersohn, dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften, alle kaiserlichen Rechte über die Judenschaften in Mühlhausen, Nordhausen, Thüringen, Osterland und Meißen, so daß er sowohl Steuern und Frohnden von ihnen zu fordern wie auch alle und jede Gerichtsbarkeit über sie auszuüben haben sollte. Das vermochte aber nicht, die Juden vor ihrem Schicksal in Thüringen zu bewahren.

Als nämlich 1348 und 1349 der schwarze Tod auch in Thüringen wüthete, da half es den Juden nichts, daß auch von ihnen gar manche der schrecklichen Seuche erlagen, sie mußten durch Vergiftung der Brunnen und Häringe das Sterben verursacht haben, und so fand man denn auch mit Gift gefüllte Säcke in den Quellen und Brunnen. In ganz Thüringen brach die Verfolgung gegen die Juden aus; namentlich in Gotha, Eisenach, Arnstadt, Stadtilm, Naumburg, Wiehe, Günnstedt, Herbsleben, Thomasbrücken, Frankenhausen, Weißensee wurden die Juden gemordet. Schrecklich war die Verfolgung in Mühlhausen; hatte doch auch Land-

graf Friedrich der Ernsthafte dahin geschrieben: „Ihr Rathsmeister und Rath der Stadt Mühlhausen! wisset, daß wir alle unsere Juden haben lassen brennen, so weit unsere Lande sind, um der großen Bosheit willen, die sie an der Christenheit gethan haben, da sie die Christenheit gar wollen todt haben durch Gift, das sie in alle Brunnen geworfen haben, davon wir ‚geetlich' Urkund haben, daß das wahr ist. Darum rathen wir euch, daß ihr euere Juden lasset tödten Gott zu Lobe, daß die Christenheit noch nicht von ihnen geschwächt werde."

Am entsetzlichsten aber erging es den Juden doch in Erfurt. Hier hatten sie durch ihren Schachergeist, Wucher und Pfandleihen die christlichen Händler vielfach ausgestochen, und unter Vornehmen und Geringen zählten sie viele Schuldner, denen die Gelegenheit, sich von dem harten Druck loszumachen, höchst erwünscht kam. Etliche Junker, denen besonders viel an der Vernichtung ihrer Schuldverschreibungen liegen mußte, und die überdies hofften, durch ihr Vorgehen gegen die verhaßten Juden das Volk und damit das Stadtregiment für sich zu gewinnen, warben förmliche Rotten von sogenannten Judenschlägern; mehrere Rathsherren schlugen sich zu ihnen, auch die Zünfte der Löber, Zichner, Fleischhauer, Kürschner, Weber und Weißgerber traten auf ihre Seite. Nun ging die Hetze los; weder der Rath noch die Vierherren wurden gehört; und wenn es diesen auch gelang, einige wenige Juden durch Einsperren in den Thurm zu retten, so wurden doch bei 1000 Juden auf den Straßen und Plätzen niedergemacht. Die übrigen, mehr als 3000, nach anderen Nachrichten gar 6000 an der Zahl, flüchteten sich in ihre Häuser und verrammelten dieselben von innen. Das Volk stürmte wüthend gegen die Häuser an, und als es nicht einzudringen vermochte, legte es Feuer an dieselben. Die Eingeschlossenen verbrannten, ja viele zündeten, als sie keine Rettung mehr sahen, selbst ihre Häuser an, in der Hoffnung, daß die Flamme weitergreifen und auch die Häuser ihrer Verfolger verzehren werde; doch wurde der Feuersbrunst noch rechtzeitig Einhalt gethan. Daß die Juden einer Verfolgung gewärtig gewesen und nur im letzten Augenblick überrascht worden waren, zeigte eine treffliche Ausrüstung von Armbrüsten, Pfeilen und Spießen, die man in den Synagogen fand.

Erzbischof Gerlach vermerkte sehr übel, daß durch den Judenmord seine Einkünfte geschmälert worden; er ließ auch die Beschuldigung der Brunnenvergiftung als unerwiesen nicht gelten, erklärte vielmehr, das Spiel sei vermuthlich von denen angestellt worden, die den Juden viel schuldig gewesen seien, weil doch ein todter Hund nicht belle; schließlich gab er jedoch den Bescheid, wegen der Dienste, welche die Erfurter ihm, seinen Vorgängern und dem Erzstift geleistet hätten, wie auch auf ihre vorgetragene Bitte wolle er ihnen die üble Geschichte mit den Juden nachsehen; demnach werde weder er selbst noch solle jemand anderes die Erfurter deswegen beschweren, zumal er berichtet sei, daß den damaligen Rathsmeistern, Räthen und Vierherren von der Gemeinde die Geschichte leid und zuwider gewesen sei und sie alles gern abgewehrt haben würden, wenn sie es vor Leibesnoth gekonnt hätten; auch sollten die Bürger, wo sie von den Juden Güter, Häuser, Hofstätten und was dieselben sonst hinterlassen, an sich gebracht hätten, das für sich behalten, jedoch unbeschadet das Erzstift; die 100 Mark, welche die Juden jährlich zu entrichten gehabt, mußte fortan die Stadt an die erzbischöfliche Kammer abführen.

Die Ereignisse dieser Jahre sind in alten Reimen so zusammengefaßt: „Die Pestilenz regierte geschwind, Nahm hin viel tausend Menschenkind; Die Geißler sah man nackend gehn, Sich selber schlägen mocht man sehn; Die Erde ganz erbebt zur Hand; Der Juden wurden viel verbrannt; Der fromme Fürst Friedrich auch da starb, Sein Sohn nach ihm das Land erwarb."

In Folge der schrecklichen Judenverfolgung ließen sich die Landgrafen Friedrich der Strenge und seine Brüder 1350 vom Kaiser Karl IV. die Ueberlassung der Juden in ihren Landen sowie in den Städten Zeitz, Naumburg und Leipzig neu bestätigen. Im Jahr 1375 ertheilten sie allen Juden im Lande als ihren Kammerknechten gegen eine jährliche Abgabe von 1100 Gulden einen Schutzbrief auf 6 Jahre; durch denselben befreiten sie die Juden von der Gerichtsbarkeit der Vögte und Schultheißen, gestatteten ihnen, nach ihren Rechten und Gebräuchen zu leben, versprachen, sie vor geistlichem und weltlichem Bann zu schützen, auch ihnen nicht weniger Recht widerfahren zu lassen als den Christen; von allen Geleiten, Zöllen, Beden und Schatzungen sollten die Juden

frei sein, ungehindert sollten sie wegziehen dürfen und mit ihrer Habe sicher nach Erfurt oder Halle geleitet werden.

Wir sehen, die Juden hatten sich doch wieder eingefunden. Es waren noch nicht 10 Jahre seit der großen Verfolgung vergangen, da war in Erfurt eine Anzahl Juden mit einem Rabbiner erschienen, hatte vom Rath die Synagoge sowie viele Judenhäuser gemiethet und sich unter seinen Schutz begeben. Mit der Zeit wurden die Juden sogar Bürger, durften jedoch nur auf Lebenszeit, sei's mieth- oder kaufweise, die Häuser der früheren Juden besitzen und mußten dem Rath zur Wiederherstellung der Synagoge und der Häuser eine starke Schatzung zahlen. Um 1390 hatten sich die Juden in Erfurt schon wieder bedenklich gemehrt; der Rath gebot daher, daß kein Jude hinfort Christen zu Knechten, Mägden oder Ammen haben, sowie daß alle Juden als Kennzeichen Stiefeln, Mäntel mit vier Hauptfenstern und hohe Hüte ohne Kugeln tragen; endlich daß kein Jude in der Stadt wohnen solle, der nicht Bürger sei, ausgenommen jüdische Dienstboten; die Parnossen oder Judenrichter mußten ein Verzeichniß der Juden einreichen, die Bürger oder Bürgerkinder waren; es waren ihrer 70 und etliche; für 26 andere Juden, die weder Bürger waren noch das Bürgergeld besaßen, mußten die reicheren eine Pauschsumme entrichten.

In dieser Zeit wurden die Juden in Hessen, Thüringen und Meißen wegen ihres Wuchers beim Kaiser Wenzel verklagt, und dieser befahl ihnen, alle in ihrem Besitz befindlichen Pfänder ohne Entgelt herauszugeben. Auch der Rath in Erfurt vollzog diesen Befehl und erhielt sogar gegen ein Geschenk von 2000 Gulden einen Gnadenbrief, in welchem der Kaiser nicht bloß allen seinen Ansprüchen auf die Juden entsagte, sondern auch jeden Bürger von allen Schulden an Juden in Erfurt oder anderwärts lossprach; die Juden aber mußten zu alle dem der Stadt auch noch die 2000 Gulden Geschenk ersetzen und eine Schatzung von 3000 Gulden zahlen. Besseren Schutz fanden die Juden bei den Mark- und Landgrafen; diese bewirkten, daß die kaiserliche Verordnung wegen Kassirung aller Judenschulden und Zahlung von 15 Procent an die kaiserliche Kasse in den wettinschen Landen nicht in Kraft trat. Ja als ein Haufen Bauern aus den Dörfern um Gotha auf Antrieb einiger Bürger in die Stadt drang,

mehrere Juden todtschlug und ihre Häuser plünderte, ließ Landgraf Balthasar einige der Mörder enthaupten.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts hatten sich die Juden durch ihren Wucher wieder so bereichert, daß Landgraf Balthasar ihnen 1401 große Geldsummen abnahm, und daß 1410 Landgraf Friedrich und seine Vettern ihre Juden verhaften ließen; die schuldigsten wurden bestraft, die andern nur gegen ein beträchtliches Lösegeld freigelassen. Was für zähe und kräftige Blutegel aber auch die Juden waren, dafür nur Einen Beleg! Auch in Saalfeld und Pößneck hatten sie sich frühzeitig niedergelassen; durch Geldvorschüsse und Geschenke hatten sie sich die Gunst der Landesherren erworben; und damit die Stadträthe sie unbehelligt handeln ließen, hatten die Grafen von Schwarzburg die 4 fetten Gänse, welche ihnen die Juden jährlich zu entrichten hatten, an die Stadträthe abgetreten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Juden auch hier verfolgt und 1364 ihre Synagoge in Saalfeld aufgehoben und verkauft worden. Doch 1390 hatten die Markgrafen Friedrich der Streitbare und sein Bruder einer Nordhäuser Familie die Niederlassung in Saalfeld gestattet und ihr gegen drei Schock Schneeberger Groschen einen Schutzbrief, zunächst auf ein Jahr, ausgestellt. Siehe da, 1426 verklagen bereits die Saalfelder Juden den Grafen von Orlamünde wegen einer Summe von mehr als 4000 Gulden, die er ihnen schuldete.

Im Jahre 1458 ersuchte der Rath zu Erfurt den Erzbischof, daß die Juden wegen ihrer großen „Schinderei" aus Erfurt fortgeschafft und künftighin niemals mehr ein Jude in der Stadt geduldet werden möchte; zur Entschädigung für die Judensteuer zahlte der Rath dem Erzbischof ein für alle Mal 450 Mark Silber und 4000 Goldgülden. Zwar verklagten die Juden den Rath beim Kammergericht; aber für Geld und gute Worte erlangte derselbe die Zurücknahme der ihm auferlegten Geldstrafe; die Judenhäuser wurden an Bürger verkauft; kein Jude durfte mehr in Erfurt wohnen. Herzog Wilhelm aber versetzte 1447 den Juden seine Kleinodien gegen 2250 Gulden und verpflichtete sich, für jeden Gulden wöchentlich einen Pfennig Zins zu zahlen; später jedoch stellte er an alle seine Juden das Ansinnen, daß sie

sich taufen ließen; die das nicht thaten, vertrieb er aus dem Lande.

In den fränkischen Landen hatten sich ebenfalls viele Juden festgesetzt, vorzüglich in Koburg und in Hildburghausen; das Dorf Judenbach, schon 1317 erwähnt, war vermuthlich meist von Juden bewohnt. Während die Landesfürsten die Juden gegen hohe Abgaben begünstigten, trat ihnen der Bischof von Würzburg mehrfach in Erlassen entgegen. So untersagte er 1422 den koburgischen Unterthanen nachdrücklichst, sich mit den Juden in Handel einzulassen oder gar Wohnungen an sie zu vermiethen oder zu verkaufen. Dagegen erlauben noch 50 Jahre später Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht dem Stadtrath zu Königsberg, zur Tilgung seiner Schulden eine Anzahl Juden aufzunehmen; dieselben sollten auf 10 Jahre 1100 Gulden Schutzgeld und für 8 Wohnungen jährlich 40 Gulden Hauszins geben; damit die Bürger vor ihrem Wucher geschützt wären, sollten die Juden nur den Bauern leihen dürfen. Später nahmen aber die Klagen über den Wucher der Juden so zu, daß Herzog Ernst der Fromme 1636 ihnen den Aufenthalt und Handel im Koburgischen gänzlich verbot. Als 1552 Fürst Wilhelm von Henneberg einer Anzahl Juden gegen 104 Gulden und 250 Malter Hafer Schutz und Freiheit in seinem Land auf 5 Jahre zugesagt hatte, baten ihn die Landstände, das Land mit diesen „gewinnsüchtigen und dem Namen Jesu gehässigen Leuten" zu verschonen; der 5jährige Schutz wurde jedoch den Juden gewährt, dann aber mußten sie die meisten Orte räumen und blieben nur in den Edelmannsdörfern.

VIII. Die Zeit des Verfalls.

1382 bis 1517.

1. Thüringen für sich, dann zum Theil mit Kursachsen, zum Theil mit Meißen vereinigt.

Landgraf Balthaser 1382—1406 suchte vor allem seinem Land Ruhe zu schaffen und zu sichern, indem er mit den Herren und Städten seines Gebietes sowie mit seinen fürstlichen Nachbarn Verträge schloß. Gleichwohl fehlte es ihm nicht an Fehden. Weil ihm die versprochene Entschädigung für geleisteten Beistand wider aufrührerische Ritter verweigert worden, griff er mit Hülfe des Erzbischofs von Mainz und des Herzogs von Braunschweig wiederholt den Landgrafen Hermann von Hessen an, ließ sich jedoch durch die Vorstellungen der beherzten Landgräfin, wie er sich durch solches Benehmen entehre, zum Abzug bewegen, und das frühere freundschaftliche Verhältniß mit Hessen wurde wiederhergestellt; wenn auch die zur Befestigung desselben beschlossene Verehelichung zwischen Balthasars Sohn und Hermanns Tochter am Verbot des Papstes wegen Verwandtschaft im dritten Grad scheiterte. Auch im eigenen Lande hatte Balthasar mit Friedensstörungen zu thun, wie sie besonders zwischen Rittern und Städten häufig vorkam und am meisten den Bauern schadeten; zum Schutz seiner Unterthanen gegen die mainzischen Eichsfelder baute er Burg Haineck bei Nazza. Die Vergrößerung seines Besitzes erstrebte er weniger durch Kämpfe als durch Ankäufe; so brachte er namentlich Gerstungen vom Abt zu Fulda an sich. Die, allerdings sehr zusammengeschmolzene Grafschaft Kefernburg gewann er durch Todesfall, als der Letzte dieses edlen Stammes, ein frommer junger Ritter, auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem im Meere umgekommen war. Ein großes Verdienst erwarb sich Balthasar um das wasserarme Gotha dadurch, daß er von 1369 an einen Theil der Leina dahin leiten ließ; die Vermessung dazu hatte ein gothaischer Augustinermönch gemacht.

Auf Balthasar folgte sein einziger Sohn **Friedrich IV., der Friedfertige** oder Friedsame, auch der Einfältige genannt. 1406—1440. Dieser erbte von seinem kinderlosen Oheim, dem Markgrafen Wilhelm dem Einäugigen, auch noch die Hälfte des Meißnerlandes. Aber zu regieren verstand er nicht. Er war vermählt mit Anna, Tochter des Grafen Günther von Schwarzburg; dieser bevormundete seinen Schwiegersohn, und als dessen Ehe kinderlos blieb, ging er immer unverhüllter darauf aus, das Land ganz oder theilweise sich zuzueignen. Als ihm die rechtmäßigen Erben, die Söhne Friedrichs des Strengen, Markgraf Friedrich der Streitbare und Markgraf Wilhelm der Reiche, das Versprechen abgenöthigt hatten, sich fernerhin nicht in die Verwaltung des Landes zu mischen, bewog er den Landgrafen Friedrich, alle Gemeinschaft mit seinen Vettern aufzuheben, und suchte das Land fremden Fürsten in die Hände zu spielen. Da drangen die beiden Vettern Friedrichs mit gewaffneter Hand in Thüringen ein; für den Grafen Günther rottete ein Graf von Heldrungen Taglöhner, Holzhauer und anderes Gesindel zusammen und durchzog mit ihnen brennend und raubend das nördliche Thüringen; Freiheit von Frohnden und Gleichheit der Güter war ihr Wahlspruch. Gegen diese Flegler, wie man sie nach ihrer Hauptwaffe nannte, zog Markgraf Friedrich; sein Feldhauptmann eroberte Heldrungen, und die gefangenen Flegler büßten mit dem Tode. Zwischen Landgraf Friedrich und den beiden Markgrafen kam endlich ein Vergleich zu Stande, durch welchen diesen ein Antheil an der Regierung eingeräumt wurde. Bis an's Ende aber hatte Thüringen, welches überdieß in dieser Zeit öfters von Mißwachs und von Pest heimgesucht wurde, unter seinem schwachen Fürsten durch zahlreiche Fehden und Räubereien der Ritter, durch das Umherziehen herrenloser Landsknechte mit ihren lüderlichen Dirnen und durch das Eindringen der Zigeuner schwer zu leiden. Die Zigeuner erschienen zum ersten Mal 1432 in und um Erfurt; nach anderen Nachrichten sollen die ersten schon 1418 nach Thüringen gekommen sein. Man nannte sie damals Tatern d. i. Tartaren, und eine Chronik schildert sie als ein „ungeschaffen, schwarz und unfläthig Volk, das sich Stehlens behilft und sonderlich den Bauersleuten beschwerlich ist“. Sie selbst gaben vor,

sie kämen aus Aegypten und müßten zur Abbüßung ihrer Sünden große Fahrten durch die Welt machen. Sie standen unter einer Art von König und Rittern als Häuptlingen und wurden wegen ihrer braunen Farbe, unverständlichen Sprache, besonders wegen ihrer Zauberkünste, als Traumdeutens und Wahrsagens, am meisten wegen ihres Bettelns und Stehlens so gefürchtet, daß, wenn sich eine Horde vor einem Dorfe gelagert hatte — in die Städte wurden sie nicht eingelassen —, die Bauern sich zu einer erklecklichen Abfindung verstanden, um nur die greuliche Plage los zu werden.

Wenn nicht das Auftreten der Zigeuner — wofür übrigens ihr französischer Name spricht —, um so gewisser war die Plage der herrenlosen, fechtenden, d. i. bettelnden und stehlenden Landsknechte in dieser Zeit eine Folge der Hussitenkriege. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte die Kirche zwei Päpste, einen in Avignon und einen in Rom, die sich gegenseitig verdammten und von denen jeder, um sich die Geldmittel zur Bekämpfung seines Gegners zu verschaffen, alles im Himmel und auf Erden feil machte. Als nun aus dem Concil zu Pisa 1409 anstatt der Abstellung dieses Schismas (d. i. Kirchenspaltung) und der Aergernisse in der Kirche überhaupt vielmehr drei Päpste hervorgegangen waren, wurde, besonders auf Betreiben des Kaisers Sigismund, das große Concil zu Kostnitz oder Konstanz veranstaltet 1414—1418. Vor dieses Concil wurde Johann Huß von Prag berufen, welcher nach dem Vorgang des englischen Geistlichen Johann Wicliffe seit längerer Zeit unter dem Beifall seiner böhmischen Landsleute gegen die Verdorbenheit der Mönche und Priester, sowie gegen die Mißbräuche des Papstthums geeifert hatte. Ungeachtet des sicheren Geleites, welches ihm Kaiser Sigismund versprochen hatte, wurde er verhaftet, als Ketzer verurtheilt und verbrannt 1415. Stark war dabei im Spiele die Feindschaft der verschiedenen theologischen Schulen, der Thomisten oder Realisten und der Scotisten oder Nominalisten, noch stärker der Nationalhaß zwischen Böhmen oder Tschechen und Deutschen; der eifrig böhmische Huß hatte die Deutschen von der Universität Prag verdrängt, jetzt rächten sie sich an ihm. Von der Universität Erfurt war zum Concil abgeordnet der Augustinermönch Johann Zachariä, Doctor

der heiligen Schrift. Bei einer Unterredung mit Huß in dessen Herberge hatte er in der lateinischen Bibel desselben und von seiner Hand zu dem Spruch Ezech. 34, 10: „Siehe ich will selbst über den Hirten" am Rand bemerkt gesehen: „und nicht das Volk". In der nächsten Verhandlung hielt Zachariä Hussen den Spruch aus Ezechiel vor zum Beweis, daß Gott allein und nicht Menschen Macht über den Papst hätten; und als Huß den Beweis nicht gelten lassen wollte, überführte ihn Zachariä aus seiner eigenen Bibel, daß er selbst den Spruch dahin ausgelegt habe. Für diese wichtige Hülfe bei der Verurtheilung Hussens erhielt Zachariä großes Lob vom Concil, ja er empfing als Ehrengeschenk vom Papst, was sonst nur gekrönten Häuptern zu Theil wurde, eine geweihte goldene Rose, die er auf seinem Barett tragen sollte; wie er denn auch mit derselben auf seinem Grabstein in der Augustinerkirche abgebildet wurde. So hatte sich denn auch Thüringen und insbesondere Erfurt an dem Handel gegen Huß thätig betheiligt, wenn auch Vogt Heinrich der Biedere von Plauen ausdrücklich gegen Hussens Verurtheilung Einspruch erhoben und, als derselbe nichts fruchtete, nebst zwei anderen Herren im höchsten Unwillen den Sitzungssaal verlassen hatte. Durch Hussens Feuertod, sowie durch die Verbrennung seines Freundes Hieronymus von Prag im Jahr darauf wurde in einem großen Theil des böhmischen Volkes eine furchtbare Empörung hervorgerufen; an den Priestern und Mönchen nahm man schreckliche Blutrache; der Kelch für die Laien wurde das Bundeszeichen der Hussen oder Hussiten, wie man die Anhänger Hussens nannte; und als der schwache König Wenzel 1419 starb, verweigerten die Böhmen dem wortbrüchigen Bruder desselben, Kaiser Sigismund, die Huldigung; es kam zum Krieg. Sigismund rief den Beistand der deutschen Fürsten, vor allem der den Böhmen benachbarten Markgrafen von Meißen und Osterland an. Markgraf Friedrich der Streitbare, einer der tapfersten, weisesten und frömmsten Fürsten, war 1417 mit 18 Grafen und 400 Rittern in prachtvoller Rüstung zum Concil in Konstanz eingeritten; als ihm der Kaiser die Belehnung mit einigen böhmischen Städten abgeschlagen, hatte er die Stadt verlassen mit dem Worte: „Was der Kaiser jetzt zu leihen weigert, soll er wohl bald im freien Felde thun!" Dieses

Wort wurde mehr als erfüllt. Friedrich und sein Bruder Wilhelm der Reiche leisteten schon 1420 bei der vergeblichen Belagerung Prags die treuesten Dienste; auch verbanden sie sich mit ihrem Vetter, dem Landgrafen Friedrich, welcher aus der Erbschaft des gemeinsamen Oheims, Wilhelm des Einäugigen, einen nicht unbeträchtlichen Theil von Meißen besaß, sowie mit mehreren anderen Fürsten zu dem Zweck, gemeinsam ihre Lande gegen die Einfälle der Hussen oder Wiklefiten zu schützen und jeden der Ketzerei Verdächtigen, ob Mann oder Weib, aufzuhalten und gefangen zu setzen, auch jeden Jüngling über zwölf Jahre eidlich zum Fernbleiben von der Ketzerei und zur Angabe aller Verdächtigen zu verpflichten. Wiederum betheiligten sich die markgräflichen Brüder mit außerordentlicher Hülfsleistung an dem Kreuzzug gegen die Böhmen 1421; und als derselbe durch den Schrecken vor dem Hussitenführer Ziska ein schmachvolles Ende genommen, kämpfte Markgraf Friedrich doch noch tapfer und siegreich fort. Dafür wurde derselbe 1424 nach dem Tod des kinderlosen Kurfürsten und Herzogs von Sachsen-Wittenberg vom Kaiser mit der sächsischen Kurwürde und dem zugehörigen Lande belehnt; weßhalb von da an immer einer seiner Nachkommen Kurfürst, alle anderen aber Herzöge von Sachsen heißen. Waren aber 1424 die Unternehmungen der Hussiten durch den Tod Ziskas unterbrochen worden, so begannen dieselben 1426 von neuem, als sich die verschiedenen Parteien, Prager, Taboriten und Waisen, unter den beiden Prokopen vereinigt hatten. Mit großen Streitkräften erschienen die Hussiten vor der deutschen Stadt Außig in Böhmen. Eilboten meldeten die Gefahr in Meißen und Thüringen. Da Kurfürst Friedrich auf einem Fürstentag in Nürnberg war, so sandte seine entschlossene Gemahlin Katharine schleunigst von Freiberg aus Hülfstruppen ab. Auch Landgraf Friedrich sammelte geschwind ein Heer in Thüringen und seinem Antheil von Meißen, Graf Ernst IX. von Gleichen übernahm die Führung, und die Landgräfin Anna beschied vor dem Abmarsch noch sämmtliche Befehlshaber zu sich und ermahnte sie, treulich das Beste des Vaterlandes und ihres Gemahls zu suchen, auch, wofern es nicht die äußerste Noth erfordere, ja keine Schlacht am Sonntag zu liefern. In Eil-

märschen zog das Heer Tag und Nacht über das Gebirge bis vor Außig. Hier hatten sich die Hussiten hinter einer festen Wagenburg aus 400 durch Ketten verbundenen Wagen verschanzt. Als die thüringischen und meißnischen Krieger, ohne erst die ermüdeten Glieder gestärkt zu haben, sofort zum Angriff schritten, schossen die Hussiten mit Blei, Eisen und Steinen aus ihrer Wagenburg, zogen auch mit langen Haken die geharnischten Reiter, die sich zu nahe wagten, von den Pferden herunter. Nachdem fast den ganzen Tag mit Wuth gekämpft war, erlitten die Meißner und Thüringer eine furchtbare Niederlage; sie flohen, und viele kamen noch auf der Flucht um. 500 Edelleute, darunter zwölf Grafen, aus Thüringen waren gefallen; 400 Bürger von Langensalza lagen, auch im Tode unzertrennlich, um das Banner ihrer Stadt; der fromme und tapfere Bürgermeister von Gotha, Hans Welzig, sank neben dem Grafen von Gleichen treu seinem Leibspruch: „Mit Ehren!" Die Stadt Altenburg verlor 100 Mann und zehn Rüstwagen; Heinrich der Aeltere von Gera fiel mit einem großen Theil seiner Mannschaft. Im Ganzen bedeckten 12000 Herren, Bürger und Knechte das Schlachtfeld. Alles Gepäck, Pferde, Waffen, Mundvorrath fiel den Hussiten in die Hände, die darum spottend an Kurfürst Friedrich schrieben: „Wenn der Bann deines Papstes gilt, welcher allen denen geflucht hat, die uns Lebensmittel und Kriegsbedarf zuführen würden, so bist du, der uns Lebensmittel, Rosse, Wagen und Waffen in Fülle zugeführt hat, im Bann!" Am Tag nach der Schlacht wurde Außig von den Hussiten erobert, Besatzung und Einwohner niedergemetzelt, und die Stadt so ausgebrannt, daß sie drei Jahre lang wüst lag. Auf die Nachricht von dieser Schlacht entstand in ganz Thüringen Jammern und Wehklagen, denn da war kein edles Geschlecht, keine Stadt und kein Dorf, das nicht um Todte zu trauern hatte. Aber auch der Schrecken verbreitete sich; eilig besserten die Städte ihre Mauern aus, schafften neues Kriegszeug an und übten die junge Mannschaft in den Waffen; täglich wurde zu bestimmten Zeiten geläutet und das Volk dadurch gemahnt, zu beten, daß mit Gottes und Marias Hülfe die wilden Hussen möchten gebändigt werden. Diese durchstreiften mittlerweile das Meißnerland, plünderten und verwüsteten, verbrannten die Mönche,

schändeten die Nonnen und schonten weder Alter noch Geschlecht. Und wer trug, der Sage nach, die Hauptschuld an dem entsetzlichen Unglück? Der Landvogt Busso Vitzthum; sein Bruder Apel war wegen Geldunterschlagungen enthauptet worden, Busso hatte Rache geschworen; vor Außig trug er das meißnische Banner; als nun der Kampf am heftigsten tobte, lief er mit der Fahne aus dem Felde, seine Leute ihm nach und durch die so entstandene Verwirrung wurde fast das ganze Heer in die Flucht mit fortgerissen; als Busso sah, wie er Tod und Verderben gebracht hatte, rief er aus: „Nun, Bruder, bist du gerächt!“ Ein neuer großer Kreuzzug, der im Jahr 1427 gegen die Hussiten unternommen wurde, begann und endigte zugleich mit einer großen Niederlage der Kreuzfahrer bei Mieß; nichts schien den Hussiten widerstehen zu können. Kurfürst Friedrich der Streitbare starb vor Kummer und Gram 1428. Im folgenden Jahr suchten die Hussiten unter Prokop dem Geschorenen die Lausitz und das Meißnerland fürchterlich heim; als sie Altdresden eingenommen hatten, raffte sich Landgraf Friedrich, dem dasselbe gehörte, auf und vertrieb die Hussiten; diese zogen nun sengend und brennend die Elbe hinab bis vor Magdeburg, dann über Görlitz, Bautzen, das Gebirge zurück. Im Jahr darauf (1530) kehrten sie mit großen Verstärkungen wieder, durchzogen trotz einem großen Heer, das sich bei Leipzig gegen sie gelagert hatte, das Meißnerland, tödteten eine Abtheilung Thüringer bei einem Angriff derselben auf ihre Wagenburg und zerstörten Altenburg und Plauen. In Altenburg drangen sie nach Zerstörung der Stadt Schmölln unter Prokop Holy ein; die Bürger hatten sich theils in andere Städte theils auf das feste Schloß geflüchtet; die letzteren mußten es mit ansehen, wie ihre Häuser ausgeraubt, Heiligenbilder und kirchliche Geräthe, sogar die wenigen zurückgebliebenen Greise auf Scheiterhaufen verbrannt und neun gefangene Mönche lebendig begraben wurden; da sich das Schloß nicht ergab, steckten die Feinde vor ihrem Abzug noch die Stadt an mehreren Enden an, und da sich die Besatzung nicht hinunter wagte, so brannte die ganze Stadt bis auf drei Klöster und den Deutschen- oder Comthurhof nieder. In das westliche Thüringen drangen die Hussiten nicht vor, weil Erfurt, auf welches sie es

abgesehen hatten, von allen Seiten so viel Hülfe erhalten hatte, daß sie nicht hoffen durften, es zu nehmen. Sie wendeten sich daher zunächst gegen das Vogtland, dessen Herren den sächsischen Fürsten im Kampf gegen die Hussiten immer treulich beigestanden, auch einen gefangenen Hussitenführer trotz dem Angebot eines reichen Lösegeldes gefangen gehalten hatten. Nachdem sie Reichenbach und sämmtliche Dörfer dieses Striches geplündert und eingeäschert und in Plauen noch schrecklicher als in Altenburg gewüthet hatten, zogen sie weiter in die Maingegend; 100 Städte und Burgen, 1500 Dörfer sollen sie auf diesem Zug verbrannt haben, viele haben sich nicht wieder aus der Asche erhoben. Auch der dritte große Kreuzzug gegen die Hussiten 1431 nahm ein schmachvolles Ende; die Hussiten streiften wieder ins Meißnerland bis in die Gegend von Leipzig. Auf diesem Zug war's, wo der Sage nach Prokop bis vor Naumburg kam; in ihrer Noth schickten die Bürger ihre Kinder nach dem Hussitenlager, um Schonung für die Stadt zu erflehen; Prokop, durch den Anblick und die Bitten der Kinder erweicht, bewirthete sie mit Kirschen und zog ab, ohne der Stadt etwas zu Leid zu thun; zum Andenken daran soll das noch bestehende Naumburger Kirschenfest gestiftet worden sein. Endlich brachte das inzwischen in Basel zusammengetretene Concil einen Vergleich zu Stande; die Taboriten und die Waisen, die auf denselben nicht eingehen wollten, wurden bei Böhmisch-Brod vollständig besiegt, und Kaiser Sigismund wurde von den Böhmen als König anerkannt. So endigte der 18jährige Hussitenkrieg, unter welchem vor allem die Länder der sächsisch-thüringischen Fürsten entsetzlich hatten leiden müssen. Nicht ganz mit Unrecht aber hat man die Hussiten die Sturmvögel der Reformation genannt, die 100 Jahre später in denselben Ländern anbrach.

Mit dem Tode des Landgrafen Friedrich fiel Thüringen an die beiden Söhne seines Vetters Friedrich des Streitbaren, Kurfürst Friedrich den Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm den Tapferen. Da Friedrich der Streitbare nach dem Tod seines kinderlosen Bruders Wilhelm des Reichen ganz Meißen und Osterland nebst den inzwischen um Königsberg vermehrten Orten Landes Franken allein besessen hatte, so nahmen die Söhne desselben

1445 eine Theilung der wettinschen oder sächsischen Lande vor, änderten dieselbe jedoch bald hernach in Folge des sogenannten hallischen Machtspruchs dahin, daß Herzog Wilhelm der Tapfere 1445 (1440)—1482 Thüringen nebst den fränkischen Besitzungen und dem einen Theil des Vogtlandes, Kurfürst Friedrich dagegen außer dem Kurland Sachsen-Wittenberg Meißen und den anderen Theil des Vogtlandes erhielt. Der offenere, aber auch heftigere Herzog Wilhelm ließ sich von seinen Räthen, besonders Apel von Vitzthum, gegen seinen Bruder aufhetzen. Als dieser die Entlassung der ränkesüchtigen Räthe verlangte, Wilhelm aber diese entschieden verweigerte, kam es nach mehrfachen vergeblichen Einigungsversuchen zwischen beiden zu einem fast fünfjährigen Krieg, dem sogenannten sächsischen Bruderkrieg 1447—1451. Herzog Wilhelm rief gegen seinen Bruder, auf dessen Seite die meisten thüringischen Edlen standen, 9000 böhmische Söldner zu Hülfe; diese mißhandelten Freund und Feind gleichmäßig; Thüringen war erfüllt von Gewalt und Verwüstung. Nachdem 1448 ein Friede zu Stande gekommen war, entzündete sich der Streit von neuem im sogenannten schwarzburgischen Hauskrieg, da Graf Günther XXXII. von Schwarzburg seine Besitzungen gegen einen Erbvertrag seinen beiden Schwiegersöhnen, Graf Ludwig von Gleichen und Graf Heinrich von Gera, zuwenden wollte, darüber mit seinen schwarzburgischen Vettern, Graf Heinrich XXXI. von Arnstadt und Graf Heinrich von Leutenberg in Fehde gerieth, und bei dieser Fehde Kurfürst Friedrich den Grafen Günther, Herzog Wilhelm hingegen die Vettern desselben unterstützte. Jeder der beiden fürstlichen Brüder überzog die Anhänger des anderen mit Krieg. Von den Truppen Herzog Wilhelms wurde Königsee erobert und dermaßen mitgenommen, daß es sich nicht wieder hat erholen können; Gera verschonte derselbe das erste Mal nach einem Fußfall der Frauen, das zweite Mal aber verwüstete er es nur um so grausamer, auf 5000 Menschen sollen dabei umgekommen sein. Kurfürst Friedrich seinerseits mußte von dem durch seine Bürger tapfer vertheidigten Stadtilm nach mehrfachen vergeblichen Stürmen abziehen; zum Andenken der glücklich überstandenen Gefahr wurde in Stadtilm eine ewige Prozession gestiftet, für welche der Rath sämmtlichen Geistlichen „ewiglich ein Stübchen Wein des besten

zu verehren“ versprach, wonach noch jetzt geschieht. Für diesen Mißerfolg aber nahm der Kurfürst an den Dörfern der ihm feindlichen Grafen von Gleichen und der Vitzthume in der Gegend von Dietendorf furchtbare Rache. Mehr als hundert Ortschaften wurden damals in Thüringen zerstört, eine schreckliche Verwilderung der Gemüther riß ein. Da traten sich endlich die feindlichen Brüder an der Elster einander selbst gegenüber, zur Bruderschlacht aber kam es nicht. Ein Kriegsmann, so heißt es, erbot sich dem Kurfürsten Friedrich, mit Einem Schlag dem unseligen Krieg ein Ende zu machen. „Wie willst du das anfangen?“ fragte der Kürfürst. „Ich richte meine Donnerbüchse auf das Zelt des Herzogs!“ erwiderte jener; der Kurfürst aber sagte: „Schieß, wohin du willst, nur triff meinen Bruder nicht!“ Als diese Antwort dem Herzog Wilhelm hinterbracht wurde, fühlte er sich durch die Großmuth seines Bruders überwunden, und da überdieß Kaiser Friedrich III. bei Fortführung des Krieges mit der Reichsacht drohte, so waren beide Parteien zum Frieden geneigt. Im Angesicht ihrer Heere kamen die Brüder zusammen; nach kurzer Unterredung schlugen sie die Helme auf und umarmten sich. Sofort wurde Waffenstillstand geschlossen, nach einigen Unterhandlungen kam, auch im Schwarzburger Haus, der Friede zu Stande, und die beiden Brüder waren und blieben versöhnt. Zu seinen Räthen, welche die Eintracht später doch wieder zu stören suchten, sagte Herzog Wilhelm: „Ich will gern und willig sterben, wenn ich nur zuvor sehe, daß ihr friedhässigen Leute euern wohlverdienten Lohn bekommen habt!“ Wirklich mußten bald nachher die Vitzthume, als sie durch eine Gewaltthat an burgundischen Gesandten das Maß ihrer Schuld vollgemacht hatten, aller ihrer Besitzungen verlustig nach Böhmen fliehen.

Mit dem sächsischen Bruderkrieg hängt zusammen der sächsische Prinzenraub. Kunz von Kaufungen, ein tapferer Ritter, hatte als Schloßhauptmann von Altenburg seinem Kriegsherrn, dem Kurfürsten Friedrich, treffliche Dienste geleistet. Zur Entschädigung für seine Güter in Thüringen, die ihm vom Feind weggenommen waren, hatte ihm der Kurfürst einige Vitzthum'sche Besitzungen in Meißen überlassen, gegen das schriftliche Versprechen, dieselben nach Rückerstattung seiner eigenen Güter wieder heraus-

zugeben. Dessen weigerte sich aber Kunz, weil er, bei Gera von den Böhmen gefangen genommen, 4000 Goldgulden für seine Lösung hatte zahlen müssen. Als ihm endlich die Vitzthum'schen Besitzungen mit Gewalt genommen wurden, beklagte er sich über Ungerechtigkeit, ging auch nicht auf den Vorschlag des Kurfürsten ein, die Sache durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen, sondern verließ Altenburg mit der Drohung, er werde sich für seinen Schaden an des Kurfürsten eigenem Fleisch und Blut erholen. Er begab sich nach Böhmen, wo er in den geächteten Vitzthumen mit ihren Genossen willige Helfer für seinen Racheplan fand. Durch einen bestochenen Küchenjungen auf dem Altenburger Schloß, Hans Schwalbe, erfuhr Kunz, daß an einem bestimmten Tage der Kurfürst nach Leipzig verreisen und am Abend das Hofgesinde einem Banket in der Stadt beiwohnen werde. An diesem Tag, dem 7. Juli 1455, Abends zwischen 11 und 12 Uhr, kam Kunz mit 9 Gefährten herbei und erstieg, während die Kurfürstin und ihre beiden Söhne Ernst und Albrecht in tiefem Schlafe lagen, das Schloß auf Strickleitern, die sein am Tag zuvor unter irgend einem Vorwand ins Schloß eingeschlichener Knecht, Hans Schweinitz, angebracht hatte. Der alte Schloßwächter Asmus wurde gefesselt, das Schlafgemach der Kurfürstin verrammelt, die beiden Prinzen aus ihren Betten geholt und durch ein Fenster des Erdgeschosses auf Holzleitern hinabgelassen. Nicht weit vom Schloß hielten Kunzens Leute mit 36 Pferden. Sobald die Prinzen aufgesetzt waren, ging es eiligst auf die böhmische Grenze zu. Erst am andern Morgen erfuhr man auf dem Schloß durch zurückgelassene Fehdebriefe Kunzens und seiner Genossen, wer eigentlich die Räuber gewesen. Sofort setzten ihnen die Leute des Kurfürsten nach, und an alle Unterthanen erging der Befehl, Wälder und Gehölze, wo sich vermuthlich die Räuber einige Tage aufhalten würden, fleißig zu durchforschen. Ueberall, wohin der Befehl kam, wurden alsbald die Sturmglocken geläutet, und auf allen Landstraßen wimmelte und kribbelte es von Verfolgern. Als das die Räuber merkten, trennten sie sich, um wenigstens einen der Prinzen sicher zu entführen; Kunz suchte mit dem Prinzen Albrecht durch die Rabensteiner Wälder die böhmische Grenze zu erreichen, Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels flohen

mit dem Prinzen Ernst auf Schleichwegen über Zwickau nach Franken zu. Kunz war nach einem starken Ritt in der Nähe der Grenze angelangt; da begehrte Prinz Albrecht etwas auszuruhen. Kunz gestattete es, und der Prinz entfernte sich, Erdbeeren suchend, ein wenig von ihm. Auf das Gebell seines Hundes kam ein Köhler, Georg Schmidt, herbei. Sobald er nahe genug war, flüsterte ihm der Prinz zu: „Ich bin ein Prinz von Sachsen, rette mich, mein Vater wird dir's wohl vergelten!“ Hans Schweinitz hatte diese Worte vernommen und hieb mit dem Schwerte nach dem Prinzen, doch der Köhler fing den Hieb mit seinem Schürbaum auf, hetzte seinen Hund auf Schweinitz und hieb wacker auf Kunzen los, der herzugeeilt, aber mit den Sporen im Gesträuch hangen geblieben war. Auf das gewöhnliche Nothzeichen, welches die durch den Lärm herbeigerufene Frau des Köhlers gegeben, liefen noch andere Köhler herbei, Kunz wurde mit seinem Knecht gebunden, zunächst zum Abt von Grünheim und von da nach Zwickau in's Gefängniß gebracht. Den Prinzen Albrecht aber erquickte der Köhler in seiner Hütte, dann führte man ihn im Triumph zu seinen Eltern nach Altenburg. Die anderen Räuber hatten sich auf ihrer Flucht mit dem Prinzen Ernst in eine Felsenhöhle an der Mulde im Erzgebirge versteckt. Auf die Länge konnten sie sich aber hier nicht halten, und als einer der Knechte erlauscht hatte, wie ein Holzhauer zum andern gesprochen: „Den einen Schelm haben sie erwischt und nach Grünheim gebracht, den anderen Dieb werden sie auch bald fangen, da werden sie ihren Lohn bekommen!“ verzweifelten die Räuber an ihrem Entkommen, und um wenigstens ihr Leben zu retten, schickten sie am 11. Juli einen Boten an den Herrn von Schönburg auf dem nahen Schlosse Hartenstein mit der Meldung, sie seien bereit, den Prinzen unversehrt auszuliefern, wofern ihnen Straflosigkeit zugesichert werde, andernfalls würden sie den Prinzen tödten und sich bis auf's Aeußerste wehren. Herr von Schönburg sicherte ihnen schriftlich Verzeihung zu, und noch am selben Tag wurde Prinz Ernst nach Hartenstein und von da unter großem Jubel des Volkes nach Chemnitz gebracht, wohin sich mittlerweile die kurfürstliche Familie begeben hatte. Einige Tage darauf brachten die kurfürstlichen Eltern und Söhne der Mutter Gottes in Ebersdorf

ihren brünstigen Dank dar; die Kleider der Prinzen und der Kittel des Köhlers wurden zum Andenken daselbst niedergelegt, auch eine ewige Messe gestiftet, bei welcher besonders an arme Köhler Almosen ausgetheilt werden sollten. Schon am 14. Juli wurde in Freiburg Kunz öffentlich enthauptet, Hans Schweinitz gehängt und Hans Schwalbe mit glühenden Zangen gezwickt und geviertheilt. Dem Köhler Georg Schmidt, welcher sich eine Gnade ausbitten sollte, wurde sein bescheidener Wunsch, frei Kohlen brennen zu dürfen, gewährt; außerdem schenkte ihm der Kurfürst vier Scheffel Gnadenkorn für sich und seine Nachkommen, später auch noch ein Freigut in Eckersbach bei Zwickau. Als der Köhler alt und schwach wurde, nahm ihn der Kurfürst zu sich nach Altenburg und ergötzte sich noch manchmal an seiner treuherzigen Erzählung von der Rettung des Prinzen, besonders an seinem stets wiederkehrenden Worte: „Ich habe den Kunz mit meinem Schürbaum weidlich getrillert!“ Von diesem Ausdruck bekamen die Nachkommen des Köhlers den Namen Schmidt-Triller, unter welchem sie auch in den Adelsstand erhoben wurden.

Nach dem Bruderkrieg regierte Herzog Wilhelm noch dreißig Jahre über Thüringen; in Weimar hielt er Hof. Er war ein kräftiger Fürst, stark in Gutem wie in Bösem. Im Volk hieß es von ihm: „Wenn Herzog Wilhelm die Sporen anschnallt und über den Schloßhof in Weimar geht, so zittert ganz Thüringen davon, und wer's verursacht hat, der darf sich vorsehen!“ In Fehde war er fast beständig. Dem Sittenverderben, insbesondere der Kleiderpracht, trat er mit scharfen Verordnungen entgegen. Als er einst einen Junker an seinem Hof wegen seiner auffälligen Tracht zur Rede setzte und dieser trotzig antwortete: „Ich kleide mich, wie mir's gefällt!“ wies er ihn mit den Worten vom Hof: „Und ich jage dich fort, wie mir's gefällt!“ 1461 unternahm er nach damaliger Fürstensitte eine Wallfahrt nach dem heiligen Land; mit 91 Grafen und Herren reiste er über Venedig nach Jerusalem und kehrte nach elftägigem Aufenthalt daselbst zurück. Einen argen Schandfleck in seinem Leben bildet das Benehmen gegen seine Gemahlin Anna, die Tochter Kaiser Albrechts II. Um einer Buhlerin willen, Katharina von Brandenstein, verwittweten von Heßberg, gewöhnlich die Roßlaer Käthe

genannt, verstieß er die treue und würdige Mutter seiner Töchter und verbannte sie auf das Schloß zu Eckardtsberga. Hier war sie der milde Engel für die Armen und Kranken der Umgegend. Als sie einst hörte, der Herzog weile in Roßla, und auf einen schönen Traum hin, der sie die Versöhnung desselben hoffen ließ, sich aufmachte und zu ihm ging, warf er ihr wüthend einen Holzschuh in's Gesicht. Mit gebrochenem Herzen kehrte sie zurück und wurde von da an bis zu ihrem Tod 1462 als Gefangene behandelt. Der Herzog aber vermählte sich mit seiner Käthe, führte eine Fehde mit einem Grafen von Gleichen, der sich nicht dazu verstand, sie „gnädige Frau“ zu nennen, und trotz ihrer ganz offenkundigen, auch ihm bekannten Untreue, blieb er bis an sein Ende in ihren Netzen gefangen.

Da Herzog Wilhelm keinen Sohn hinterließ, so erbten die beiden Söhne Kurfürst Friedrichs, Ernst nud Albrecht, das Thüringer Land. Sie hatten nach dem Tod ihres Vaters 1464, dessen Verordnung gemäß, gemeinschaftlich regiert; jetzt drang Herzog Albrecht auf Theilung. Dieselbe kam 1485 in Leipzig zu Stande; Kurfürst Ernst erhielt außer Sachsen-Wittenberg den größten südlichen Theil von Thüringen nebst den Orten Landes in Franken, Herzog Albrecht dagegen Meißen und das nördliche Thüringen; das Pleißner- und Osterland wurde theils zu Thüringen, theils zu Meißen geschlagen. Diese Theilung, durch welche die Länder des wettinischen Hauses, wenn auch fürs Erste in einem ganz anderen Verhältniß als später, in den Besitz einer ernestinischen und einer albertinischen Linie auseinandergingen, war die Ursache eines tiefen Grolls zwischen den beiden Linien, welcher in der Reformationszeit für die ernestinische verhängnißvoll wurde.

Kurfürst Ernst starb in Folge eines Sturzes vom Pferde schon im Jahre nach der Theilung 1486. Von seinen vier Söhnen, welche ihn überlebten, wurde der dritte, Albrecht, 1482 Erzbischof von Mainz und starb 1484, der vierte, Ernst, 1476 Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt.

Der älteste Sohn, Friedrich der Weise, folgte seinem Vater; die Kurwürde, die zugehörigen Länder, auch die Oberleitung in allen Angelegenheiten, behielt er sich vor; im Uebrigen

regierte er, in nie getrübter Eintracht, gemeinsam mit seinem Bruder, dem Herzog Johann dem Beständigen, 1486—1525. Er blieb, wahrscheinlich um die Hausmacht nicht zu zersplittern, trotz seiner großen Kinderliebe, unvermählt, hinterließ jedoch zwei natürliche Söhne von Anna Weller von Molsdorf. Das Schwert hat er, so oft ihm auch Anlaß geboten wurde, nicht ein einziges Mal gezogen. Innige Frömmigkeit beseelte ihn; alltäglich hörte er die Messe, regelmäßig und gern auch die Predigt; mehreren Stiftern seines Landes machte er reichliche Schenkungen; aus besonderer Innigkeit und Andacht, auch redlichen Ursachen, wie er selbst sagt, unternahm er 1493 eine Wallfahrt nach Jerusalem; er ließ sich da zum Ritter des heiligen Grabes schlagen und brachte viele, meist um hohen Preis erkaufte Reliquien mit, welche er später der Schloßkirche zu Wittenberg übergab. Von Natur wohl begabt und auf der Domschule zu Grimma gebildet, besaß er selbst tüchtige Kenntnisse, liebte und förderte er in huldvollster und freigebigster Weise die aufblühenden Wissenschaften und Künste; 1501 gründete er die Universität Wittenberg, und mit treuer Sorgfalt pflegte er seine liebe Tochter, wie er die Universität zu nennen pflegte. Die Musik liebte er so sehr, daß er seine Kapelle oder, wie man damals sagte, Singerei, sogar auf seinen Reisen mit sich führte. Gern baute er; „denn“, sagte er wohl, „wenn man baut, dient man vielen armen Leuten“; eine ganze Reihe stattlicher Schlösser, z. B. in Altenburg und Wittenberg, verdankt ihm ihren Ursprung; das Allerheiligenstift, das Universitätsgebäude und die Schloßkirche in Wittenberg, die Peter-Pauls-Kirche in Weimar hat er erbaut; auffallend groß ist die Zahl der Neubauten sowie der Ausbesserungen, Erweiterungen und Verschönerungen von Kirchen und Kapellen, die er auf seine Kosten ausführen ließ. Sein Vergnügen fand er in der Jagd, besonders auf dem Vogelheerd; auch trieb er zu seiner Unterhaltung das Drechseln. Als Reichsfürst machte er sich namentlich um Aufrichtung und Erhaltung des immerwährenden Landfriedens verdient; 1496 übertrug ihm daher Kaiser Maximilian das Reichsvicariat, 1506 die Reichsgeneralstatthalterschaft; Reichsgeneralfeldmarschall zu werden, lehnte er 1509 wegen Blödigkeit und Schwachheit des Leibes ab. Schon bei Lebzeiten legte man ihm den Beinamen des Weisen bei; Graf

Balthasar von Schwarzburg, der mit ihm in Palästina gewesen war, urtheilte von ihm: „Wenn Kurfürst Friedrich nicht ein Fürst geboren wäre, müßte er wenigstens Schulze in einem Dorfe sein!“

Im herzoglichen Sachsen und damit dem nördlichen sowie einem Theil des östlichen Thüringens regierte nach der Theilung zunächst Herzog Albrecht, 1485—1500. Den größten Theil seines Lebens widmete er dem Dienst des Kaisers und des Reichs. Als Kaiser Friedrich III. durch den König Matthias von Ungarn aus Oesterreich vertrieben war, kämpfte er mit geringen Mitteln und unter starken Hindernissen rühmlich, wenn auch ohne große Erfolge, gegen die Ungarn. Trotz erfahrnen Undanks zog er Friedrichs III. Sohn, dem römischen König Maximilian I., nach den Niederlanden zu Hülfe, und erhielt diesem als Statthalter das Land. Für seine dem Reich geleisteten Dienste bestellte ihn Maximilian zum Potestat von Friesland, aus welchem er ein Fürstenthum für seinen zweiten Sohn zu machen suchte, damit das Stammland nicht getheilt würde. Er hatte jedoch von diesem Erwerb nur Anstrengungen und Kummer; und den Ruhm, welchen er dem sächsischen Namen verschaffte, sowie die Zuneigung der Kaiser, deren er genoß, waren zu theuer erkauft mit seiner fast ununterbrochenen Abwesenheit von seinem Lande.

Ihm folgte als Herzog sein ältester Sohn Georg, 1500 bis 1539, während der jüngere Sohn Heinrich nach Aufgabe Frieslands mit einer sehr geringen Einnahme, oft in Noth, aber immer leichten Sinnes, in Freiberg wohnte. Herzog Georg hatte eine gelehrte Erziehung empfangen und war ein überaus thätiger und gewissenhafter Regent; Luther sagt von ihm: „er hat viele schöne Tugenden und ist geschickter zum Regieren denn mancher fromme Regent!“ Gegen die Gebrechen der Kirche war er nicht blind, auch einer Reformation nicht von vorn herein abgeneigt; freilich verstand er unter Reformation hauptsächlich nur die Besserung des geistlichen Standes, und diese sollte nach seiner Meinung auch nur von der Kirche selbst ausgehen, nicht aber von einem Einzelnen, der sich vermesse, als sei er allein „das Licht der Welt“.

2. Staatliche Zustände.

Seit Erwerbung der Kurwürde und des Herzogstitels von Sachsen hatten sich die wettinischen Fürsten mit einem ihrer Rangerhöhung entsprechenden weit glänzenderen Hofstaat umgeben. Als Residenz in Thüringen war an die Stelle der Wartburg allmählich Weimar getreten. Durch die vermehrten Ausgaben für ihre Hofhaltung, ganz besonders aber durch die gestiegene Kostspieligkeit der Kriegführung geriethen die Fürsten immer häufiger in Geldnoth. Dadurch kam es, daß die Versammlungen der Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Städte, welche durch die außerordentliche Forderung einer allgemeinen Steuer zur Deckung der fürstlichen Schulden hervorgerufen waren, nicht, wie man sie anfänglich betrachtet hatte, etwas Vorübergehendes blieben, sondern zu einer ständigen Einrichtung, dem Landtag, wurden. Natürlicherweise aber verlangte der Landtag sehr bald auch Auskunft darüber, wie der Fürst in solchen „Unrath" gekommen sei, beanspruchte und erreichte es, in allen wichtigeren Angelegenheiten des Landes mit seinem Rath gehört zu werden. Wenn aber so die Fürstenmacht auf der einen Seite eine Beschränkung erfuhr, so wurde sie auf der anderen Seite durch das Steigen der Landeshoheit gewaltig gestärkt. In Folge dessen wurde alle auswärtige Gerichtsbarkeit, wie der westfälischen Freigerichte, der sogenannten Vehm, die sich auch in Thüringen besonders seit Balthasars Zeit immer mehr angemaßt hatten, allmählich zurückgedrängt. Ganz besonders aber galt dieser Kampf den geistlichen Gerichten, vor allem den päpstlichen Legaten, welche eine Menge rein weltlicher Sachen an sich zu ziehen suchten und durch ihre Einmischung den Rechtsgang störten. Noch wurde zum öfteren die Vollziehung der Strafen durch das Asyl- oder Schutzrecht der Klöster für Verbrecher gehindert; und selbst die Fürsten konnten nur auf die freiwillige Uebergabe hinarbeiten, indem sie den Klöstern jede über die Zuflucht hinausgehende Unterstützung verboten. Gefördert wurde die fürstliche Rechtshoheit auch durch das Faustrecht oder vielmehr das dadurch erweckte dringende Bedürfniß nach Rechtshülfe. Während in den ersten Jahrzehnden dieses Zeitraums die Landesfürsten nur

durch zahlreiche Bündnisse mit andern Fürsten dem Unwesen des Faustrechts entgegentreten, oft genug jedoch selbst Fehden führen, konnte 1445 Herzog Wilhelm mit seinen Ständen ein Friedensgericht anordnen, welches alle Fehden ohne Ausnahme bestrafen und den neuen Landfrieden, sowie die neue Landesordnung aufrecht erhalten sollte. In peinlichen Sachen wurde zuweilen noch sehr kurzer Proceß gemacht. In Buttstedt hatte eines Abends ein Bürger in der Trunkenheit einen andern erstochen, noch an demselben Abend hatte der Rath das Todesurtheil über ihn gesprochen und war dasselbe beim Scheine brennender Strohwische vollzogen worden. Als Herzog Wilhelm davon hörte, forderte er die Mitglieder des Raths vor sich; diese wiesen ihr altes Recht über Leben und Tod nach. Da soll sie der Herzog mit den Worten entlassen haben: „Ihr Herren von Buttstedt, ziehet hin mit eurem Bericht, Gott behüte mich vor euerem Gericht!“ In seiner Landesordnung verbot er ausdrücklich, einen Verurtheilten hinzurichten, der nicht drei Tage zuvor mit den Sterbesacramenten versehen worden sei. Ein eigenthümlicher Ueberrest der alten Ordalien oder Gottesurtheile, der jedoch erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gänzlich abgeschafft worden sein soll, war das sogenannte Bahrrecht. War ein Mord begangen und der Mörder nicht überwiesen, so wurde die Leiche, in weißes Leinen gehüllt, auf einer Bahre vor dem Hochaltar der Kirche aufgestellt; der des Mordes Verdächtige wurde unter feierlichem Vorgang der Geistlichkeit und unter Absingung von Fluchhymnen herbeigeführt; nachdem er seine Andacht verrichtet, wurde das Gesicht des Gemordeten vor ihm aufgedeckt, und er mußte die eine Hand auf die Wunde, die andere auf den Mund desselben legen und in dieser Stellung Gott zur Bezeugung seiner Unschuld oder Ahndung seiner Schuld anrufen; drang bei seiner Annäherung oder bei dieser Anrufung Blut aus dem Mund oder dem Nabel oder der Wunde, so wurde das als von Gott gegebener Beweis seiner Schuld angesehen. — Das Heer des Fürsten bestand zwar noch aus dem alten Aufgebot der Lehnsleute, aber seit dem Aufkommen des Schießgewehres, namentlich seit dem Hussitenkrieg, wurde die Anwerbung von Söldnern, Landsknechten, zumal für fernere Kriegszüge, zu welchen die Lehnsleute nicht verpflichtet waren, immer häufiger, machte weit größere Ausgaben

erforderlich, trug aber auch ihrerseits zur Erhöhung der fürstlichen Gewalt nicht wenig bei.

Während aber die Fürstenmacht sich hob, sank der Adel, zum Theil aus den gleichen Ursachen, z. B. durch das Faustrecht und durch die Anwendung des Pulvers. Den vermehrten Aufwand vermochten die Edelleute nicht wie die Fürsten durch Steuern zu bestreiten, viele Rittergüter gingen dem Adel verloren und gelangten in den Besitz von Bürgern. Auch der in dieser Zeit aufkommende Briefadel oder die Erhebung von Bürgerlichen in den Adel vermittelst eines Adelsbriefs schwächte die Bedeutung des Standes. Mehr und mehr zog sich der Adel an den Hof, die Edelleute wurden Hofleute.

Die Städte blühten durch Gewerbfleiß und Handel immer kräftiger auf. Von den Fürsten, die hier ihre Geldquelle fanden, wurden sie begünstigt. Die Sicherung des Landfriedens und des Rechtsgangs kam ihnen sehr zu statten. Durch die ihnen verwilligte eigne Gerichtsbarkeit entstanden die Stadtgerichte. Die einzelnen Innungen schlossen sich mehr und mehr in sich und gegen einander ab. Der Hauptausfuhrartikel Thüringens war der Waid; Erfurt, Arnstadt, Gotha, Langensalza und Tennstedt hießen die Waidstädte. Diesen Städten brachte der Waid sehr reichen Gewinn; schon mußte er aber auch durch strenge Verordnungen gegen Fälschungen geschützt werden. Der Hauptthandelsplatz für den Waid, sowie für Anis, Saflor, Wein, Bier und Korn, überhaupt für die thüringischen Landeserzeugnisse, Erfurt, war immer noch die wichtigste Handelsstadt in Mitteldeutschland. Trotz wiederholter Verheerungen durch die Pest, trotz mehrfacher größerer Brände und sehr häufiger Fehden, ja trotz des übermäßigen Aufwands seiner Bürger und seines Raths befand es sich noch bis über die erste Hälfte dieses Zeitraums im blühendsten Zustand. Zur Zeit des Hussiten- und wieder zur Zeit des Bruderkriegs umgab es sich mit neuen Festungswerken, dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Braunschweig zahlte es jährlich bestimmte Summen, um sich ihren Beistand zu sichern, im Streit zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um das Erzbisthum Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre setzte es alles daran, um endlich die volle Selbständigkeit zu erringen. Doch durch die Pest, welche ihm 1463

allein 20,000 Einwohner kostete, durch den entsetzlichen Brand 1472, sowie durch andere Unglücksfälle wurde dieses Streben vereitelt, der Handel gerieth hierdurch und aus andern Ursachen in Rückgang, die Blüthe Erfurts war geknickt.

In den Dörfern, vornehmlich in den fürstlichen und städtischen Dörfern, nahm in dieser Zeit der Wohlstand auffallend zu. Feld-, Garten-, Wein- und Obstbau standen nach dem Urtheil mancher damals auf einer höheren Stufe als jetzt. Es klingt unglaublich, wird jedoch versichert, daß mehr als ein Dorf bei Erfurt jährlich für 100,000 Thaler Waid verkauft habe. Die Gärten bei Altenburg brachten im Jahr mehrere tausend Thaler nur für Saflor ein. Den altenburgischen Bäuerinnen erlaubten ihre Mittel, Mützen von Bärenfell, Korallenketten mit Goldstücken und theure Seidenbänder zu tragen.

Seit dem Ende der Kreuzzüge war der Abfluß der edlen Metalle nach dem Morgenland zur Bezahlung der immer mehr begehrten morgenländischen Waaren, namentlich Gewürze, so stark geworden, daß fast das gesammte Abendland schwer unter Geldmangel zu leiden hatte. Die Verschlechterung der Münze, welche dem Mangel abhelfen sollte, verschlimmerte nur das Uebel. Schon zur Zeit des Hussitenkriegs hatte dasselbe einen hohen Grad erreicht und große Noth über Thüringen gebracht. Zwar wurde 1444 eine Reformation der Münze vorgenommen, allein die Münzverfälschung dauerte fort und sollte in einer späteren Zeit in noch weit stärkerem Maße und in unheilvollster Weise auftreten.

3. Der Greuel der Verwüstung an der heiligen Stätte.

Auch in diesem Zeitraum der thüringischen Kirchengeschichte begegnen uns noch bis zu seinem Ende einzelne Kapitel- und Klosterstiftungen.

Im Jahre 1415 wurde von Markgraf Wilhelm dem Reichen das Augustinerchorherrenstift zu St. Georg auf dem Schloß zu Altenburg gegründet und mit einem Propst, 12 Domherren und 12 Vicaren besetzt. Das Augustinerchorherrenstift zu Römhild wurde 1420 vom Grafen Friedrich von Henneberg-Aschach begonnen und von dessen Sohn, Graf Georg, ausgeführt; es war

für 12 Chorherren ausgestattet. 1472 wurde das Augustinerchorherrenstift zu Dorla auf Bitten der Stiftsherren von Herzog Wilhelm von Sachsen nach Langensalza verlegt und ihm die St. Stephanskirche als Stiftskirche zugewiesen. Das Benedictinernonnenkloster zu Alsleben im Mansfelder Seekreis, 978 gegründet, mit der Zeit in Verfall gerathen, wurde 1484 von Heinrich von Krosigk in ein Augustinerchorherrenstift umgewandelt. In Sangerhausen wird 1463 ein Propst des Augustinerchorherrenstifts erwähnt; Näheres weiß man von diesem Stifte nicht.

Ein Dominikanermönchskloster wurde 1395 zu Leutenberg in der Rudolstädter Oberherrschaft gegründet und von dem Grafen von Schwarzburg und dem Herrn von Könitz ausgestattet; die drei bis sechs Mönche in demselben konnten sich jedoch „in diesem Gebirge nur härtlich erhalten" und wurden „in Erwägung der Armuth und großen Nothdurft" noch 1492 mit einigen Gütern und Nutzungen beliehen.

Ein Franziskanerkloster wurde 1383 zu Mellenbach in der Rudolstädter Oberherrschaft vom Grafen Johann II. von Schwarzburg gegründet; 1514 hatte dasselbe aber nur zwei Mönche.

Auf den Rath des berühmten Barfüßers und Bußpredigers Capistran stiftete Herzog Wilhelm nach 1452 zwei Franziskanerklöster, das eine in Weimar, das andere in Langensalza. 1502 gründete Graf Wilhelm VI. von Henneberg ein Franziskanerkloster in Schleusingen und besetzte dasselbe mit acht Mönchen.

Das Augustinermönchskloster zu Müncheln im Saalkreis, 1455 zuerst erwähnt, scheint von vorn herein nur ein Conventikel des Klosters zu Krakau gewesen zu sein; wegen Verfalls wurde es 1502 dem Moritzkloster in Halle einverleibt. 1503 wurde das St. Gotthardskloster bei der alten St. Godehardskapelle in Merseburg vom Bischof Thilo von Trotha gestiftet und mit Augustinern oder Franziskanern besetzt. In Eisleben gründete 1512 Graf Albrecht von Mansfeld ein Augustinermönchskloster.

Das Wilhelmiterkloster zu Mülverstedt bei Langensalza wird 1396 zuerst erwähnt. In demselben Jahre wurde ein

Wilhelmiterkloster vom Grafen Ernst von Gleichen zu Gräfentonna im Gothaischen gegründet. Er widmete die Kapelle zum heiligen Leichnam in den Weiden zu einem ewigen Seelgeräthe für sich und seine Eltern, auch alle die, so künftig aus dem Hause Gleichen möchten kommen und geboren werden, dem Bettelorden St. Wilhelmi mit allen und jeglichen Zugehörungen, frei von aller weltlichen Gewalt, Gedrängniß und Beschwerung, mit ganzer freier Vollmacht, daselbst von Stund an ein Kloster zu stiften, zu bauen und zu besitzen. Die Ordensbrüder hingegen versprachen und gelobten dem Grafen eine rechte geistliche Brüderschaft ihres ganzen Ordens, wie auch ein ewig Gedächtniß in allen ihren guten Werken und sonderlich des Jahres zu vier Zeiten mit Messen und Vigilien, wie es nämlich Gott dem Herrn am löblichsten und gefälligsten sein möchte. Das Kloster scheint schon vor der Reformation eingegangen zu sein.

Im Jahre 1389 wird vom Erzbischof von Mainz ein Mönchskloster zu Heringen im Kreis Sangerhausen bestätigt; welchem Orden dasselbe angehörte, ist unbekannt. In Braunsroda im Kreis Eckardtsberga scheint außer dem Lazaritenhof in der späteren Zeit auch ein Mönchskloster bestanden zu haben, von welchem man aber nichts Näheres weiß.

Sogar ein neuer Orden tritt in dieser Zeit noch auf, die Karmeliter. Im 12. Jahrhundert hatte ein gewisser Berthold aus Kalabrien auf dem Berg Karmel in Palästina eine Genossenschaft von Einsiedlern gestiftet, wahrscheinlich eine Nachbildung der Karthäuser. Diese Einsiedler hatten sich im 13. Jahrhundert von Karmel nach der Insel Cypern und allmählich weiter nach Europa gezogen. Nachdem sie den Bettelorden gleichgemacht waren, gelangte ihr Orden zu hoher Blüthe, besonders durch das Karmeliterskapulier, zwei Streifen von grauem Tuch, der eine auf der Brust, der andere auf dem Rücken getragen und auf den Achseln an einander geheftet; von diesem Skapulier behaupteten die Karmeliter, Maria habe dasselbe vom Himmel gebracht, und wer in demselben lebe oder doch sterbe, der werde selig, weil Maria jeden Sonnabend die Träger desselben aus dem Fegfeuer abhole. Ein Karmeliterkloster wurde schon vor 1387 in Pößneck von einem Grafen von Schwarzburg gestiftet; eine Gräfin Margaretha von Schwarz-

burg erbaute 1410 eine neue Klosterkirche. Auf Ansuchen der Karmeliter von Querfurt, wo dieselben schon im 14. Jahrhundert eine Niederlassung hatten, gründeten 1451 die Grafen Gebhard und Günther von Mansfeld daselbst ein Karmeliterkloster. In Jena entstand 1418 ein Karmeliterkloster, das Kreuzkloster, auf Veranlassung und mit Unterstützung des Stadtraths. In Ohrdruf räumte 1463 Graf Siegmund I. von Gleichen die leer stehenden Stiftsgebäude den Karmelitern zur Errichtung eines Klosters ein.

Hat es demnach an Klostergründungen in unserem Zeitraum keineswegs ganz gefehlt, wie sehr sticht ihre Zahl gegen die Fruchtbarkeit der vorhergehenden Jahrhunderte ab! Und doch entspricht die Abnahme an Neustiftungen bei weitem nicht dem Verfall des Klosterwesens in dieser Zeit.

Nur Eine Lichtseite bietet dasselbe hie und da in der vermehrten Pflege der Wissenschaften. Jedes Cistercienserkloster mußte jetzt einen Magister haben, welcher die jungen Mönche in den Anfängen der Wissenschaften unterrichtete; wo das nicht zu erreichen war, da sollten sich mehrere Klöster derselben Provinz zu diesem Zweck zusammenthun; die jüngeren Mönche sollten zum fleißigen Studiren angehalten, keiner sollte Priester werden, der nicht wissenschaftlich gebildet wäre. So verschieden nun auch der Studieneifer in den einzelnen Klöstern war, so besuchten doch im Allgemeinen die Cistercienser fleißig die Universitäten, nicht wenige erlangten die Gelehrtenwürden und thaten sich durch wissenschaftliche Leistungen hervor. Mehr oder weniger gilt das auch von Gliedern anderer Orden, selbst von einzelnen Kanonikern. Von besonderem Interesse für uns ist Johann Rothe aus Kreutzburg, erst Vicar, dann Kanoniker und Scholastikus des Marienstifts zu Eisenach und Kapellan der Landgräfin Anna, welcher er seine „Düringische Chronik" in thüringischer Mundart gewidmet hat; außerdem hat er noch mancherlei, einiges auch in Reimen geschrieben; er starb 1434. In manchen Klöstern wurden auch große Sammlungen von geschriebenen, nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch von gedruckten Büchern angelegt. Heinrich Urbanus im Kloster Georgenthal verschrieb von 1505 an mehrmals für theures Geld Druckwerke von Venedig, und groß war bei ihm und seinen Freunden,

dem Kanoniker Mutianus in Gotha und dem Pfarrer Spalatin in Hohenkirchen, die Freude, wenn die ersehnten Schätze anlangten. Im Augustinerkloster zu Erfurt, in welchem überhaupt ein ernster Geist herrschte, wird ein Mönch als Muster wie der Frömmigkeit so des wissenschaftlichen Eifers gerühmt. Auf dem Petersberg schrieb Nikolaus von Siegen seine werthvolle Chronik. Fast überall jedoch waren es nur Einzelne, die man bei ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen eben gewähren ließ.

Im Großen und Ganzen bietet das Klosterleben in dieser Zeit ein anekelndes Bild innerlicher Auflösung, sittlicher Fäulniß, unaufhaltsam fortschreitender Verkommenheit. Die allermeisten Kanoniker sahen ihre Würde nicht als ein Amt, sondern als einen Besitz an, den sie zu genießen hätten. Das gemeinsame Gebet im Chor war zu einer leeren Form geworden; wissenschaftliche Bestrebungen lagen ihnen fern; als die humanistische Richtung aufkam, traten sie derselben entgegen; in Unthätigkeit brachten sie ihre Tage hin, und die Ueppigkeit, ja die Unzucht war nirgends größer als in den Häusern der Stiftsherren. Nicht viel besser sah es in den meisten Mönchsklöstern aus. Die Ordensregel wurde immer häufiger ohne Scheu und Scham übertreten. Dem Gelübde der Armuth entgegen behielten und erwarben Mönche und Nonnen Privateigenthum und legten es bei Verwandten nieder. Oft wohnten Mönche mit Erlaubniß des Abtes in eigenen Zimmern, wo möglich bei dem Krankenhaus des Klosters, weil es da besseres Essen gab; hier hielten sie mit Weltlichen Gasteien, faulenzten und trieben Unzucht. Um das Fleischverbot kümmerte man sich wenig, in manchen Klöstern wurde gar nicht mehr gefastet; wurden die Fasten gehalten, so mußten wohl zwei Extraspenden von Eiern geliefert werden, und zwar jeden Tag die eine anders zubereitet; in der strengen Adventzeit gab es noch ein besonderes Gericht von Honig oder von Hecht. Bei einer Visitation im Kloster Reinhardsbrunn 1492 antwortete der Abt Johannes auf die Frage, ob sich die Mönche des Fleischgenusses enthielten, daß sie an diesen Genuß zu sehr gewöhnt seien und deßhalb längst um die Erlaubniß gebeten, auch dieselbe erhalten hätten, zweimal wöchentlich Fleisch zu essen. Eine Tonne Bier war ein sehr willkommenes Geschenk, und gern trug man den

„Wohlthäter“ dafür in's Todtenbuch des Klosters ein. 1484 bestimmte der Abt von Volkenrode für „die Tag und Nacht im Weinberg des Herrn schwitzenden“ Brüder sehr bedeutende Einkünfte zur täglichen Darreichung von Nordhäuser oder Mühlhäuser Bier, damit die Mönche dem Chordienst nicht „mit Unlust obliegen“ möchten. Ernste Aebte wurden oft von den Mönchen nicht geduldet; um sich Obere nach ihres Herzens Gelüsten zu verschaffen, boten die Mönche alles auf; als 1490 Abt Nikolaus in Reinhardsbrunn gestorben war oder freiwillig abgedankt hatte, mußte der Papst bei Strafe des Bannes befehlen, daß der neue Abt weder durch List noch durch Gewalt sondern durch Stimmenmehrheit gewählt werde. Kein Wunder, wenn von einzelnen Klöstern berichtet wird, daß der Abt seine Zeit mit Würfelspiel und sonstiger Kurzweil hinbringe, indessen die Mönche mit dem Falken auf dem Arm dem Jagdvergnügen nachgehen. Zu Kindtauf- und Hochzeitschmäusen stellten sich manche Aebte gern ein, und bei den Freuden der Tafel thaten sie es den übrigen Gästen gleich oder zuvor. Als sich 1433 Landgraf Friedrich der Friedsame in Thamsbrück bei Langensalza aufhielt, war einmal der Abt von Volkenrode bei ihm zu Besuch; es wurde wacker gezecht, und der Abt kam völlig berauscht in sein Kloster zurück; er begab sich nach dem heimlichen Gemach und schlief auf demselben ein, das Licht brannte nieder und zündete, es entstand eine Feuersbrunst, durch welche das ganze obere Stockwerk der Abtei zerstört wurde; mit genauer Noth rettete man den Abt. Es kam vor, daß Aebte weibliche Bedienung hatten, ja, sich förmlich Beischläferinnen hielten. Fleischliche Vergehungen waren überhaupt nichts Seltenes bei den Mönchen. Vom Kloster Allendorf bei Salzungen heißt es aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, daß der Propst mit den Gästen, die bei ihm ein- und ausgeritten seien, ein ungeistlich, auch unzüchtig und ganz ärgerliches Leben geführt und Kloster und Klosterfrauen in Armuth und böses Gerücht gebracht habe. 1514 rügt Graf Günther von Schwarzburg das sittenlose Leben der beiden Mönche in Mellenbach und verlangt ihre Versetzung. 1516 klagt Graf Balthasar beim Ordensprovincial über die Dominikaner in Leutenberg, besonders daß die jungen Mönche einen Gang auf das Feld angelegt hätten und denselben bei Tag und bei Nacht be-

nutzten. Als 1516 Kaiser Maximilian beim römischen Hofe die Verwandlung der Abtei Saalfeld in ein weltliches Collegiatstift beantragte, schilderte er die Zustände in derselben unter Anderem so: „Durch lange Gewohnheit ist es eingerissen, daß nur Adlige zum Profeß aufgenommen werden; dadurch ist es gekommen, daß bloß Edelleute und zumeist Jünglinge ohne Wissenschaft und Erfahrung dem Kloster übergeben worden sind, die in schwelgerischem Müssiggang gealtert, der Wissenschaften und der Verwaltung gänzlich unkundig, weder im Geistlichen noch im Weltlichen für sich selbst und für die Angelegenheiten des Klosters zu sorgen vermögen."

Wie weit die Verworfenheit einzelner Mönche ging, davon giebt der große Brand in Erfurt 1472 ein schauderhaftes Beispiel. Der Ritter Apel Vitzthum und sein Anhang grollten der Stadt Erfurt, weil diese vor zwanzig Jahren dem Herzog Wilhelm bei ihrer Vertreibung geholfen hatte. Sie waren bekannt geworden mit einem Mönch Becker oder Burckardi, der aus dem Kloster Pforte ausgetreten war und sich im Land umhertrieb. Um ein Stück Geldes wurde er mit ihnen einig, Erfurt in Brand zu stecken. Er zog acht leichtfertige Gesellen an sich und legte mit ihnen am 19. Juni Mittags Feuer in der Stadt an. Zuerst ging dasselbe auf der Krämerbrücke hinter der Benedictskirche auf, die ganze Brücke mit großem Gut, der Thurm der Benedictskirche, Glocken, Pfarrhof, Mühle, Backstube und Anderes brannten nieder. Während hier jedermann mit Löschen beschäftigt war, siehe da schlugen noch an zwei anderen Stellen die Flammen auf, in der Rabenmühle hinter St. Veit und in der Pergamentergasse hinter den Kemnaten. Jetzt verbreitete sich das Feuer fast über die ganze Stadt; es lief so rasch, daß von Gütern nur wenig gerettet werden konnte; selbst steinerne Gewölbe hielten die Gluth nicht aus. Auf Unser lieben Frauen verbrannten die Thürme sammt der Gloriosaglocke, von der Kirche selbst blieben nur die Mauern stehen. Der niedergebrannten Häuser, ohne die Scheunen, Kirchen, Abseiten und Hintergebäude, waren 2024, nach anderer Zählung sogar 6000; glücklicherweise waren nur acht Menschen umgekommen. Der Rath erfuhr, daß ein Mönch das Feuer angelegt habe, aber auf und davon sei. Man schickte ihm nach, endlich

wurde er in Sachsen ergriffen und nach Erfurt gebracht. Weil er ein Geistlicher war, durfte man ihn nicht ohne Weiteres hinrichten. Der Bischof von Halberstadt bekam daher von Mainz den Auftrag, dem Verbrecher die Priesterweihe zu nehmen. Er erschien nebst den Bischöfen von Naumburg und von Merseburg und anderen Prälaten; auch Herzog Wilhelm fand sich ein, um den Hergang mit anzusehen, so daß die Stadt davon noch 914 Schock und 2285 Reichsthaler Unkosten hatte. Auf dem Fischermarkt war ein Gerüst aufgerichtet; auf dieses wurde der Mönch in seiner Kappe geführt, in der Hand einen Kelch mit der Patene haltend, als wenn er Messe lesen wollte. Der Weihbischof von Erfurt und die übrigen Prälaten nahmen dem Mönch Kelch und Patene aus der Hand, schabten ihm die Haut von den Fingerspitzen, mit welchen er das heilige Sacrament gehalten hatte, setzten ihm die priesterliche Krone ab und verboten ihm, fernerhin zu consecriren. Nachdem sie ihm darauf auch die Kutte aus- und einen grauen Rock angezogen hatten, übergaben sie ihn mit der stehenden Fürbitte dem kurfürstlichen Gericht. Dieses sprach das Urtheil, und der Verbrecher wurde dem Scharfrichter überantwortet. Der Scharfrichter führte ihn gebunden vor die Graben, schnürte ihn an eine Säule und riß ihm mit glühenden Zangen 21mal in's Fleisch. Als er den Verbrecher fragte, ob es ihn denn nicht erbarme, daß er die Stiftskirche und andere Gotteshäuser so jämmerlich verderbt und in die Asche gelegt habe, antwortete der Bösewicht: „Nein, sondern es jammert mich, daß das Peterskloster nicht auch mit abgebrannt ist; wäre das geschehen, wollte ich desto lieber sterben!“ Zuletzt wurde er noch halb lebend mit sechs seiner Helfershelfer, die man auch eingefangen hatte, vor die Stadt geführt, auf einen Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Der Erfurter Bürger, welcher diese Geschichte von dem entlaufenen Pforter Mönch erzählt, schließt seinen Bericht mit dem wohl zu begreifenden Wunsche: „Der Teufel hole die anderen Mönche alle!“ Freilich wenn der eine Helfershelfer des Mönchs, ein Schneider, für eine einzige Mahlzeit jenem Wache hielt, als er das Feuer anlegte, so war die Verworfenheit offenbar nicht auf die Klosterinsassen beschränkt.

Aerger noch als in den Mönchsklöstern scheint das Verderben

in den Nonnenklöstern gewesen zu sein. Schon in den frühern Jahrhunderten ist es auffallend, wie viel häufiger Nonnenklöster wegen „Unraths" in Mönchsklöster verwandelt werden als umgekehrt. Bei einer Visitation in Jena fand sich, daß einige Nonnen kaum die nöthige Nahrung und Kleidung hatten, während andere 5, 6, ja 50 bis 60 Kleider, 14, 15 Goldgulden und verschiedene Kleinode besassen. Den Nonnen in Gotha mußte in der neuen Ordnung, welche ihnen Herzog Wilhelm 1446 gab, eingeschärft werden, sie sollten alle wohl spinnen lernen, damit sie sich selber Kleider machen und ihre Pfründe bessern könnten. Als 1413 einige Cistercienseräbtissinnen und -nonnen darüber zur Rede gesetzt wurden, daß sie Kleider trügen, welche die Brüste bloß legten, und Schleier, welche das Gesicht enthüllten, weigerten sie sich, davon zu lassen, weil diese Mode längst im Schwange und zum Gewohnheitsrecht geworden sei. Ausdrücklich mußte den Nonnen verboten werden, Männer in ihren Zimmern oder Klöstern zu übernachten. Der Beichtvater der Nonnen in Allendorf kam in dermaßen übeln Verdacht mit einer Klosterfrau, daß ihn der sächsische Amtmann entfernen mußte; die Pröpste desselben Klosters litten, daß die Bauernknechte bei Tag und bei Nacht zu den Nonnen einstiegen; ein neuer Propst ließ deßhalb eine Mauer um das Kloster führen. 1523 erklärte die zur Aebtissin in Stadtilm gewählte Gräfin Margaretha von Schwarzburg, sie nehme diese Ehrenstelle nur ungern an, weil ein zügelloser Wandel im Kloster herrsche.

Schon 1409 hat das Generalcapitel der Cistercienser vernommen, daß die Klöster dieses Ordens einer Reformation sehr bedürfen. Von allen Seiten, dem Orden selbst, den Bischöfen, den Fürsten wird die Nothwendigkeit der Reformation mehr und mehr anerkannt. Es werden denn auch das ganze 15. Jahrhundert hindurch vielfache Visitationen zu diesem Zwecke angestellt. So beauftragt z. B. Herzog Wilhelm den Ordensprovincial Heinrich Ludovici als Visitator, das Augustinerkloster in Gotha zu reformiren, „weil in demselben in vergangenen Zeiten fast unordentliche Wildikeit, die geistlichen Leuten nit gebühre, verspüret worden, was fürder nit zu dulden"; der Rath der Stadt möge die Reformation auf alle Weise unterstützen. So kündigen Kur-

fürst Friedrich und Herzog Johann 1490 dem Abt zu Reinhardsbrunn eine Visitation seines Klosters an, zur Untersuchung, ob die früher bereits angeordnete Reformation auch in allen Stücken ausgeführt worden sei; an der Spitze der Visitation stand Graf Sigmund von Gleichen. Die Visitationen fanden sehr verschiedene Aufnahme. Die Nonnen zu St. Martin in Erfurt waren sehr fügsam, gingen auf alle Vorschläge der Visitatoren bereitwillig ein; ja als dieselben nach vorgekommenen Verstößen fragten, legten ihnen die Nonnen eine Ruthe hin, damit sie ihnen gleich die verdiente Züchtigung ertheilen könnten. In Ichtershausen dagegen scheiterte die Visitation mehr als einmal an der Widerspenstigkeit der vornehmen Nonnen; endlich 1486 wurde Ernst gemacht; der Beichtvater der Nonnen wappnete sich mit einem Panzer unter dem Priesterrock und schleppte die Nonnen vom Altar, wohin sie sich geflüchtet hatten, mit Gewalt hinweg; die schlimmsten unter ihnen wurden nach anderen Klöstern und an ihre Stelle einige bessere aus Erfurt gesetzt, die indessen nach kurzer Zeit, auf Wunsch ihrer Angehörigen, Ichtershausen wieder verließen. Aber wenn auch durch Reformationen die anstößigsten Mißbräuche für den Augenblick abgestellt wurden, im Wesentlichen und auf die Länge vermochten dieselben nichts zu ändern. 1473 bekennt das Generalkapitel der Cistercienser: „Es erfüllt uns mit herbem Schmerze, sehen zu müssen, wie in allen Ländern der Erde Ordensverfall und Abfall der Klöster von der Regel stattfindet; der Orden ist ein wahres Labyrinth von Verderben geworden." Man schickt sogar eine Gesandtschaft nach Rom, um Hülfe zu suchen; 1487 droht Papst Innocenz VIII., wofern die Mißbräuche nicht abgestellt würden, auf die Wünsche der Fürsten einzugehen, daß der Orden aus den verrotteten Klöstern beseitigt werde; von neuem wird nun die Visitation der Klöster eingeschärft, aber Durchgreifendes geschieht bei den Cisterciensern so wenig wie bei den anderen Orden. Als Luther 1516 im Auftrag seines Provincials Staupitz die Augustinerklöster in Thüringen visitirte, war das Ergebniß, bis auf die Klöster in Gotha und Langensalza, ein keineswegs erfreuliches.

Auf die Reformation des Klosterlebens ging auch die sogenannte Bursfelder Congregation. Nachdem die Benedic-

tinerabtei Bursfeld an der Weser in solchen Verfall gerathen war, daß sie nur noch Einen Klostergeistlichen und Eine Kuh hatte, wurde sie durch zwei treffliche Aebte wieder gehoben, und der zweite derselben verband sich mit einigen anderen Klostervorstehern, unter ihnen auch dem Abt des Petersklosters in Erfurt, zu einer Congregation, die sich durch besondere Statuten zur strengen Beobachtung der Benedictinerregel verpflichtete. Diese Congregation wurde vom Concil zu Basel, vom Erzbischof von Mainz und vom Papst Pius II. bestätigt, breitete sich aus und trieb hie und da schöne Blüthen. In Thüringen bildete das Peterskloster den Mittelpunkt dieser Bewegung für gründliche Erneuerung des klösterlichen Lebens. Aber mehr als eine vorübergehende Auffrischung ging auch von der Bursfelder Congregation nicht aus; selbst der herrliche Aufschwung, welchen das Peterskloster unter dem vortrefflichen Abt Günther gegen Ende des 15. Jahrhunderts nahm, war nur von kurzer Dauer.

Wenn in früherer Zeit ein Orden innerlich abgestorben war, so hatte sich dieselbe Geistesrichtung, aus welcher er hervorgegangen, eine neue Gestalt in einem zeitgemäßen Orden gegeben; das Schlimme dabei war nur gewesen, daß jeder Orden, auch nachdem er sich überlebt hatte, doch mit seinem vollen Besitz fortbestanden und daß hierdurch ein auf die Länge unerträgliches Uebermaß von Klöstern und Klostergütern erwachsen war. Allmählich aber hatte sich die Geistesrichtung selbst, welcher die Klöster ihr Dasein verdankten, erschöpft, das Klosterleben selbst war veraltet, keine Reform vermochte irgend einem Orden neues Leben einzuhauchen. Zwar wurden noch immer Einzelne durch einen inneren Trieb dem Kloster zugeführt. So hören wir von einem Herrn von Sternberg am Hofe Herzog Wilhelms; der hatte in Weimar eines Tags ein großes Hoffest, Rennen, Banket und andere Lustbarkeiten mitgemacht; am anderen Morgen ging er nach dem Banketsaal und der Rennbahn; wie war es da so still und öde geworden! Tief ergriffen davon setzte er sich mit seinen Dienern zu Pferde und ritt gen Arnstadt vor das Franziskanerkloster; hier stieg er ab und sprach zu seinen Dienern: „Liebe Leute, ich sehe, wie bald weltliche Freude dahinfährt, und will mich derowegen um das Ewige kümmern; wer nun sein Leben mit

mir allhier in Gottes Dienst zubringen will, dem steht's frei; wer aber nicht will, der reit' in Gottes Namen und behalt' ein jeder seinen Gaul!" Da verließen ihn alle bis auf einen, der mit ihm in das Kloster eintrat. Schwerlich aber würde uns das überliefert worden sein, wenn es nicht als etwas in der Zeit Außergewöhnliches Aufsehen erregt hätte. Vielfach war das Kloster nur noch die Versorgungsanstalt für mittellose Frauen und für arbeitsscheue Männer der höheren Stände. Gleichwohl begehrten nicht selten Mönche und Nonnen ihres Gelübdes entbunden zu werden. Ausgetretene oder entlaufene Mönche werden öfters erwähnt; damit das Kloster nicht gar aussterbe, mußte man aufnehmen, wer kam, und dulden, wer bleiben wollte; als der Mönch Johann Wechmar 1509 aus dem Kloster zu Georgenthal entwichen war und es ihn gereute, wurde er vom Oberaufseher des Ordens zu Gnaden angenommen. Trotz alle dem verminderte sich die Zahl der Klosterbewohner fortwährend; mehr als ein Kloster scheint schon vor der Reformation verödet gewesen und darum eingegangen zu sein. Ernstere Naturen, wie es deren ja unter den Klosterinsassen auch gab, fühlten oft schmerzlich den Widerspruch zwischen dem Sinn und der Wirklichkeit des Klosterlebens und sehnten sich nach Erlösung. Im Volk aber wurden die Klöster nichts weniger als freundlich angesehen; Mönche und Nonnen waren die beliebteste und gewöhnlichste Zielscheibe für boshafte Volkswitze: „Wäre Holzhauen ein Orden, wären nicht so Viele Mönche geworden"; „Wenn der Abt die Würfel auflegt, dürfen die Mönche spielen". Den deutschen Orden nannte ein Hochmeister selbst den Spittel des deutschen Reichs; man sang von ihm: „Kleider aus und Kleider an, Essen, Trinken, Schlafengahn Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han". Von den Nonnen hieß es: „Nonnensang nützt zu keinen Dingen, Wenn sie schon ihr Lebtag singen; Drum wird ihnen Gott lohnen, Als sängen sie: geh mir aus den Bohnen!" Ein anderes Verslein lautet: „Die Nönnlein, die da sollten singen Te deum laudamus (Herr Gott, dich loben wir), die girreten Amamus (wir sind verliebt); Die sollten singen die Hor', Liefen mit Venus aus dem Chor." Die Bauern, die in der Regel recht gut wußten, wie es im Kloster aussah, wie da Müssiggang, Schwelgerei und Unzucht herrschten, waren erbittert, daß sie den

Mönchen und Nonnen Frohnden leisten und Zinsen zahlen mußten; sie sprachen wohl zu einander: „Was ist das vor ein Wesen! Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen!“ Mit immer begehrlicheren Blicken sahen Edelleute und Bauern auf den Besitz der Klöster; immer nachlässiger und widerspenstiger wurden die den Klöstern zu Diensten und Zahlungen Verpflichteten; immer mehr suchten Hohe und Niedere mit List oder auch mit Gewalt sich von den Gütern und nutzbaren Rechten der Klöster anzueignen, immer rücksichtsloser wurden trotz aller Beschwerden die Einlagerungen, Bedrückungen, Ausnutzungen und Mißhandlungen der Klöster durch die fürstlichen und adligen Schutzvögte. Nur ein paar Beispiele dafür, welche Gewaltthaten, ja Greuel sich Edelleute zuweilen gegen Klöster und Mönche erlaubten und erlauben durften! Im Jahr 1418 fielen zwei Herren von Utterodt mit ihren Raubgesellen in das Gebiet von Reinhardsbrunn ein, brachten Diener und Bauern des Klosters auf unmenschliche Weise um und führten eine Anzahl Pferde, sowie andere Beute mit sich fort; als die Sache vor den Papst kam, beauftragte dieser den Propst von Dorla, eine Untersuchung anzustellen und, wenn die Klage sich als begründet herausstelle, mit kirchlichen Strafen gegen die Ritter vorzugehen. Zwischen dem Kloster Walkenried und einem Herrn von Mitschefal war 1487 eine Streitigkeit wegen des Jagdrechts entstanden. Um sich an den Mönchen zu rächen, ließ Mitschefal ein eisernes Halsband mit verborgenem Schloß und Stacheln nach innen verfertigen; er lauerte dem Klosterförster, einem Laienbruder, im Walde auf, ergriff ihn und legte ihm das Halsband um. Unter entsetzlichen Qualen lief der Unglückliche nach dem Kloster; umsonst versuchten die Mönche, das Schloß zu öffnen; der Hals schwoll so an, daß der Mann weder essen noch trinken konnte; es blieb nach langem Beten nichts übrig, als ihn zum Klosterschmied zu bringen, welcher mit dem großen Hammer auf das Halsband schlug, bis es aufsprang; der Förster aber war todt. Die Mönche hängten das Halsband in ihrer Kirche auf, und bald darauf gebar die Frau des Mitschefal ein Kind mit einem ganz ungeheuerlichen Hals, welches am dritten Tage ungetauft starb.

Noch feindlicher wo möglich als Edelleute und Bauern standen die Städte zur Geistlichkeit, vornehmlich zu den Ka-

nonikern. Vor allem in Erfurt hörten die „Irrungen" eigentlich niemals auf. Die reichen Einkünfte der Geistlichkeit erregten Anstoß, die Vorrechte derselben erschienen als eine drückende Last, ihre Abgabenfreiheit namentlich wurde desto schwerer empfunden, je mehr bei der zunehmenden Geldnoth der Stadt die Bürger mit Steuern überbürdet wurden. Der gemeine Mann murrte über den Ueberfluß und die Ueppigkeit der Mönche. Der Rath erblickte im Umsichgreifen der Klöster die Hauptursache der allgemeinen Verarmung und sah lüstern nach den Klostergütern aus; 1488 nöthigte er das Peters-, das Karthäuserkloster und die beiden Stifter zu einer Zahlung von 1000 Gulden; 1479 stellte er gegen den Willen des Abtes Jagden in den Gehölzen des Petersklosters an; durch gesetzliche Verordnungen suchte er wiederholt der Vermehrung des Klostervermögens ein Ziel zu setzen. Am verhaßtesten waren die Glieder des Marien- und Severistiftes. Um ihre beiden prachtvollen Collegiatkirchen herum wohnend wie in einer geistlichen Burg, durch reiche Besitzungen und große Vorrechte den städtischen Nöthen enthoben, meist Fremde und Anhänger des Erzbischofs in seinen Kämpfen mit der Stadt, waren sie der Gegenstand bitteren Grolles bei den gedrückten Bürgern. Zwischen ihnen und dem Rath gab es fortwährend Reibungen, und manchen Eingriff in ihre Gerechtsame mußten die Stiftsherren hinnehmen; 1515 ließ der Rath die gesammte Dienerschaft beider Stifter einkerkern; 1519 entbrannte ein heftiger Streit über das dem Liebfrauenstift gehörige Dorf Großrudestedt, und 1521 brachen arge Mißhelligkeiten zwischen dem Rath und dem Severistift aus.

Wie weit es schon 1430 mit der Widerwilligkeit der Zahlungspflichtigen gegen die Geistlichen überhaupt gekommen war, ergiebt sich aus einer Verordnung, welche in diesem Jahre Landgraf Ludwig der Friedsame an seine Grafen, Herren u. s. w. erließ, die Geistlichkeit zu schützen, da er gehört habe, daß der Priesterschaft, den Klöstern und Geistlichen ihre Zinsen, Schulden und sonstigen Forderungen sehr nachlässig bezahlt werden, daß man sich selbst ihren Boten widersetze und sogar, wider das Recht, mit Gewalt drohe. Zwei Jahre früher aber hatte sich Abt Wigelis in Reinhardsbrunn bei demselben Landgrafen nach einer Jagd

desselben beklagen müssen, welche große Kosten, Verdruß und Ueberlast ihm seine Jäger, Falkner und Waidmänner mit ihren Pferden, Hunden, Falken und Blaufüßen verursachten; der Landgraf hatte darauf, unter ausdrücklichem Vorbehalt seines Jagdrechts im Wildbann des Abtes, für 3 Jahre auf die Atzung im Kloster verzichtet, wogegen sich aber das Kloster hatte verpflichten müssen, jährlich 8 Gulden, 1½ Malter Korn und 3 Malter Hafer an den Schultheißen in Eisenach zu liefern, „unseren Jägern davon Ausrichtung zu thun". Das alles kann uns jedoch nicht Wunder nehmen, wenn wir beachten, wie Auflösung und Zerbröckelung des Klostergutes in vollem Gange war. Durch Schenkungen und Erwerbungen hatten früher die Besitzungen der Klöster eine solche Ausdehnung gewonnen, daß es mit der Zeit, namentlich seitdem der Zudrang zum Mönchthum sehr nachgelassen und die Bewerbung um das Laienbrüderthum fast ganz aufgehört hatte, wirklich allzu lästig wurde, sie selbst zu bewirthschaften; gleichzeitig aber war man auch viel bequemer geworden. So waren denn nachgerade sehr viele Klosterländereien an Kolonen auf Lebenszeit oder auch erblich gegen Zins und andere grundherrliche Abgaben ausgethan worden; dieselben brachten den Klöstern nur noch einen verhältnißmäßig geringen Ertrag und wurden überdieß von den Inhabern gar nicht mehr als Klostergut betrachtet. Daß ein Kloster von einem Fürsten oder Edelmann, der sich in Geldnoth befindet, durch Ankauf etwas zu seinen Gütern und Rechten hinzu erwirbt, kommt nur noch selten vor. Die Urkunden über Schenkungen an Klöster werden im Lauf des 15. Jahrhunderts immer spärlicher. In demselben Maß aber, wie der Aufwand für die Tafel in den Klöstern wuchs, nahmen die Einkünfte ab; immer häufiger mußte zu Veräußerungen geschritten werden, und nicht wenige Klöster litten unter arger Vermögenszerrüttung. Das Nonnenkloster in Ichtershausen war schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts durch schlechte Zucht und Verwaltung, durch Processe, Mißernten und Brand in Vermögensverfall gerathen; in der Mitte des 15. Jahrhunderts erholte es sich ein wenig; bald aber gingen die Veräußerungen von Grundstücken und Zinsen von neuem an. Im Jahre 1521 erbat sich der Convent der Eistercienserinnen in Worbis vom Erzbischof in

einem demüthigen Schreiben die Erlaubniß, Almosen zu sammeln. Der Lazaritenorden mit seiner Commende in Gotha hatte sich noch bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts weiter in Thüringen ausgebreitet; neben der Commende in Gotha ist auch von solchen in Breitenbach und in Braunsroda die Rede; auch besetzte der Orden seine Patronatspfarreien mit Ordensgliedern. Aber in der Mitte des 15. Jahrhunderts begann der Orden zu sinken; er besaß bald nicht mehr die Mittel, um die ihm obliegende Krankenpflege und Wohlthätigkeit im früheren Umfang auszuüben, oder er verwandte sie auf Befriedigung der gesteigerten Bedürfnisse der Ordensgenossen. Schon 1444 wird dem gothaischen Stadtrath von Herzog Wilhelm aufgegeben, sich des Hospitals anzunehmen und Vormünder für dasselbe zu bestellen. 1446 muß der Orden in Gotha angehalten werden, den Lazariten auf dem Nesselhof die dahin gehörigen Zinsen ordentlich abzugeben. 1455 fordert Herzog Wilhelm auf zu milden Gaben für Wiederherstellung der Hospitalkirche. 1478 überlassen Landcomthur und Capitel des Ordens das Hospital mit allen Zubehörungen einem einzelnen Ordensbruder, damit dasselbe in den vorigen Stand gesetzt, „wieder aufgerückt" werde. Doch auch dieser sorgt mehr für sich und behandelt das Hospital sehr karg; auch neue Vergünstigungen, wie das Recht, einen Almosenkasten in der Marienkirche aufzustellen, vermochten den Untergang des Ordens nicht aufzuhalten. 1489 hob der Papst Innocenz VIII. die kleineren Ritterorden auf und verleibte sie mit allen ihren Rechten, Häusern und sonstigen Besitzungen dem Johanniterorden ein. Der aus dem Lazariten- in den Johanniterorden übergegangene letzte Comthur zu Gotha veräußerte beim Anbruch der Reformation den Grundbesitz des Hospitals und trat 1525 die sämmtlichen Güter desselben an den Rath zu Gotha zur Unterhaltung der Armen ab, behielt sich jedoch die Nutznießung vor, bis er, selbst zur neuen Lehre übergetreten und verheirathet, 1534 auch die Nutzung der Hospitalgüter dem Stadtrath überließ, sich und seiner Frau eine Rente ausbedung und aus dem Hospital auszog. Von der Deutschordensballei in Thüringen wird aus dieser Zeit berichtet, daß sich die Ordensbrüder eigenmächtig von Regel und Gesetz entbanden, die Noth zu immer neuen Veräußerungen trieb, und die Ballei

nicht einmal mehr dem Landesfürsten die gebührenden Leistungen zu entrichten vermochte.

Aber die Orden und Klöster waren nicht der einzige kranke Theil am Leib der Kirche; durch das ganze 15. Jahrhundert geht der Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

Während der großen Kirchenversammlung in Kostnitz befanden sich daselbst mehrere tausend Huren; Papst Sixtus IV. gestattete für gutes Geld die Anlegung von Hurenhäusern in Rom; von Papst Innocenz VIII. wurde gesagt, er habe 16 uneheliche Kinder. Domherren, selbst Mönche hielten sich Beischläferinnen und machten gar kein Hehl daraus. Gegen eine jährliche Abgabe, Dispens, wurde den Priestern erlaubt, ihre Köchinnen als Kebsweiber zu gebrauchen. Daß sie aber auch nicht selten in verbotenem Umgang mit anderer Leute Weibern und Töchtern standen, bezeugt das Sprüchlein: „Wer will haben ein reines Haus, Lass' Pfaff, Mönch und Tauben draus!" Den sogenannten Pfaffensturm in Gotha 1524 zogen sich die Kanoniker durch vielfache Uebergriffe, vornehmlich aber doch durch ihr schamloses Leben mit ihren Köchinnen und sogar mit Bürgerfrauen zu. Aus Weißensee wird uns berichtet: 1457 kam Einer nach Thüringen, 50 Jahre alt, geschoren wie ein Pfaff, und begab sich nach Weißensee, da Messe zu lesen. Er hielt sich geraume Zeit daselbst auf, und Bürger und Ordensherren erwiesen ihm viele Wohlthaten. Letztere merkten, daß es ein verkleidetes Weib sei, nahmen sie in den Ordenshof auf und trieben Unziemliches mit ihr. Als das den Amtleuten und dem erzbischöflichen Gericht in Erfurt zu Ohren kam, wurde der verkleidete Pfaff vor Gericht gestellt, auch ein Ordensherr wurde vernommen. Vor dem anderweitigen Termin war aber das Weib verschwunden, und die Sage ging, es wäre der Teufel in menschlicher Gestalt gewesen. — Im Jahr 1416 flog durch Feuer der dritte Theil von Erfurt in die Luft, und zwar am Martinstag, als man der Gans läuten sollte. „Der Glöckner, so sich toll und voll gesoffen und mit dem Licht unbedachtsam umgegangen, hatte diesen Brand verursacht." Ein Mönch setzt hinzu: „Diesen Brand verhängte Gott darum, daß die Glöckner zuweilen Weiber mit auf den Thurm und in den Chor führten und mit ihnen daselbst Unzucht

trieben.“ Es hat aber ein anderer Papist auf den Rand gesetzt: „Ja, die Glöckner sind Ursach dieses Brandes; wo bleiben aber die Canonici mit ihren Concubinis?“

In der Erzählung vom vierten Zeitraum der thüringischen Kirchengeschichte wurde die Einrichtung der Sendgerichte und die damit zusammenhängende Ordnung der Archidiakonate und Erzpriesterthümer beschrieben. Was war im Lauf der Zeit aus den Sendgerichten geworden? Sehr bald hatten die Archidiakonen angefangen, sich Officiale als Vertreter für die Rundreisen zu halten; die Atzung des Sendrichters und seines Gefolges, sowie die Sendgefälle waren mit mannichfaltigen Anhängen zur ständigen Abgabe gemacht, die vom Gericht auferlegten Bußwerke waren mehr und mehr in Geldstrafen verwandelt und zur Quelle von Erpressungen und Bedrückungen geworden; an die Stelle der aus den ehrbaren Gemeindegliedern gewählten Sendzeugen waren bezahlte Angeber getreten. Das und anderes hatte schon seit dem 14. Jahrhundert den Verfall der Sendgerichte herbeigeführt. Nachdem nun die weltlichen Obrigkeiten angefangen hatten, durch Verbesserung des Rechtswesens die Sendgerichte entbehrlich zu machen, waren dieselben zu einer förmlichen Landplage geworden. „Ursprünglich“, so heißt es im Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen vom Send, „ursprünglich sind gekommen die Bischöfe und Erzbischöfe . . . bis daß zuletzt solch Amt ist eine solche weltliche, prächtige Herrschaft geworden, da die Bischöfe zu Fürsten und Herren sich gemacht und solch Besuchamt etwa einem Propst, Vicar oder Dechant befohlen. Und hernach da Pröpste und Dechanten und Domherren auch faule Junker geworden, ward solches den Officialen befohlen, die mit Ladezetteln die Leute plagten in Geldsachen und niemand besuchten. Endlich da es nicht ärger noch tiefer konnt' fallen, blieb Junker Official auch daheim in warmer Stube und schickte etwa einen Schelmen oder Buben, der auf dem Lande und in Städten umherlief und wo er etwas durch böse Mäuler und Afterreden hörete in der Taberne von Manns- oder Weibspersonen, das zeigte er dem Official, der griff sie dann an nach seinem Schinderamt, schabte und schund Geld auch von unschuldigen Leuten und brachte sie dazu um Ehre

und Leumund, daraus Mord und Jammer kam. Daher ist's auch geblieben der heilige Send oder Synodus! Summa, solch theuer, edel Werk ist gar gefallen und nichts davon überblieben."

Zu den höheren geistlichen Würden gelangten fast nur noch Prinzen und Edelleute. Dieselben hatten nicht selten mehrere Bisthümer oder Abteien oder sonstige einträgliche Stellen zugleich inne und führten als „Pfaffen von Adel" ohne alles Arg ein durchaus fürstliches oder adliges Leben. So hatte 1352 der Bischof von Naumburg, Johann von Miltitz, zur Feier seines Namenstages eine große Gesellschaft bei sich auf Schloß Schönburg; nach Tische tanzte er mit zwei Frauen zugleich und fiel plötzlich vom Schlag getroffen zwischen ihnen nieder; ein Mönch schreibt von ihm: „Er starb nicht in der Kirche, sondern im Tanzsaal." Erzbischof Ludwig von Magdeburg, ein Bruder Landgraf Friedrichs des Strengen, hatte 1381 vor Faßnacht seine Grafen, Edelleute und Mannen zu einem Banket nach Kalbe geladen; Abends wurde auf dem Tanzhaus getanzt. Auf einmal entstand Feuer, Alles eilte hinaus; der Erzbischof ergriff eine Edeldame am Arme, um sie zur Treppe hinabzuführen, trat ihr aber auf den Rock, stolperte, stürzte die Stufen hinunter und fiel sich zu Tode.

Päpstliche Nuntien, d. h. Botschafter sogen die Diöcesen mit ihren Klöstern aus; hohe geistliche Aemter wurden gegen das Kirchenrecht durch sogenannte päpstliche Provision besetzt, gegen eine hohe Taxe an die päpstliche Kammer. Aehnlich ging es auf den unteren Stufen zu. Obgleich im Kirchenrecht ausdrücklich verboten, war es doch ganz gewöhnlich, daß namentlich Domherren die einträglichsten Pfarreien in den Städten und auf den Dörfern an sich zogen und darauf ihre sogenannten Conventoren oder Viceplabane hielten, die ihnen jährlich den Kanon oder die Pension abgeben mußten. Sie selbst kümmerten sich um die Amtsverrichtungen nicht, mancher von ihnen sah sein Lebtag den Ort nicht, zu dessen Pfarrer er bestellt war und dessen Pfarrbesoldung er genoß. Die zahlreichen Vicar-, Frühmeßner- und Kaplanstellen an den Nebenkirchen und Kapellen waren durchgängig überaus dürftig ausgestattet. Sogar die Lage der Pfarrer war im Allgemeinen nichts weniger als glänzend; vielfach hatten Klöster

und Stifter als Patrone das Pfarrgut bis auf ein Geringes eingezogen, noch häufiger war dasselbe von den adligen Patronen mit List oder Gewalt verkürzt worden. Dazu waren die Einnahmen der Geistlichen nicht selten recht mißlicher Art; wo dieselben im Ertrag des Ackerbaues und der Viehzucht bestanden, war der Pfarrer wohl auf die Frohnden der Bauern angewiesen und so von ihrem meist wenig guten Willen abhängig; vielerorten mußte er sich hauptsächlich von kleineren Naturalabgaben für besondere Verrichtungen nähren, deren Beitreibung ihn in den Augen der Leute erniedrigte; hie und da empfing er den Viehzehnt und hatte dafür das Zucht- oder Faselvieh, Bullen, Eber und Widder zu halten; nicht wenige Pfarrer lebten hauptsächlich von den Opfergroschen oder -pfennigen, welche ihre Beichtkinder beim Empfang des Abendmahls oder an bestimmten Opfertagen zu entrichten hatten. Kein Wunder, wenn der Pfarrer oft noch ein Nebengeschäft betrieb; in einzelnen Orten war er zugleich Gemeindeschreiber; anderwärts hielt er wohl einen Weinschank oder eine Badestube; selbst als Knochenhauer oder Metzger, Glaser, Tüncher und Leinweber suchten manche Geistliche etwas nebenher zu verdienen; ja einzelne waren gesucht wegen ihrer Zauberkünste und -mittel bei Krankheiten von Menschen und Vieh. Die Geistlichen waren durchaus nicht lauter geprüfte Leute; auch mit der Wissenschaft der geprüften war es von vornherein nicht weit her; selbst kenntnißreichere versauerten und verbauerten oft mit der Zeit. Und nicht bloß im Wissen. Daß viele Geistliche auch in Gesittung nicht über, sondern noch unter ihren Beichtkindern standen, ist nur allzustark bezeugt. Auf den Landtagen zu Naumburg 1497 und 1498 ersuchen Kurfürst Friedrich und Herzog Johann nachdrücklichst die Bischöfe und Prälaten des Landes, Geistliche, die sich in Wirthshäusern mit übelberüchtigten Weibspersonen antreffen ließen oder mit weltlichen Personen Zänkereien anfingen, zu einem besseren Beispiel anzuhalten; auch beklagen sich die Fürsten darüber, daß die Geistlichkeit schnell verstorbene Leute, welche nicht hätten vorher beichten können, nicht ohne Geld zur Erde bestatten wolle, und daß sich die Geistlichen selbst des Zutrinkens nicht enthalten und Wein und Bier ausschenken.

Man ließ es ja auch nach dieser Seite hin nicht ganz an Besserungsversuchen fehlen. Erzbischof Konrad von Mainz trat 1420 in einem sehr eindringlichen Rundschreiben an seine Geistlichkeit dem Concubinat, der wilden Ehe, entgegen; 1422 schärfte er, zur Verminderung des weltläufigen Treibens der Geistlichen, das Tragen der geistlichen Tracht ein. Erzbischof Theodorich von Erbach bemühte sich nicht allein um die Wiederherstellung der Zucht in den Klöstern, sondern hielt auch, unter Mitwirkung des päpstlichen Legaten Nikolaus de Cusa, 1451 mehrere Provincialsynoden, um eine Reform der gesammten Geistlichkeit herbeizuführen. Erzbischof Uriel von Gemmingen machte ebenso wie sein Vorgänger Jakob von Liebenstein sehr ernstliche Anstalten zur Hebung des geistlichen Standes in seinem Sprengel; in einem dahin zielenden Erlaß von 1511 ordnete er ausdrücklich an, daß sämmtliche Geistliche geprüft, die untauglichen namhaft gemacht, die im Concubinat lebenden sowie alle diejenigen, die sich z. B. bei Einforderung der Stolgebühren Unrecht erlaubten, zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Indessen ein irgend nachhaltiger Erfolg solcher Besserungsversuche ist nicht wahrzunehmen. Bei den Visitationen in der Reformationszeit verrathen die Aussagen der Gemeinden über ihre Geistlichen im allgemeinen sehr wenig Ehrfurcht vor dem Stand und noch weniger Hochachtung der einzelnen Personen. Ein Sprüchwort lautete: „Die erste Kirche hatte hölzerne Kelche und goldene Priester, die jetzige Kirche hat goldene Kelche und hölzerne Priester"; gerade so soll freilich schon Bonifacius auf die Frage geantwortet haben, ob der Gebrauch hölzerner Kelche in der Kirche gestattet sei.

Während die Landesfürsten in dieser Zeit darauf aus waren, das Faustrecht und die Rechtsunsicherheit ab- und einen ordentlichen Rechtsgang herzustellen, zogen Papst und Geistlichkeit immer mehr auch rein weltliche Rechtshändel vor ihr Gericht und störten den Rechtsgang in oft unerträglicher Weise. Namentlich veranlaßten die Geistlichen oft Leute, ihre bestrittenen Rechte ihnen zu überlassen, und traten dann jedem ferneren Einspruch mit der Drohung des Bannes entgegen. Vielfach machte auch die Geistlichkeit ihre Gewalt dadurch zu einer Quelle ungerechten Erwerbes, daß sie die Kirchenstrafen in Geldbußen verwandelte. Schon als

die Kanoniker von Ohrdruf nach Gotha übersiedelten, 1344, hatte der Stadtrath in Gotha für nöthig gehalten, einen besonderen Vertrag mit denselben abzuschließen zur Verhütung von zu befürchtenden Uebergriffen. Landgraf Friedrich der Friedsame mußte den Abt Burkhard von Reinhardsbrunn wegen Mißbrauchs des Bannes beim Concil zu Basel verklagen; worauf denn auch das Concil eine Bulle gegen fernere Ausschreitungen der Art erließ. Herzog Wilhelm verbietet seinen Unterthanen ausdrücklich, sich in weltlichen Händeln an einen geistlichen Richter zu wenden; die Geistlichen, so verordnet er, sollen die Leute durch Predigt und Beichte zu ihrer Schuldigkeit anhalten und ihnen nur solche Bußen zuerkennen, die weder Geld noch Geldeswerth erfordern. Wie wenig aber diese Verordnung gefruchtet hat, geht deutlich daraus hervor, daß auf dem schon erwähnten Landtag in Naumburg die beiden Landesfürsten die Bischöfe und Prälaten ersuchen, die Geistlichen zur Beobachtung derselben anzuhalten; sie beschweren sich, daß die Geistlichkeit Ehebruchs- und andere Händel unrechtmäßigerweise vor ihr Gericht ziehe, auch das gemeine Volk um geringer Ursachen willen strafe und alles mit Geld oder Geldeswerth verbüßen lasse. Fast scheint es, als ob die Geistlichkeit im Mißbrauch ihrer Gewalt nur weiter gegangen sei. Der Bann wurde immer häufiger und mißbräuchlicher angewandt. Als 1488 ein frommer Priester im Dorf Lengefeld ohne seine Schuld erschlagen worden war, da wurde in Erfurt der Bann über die ganze Propstei Unserer lieben Frau eingeläutet; drei Wochen lang wurde in der Stadt und in der ganzen Propstei nicht gesungen, also kein Gottesdienst gehalten, und nur zur Predigt und Morgens und Abends das Avemaria geläutet; sogar an Lichtmeß wurden die Lichter nur bei verschlossenen Thüren geweiht. Gar oft aber war der Grund des Bannes, namentlich über einzelne Personen, der Eigennutz der Geistlichkeit. Wer ihr den Zins nicht rechtzeitig zahlte, wer sonst ihr zu nahe trat, über den wurde ohne Weiteres der Bann ausgesprochen. So hatte es 1499 ein Kanoniker in Gotha mit einem Wundarzt gemacht, der ihm die Hausmiethe schuldig geblieben war; Kurfürst Friedrich mußte durch einen besonderen Erlaß den Kanoniker anweisen, den Bann zurückzunehmen und die Sache durch das Gericht entschei-

den zu lassen. Nur wenige Jahre später beschwert sich beim Kurfürsten ein Graf von Gleichen, daß die gothaischen Kanoniker seinen Unterthanen fort und fort mit Bannsprüchen beschwerlich wären. Den „Pfaffensturm“ in Gotha 1524 hatten die Kanoniker daselbst auch mit durch ihre eigennützige und übermüthige Handhabung des Bannes hervorgerufen.

Die Verweltlichung war so weit gediehen, daß die Geistlichkeit im Allgemeinen die kirchlichen Güter und Einnahmen wie weltlichen Besitz, die kirchlichen Gnadenmittel wie weltliche Rechte und ihre kirchlichen Pflichten wie weltliche Lasten ansah und behandelte; die Kirche war ein Lehnsstaat, die Geistlichen waren die höheren und niederen Lehnsträger desselben geworden; dem Junker auf dem staatlichen entsprach ziemlich genau der Pfaff auf dem kirchlichen Gebiete.

Noch weit schwerer aber als durch andere Mißbräuche versündigte sich die Kirche in dieser Zeit dadurch, daß die Geistlichkeit, selbst im Aberglauben befangen, denselben im Volk nicht etwa nur gewähren und fortwuchern ließ, sondern vielfach noch beförderte und wohl gar auch eigennütziger weise, zur Mehrung ihres Ansehens, hauptsächlich aber zum Gelderwerb ausbeutete. Dieses Gebiet oder die eigentliche Nachtseite des damaligen kirchlichen Lebens ganz durchzumustern, würde zu weit führen; es wird genügen, wenn wir auf einige dahin gehörige Erscheinungen hinweisen.

Der Heiligendienst mit seinen Heiligthümern, insbesondere den Reliquien, mit seinen Gnadenorten, Wallfahrten und Wundern war freilich durchaus nichts Neues; ich erinnere nur an die Wallfahrten nach Rom, nach St. Jakob in Spanien, nach St. Dionysius in Frankreich, nach Jerusalem, an die Heiligsprechung der Königin Mathilde, des Grafen Günther, des Grafen Bruno, der Landgräfin Elisabeth, an die Wunderwirkungen der Gebeine Volkuins in Sittichenbach, Ludwigs des Heiligen in Reinhardsbrunn, Elgers in Eisenach. Im Amt Jena mußte jeder Schwörende Heiligengebeine aus Prießnitz auf seine Kosten und gegen Bürgschaft herbeiholen, dieselben nach Burgau, dem Sitz des Landgerichts, tragen, auf dem dortigen Richtplatz oder Schindanger auf ein seidnes Tuch niederlegen und bei brennender Kerze darauf seinen Eid leisten. Aber wie viel weiter noch hatte sich die Heiligen-

verehrung von ihrem ursprünglichen Sinn, dem ehrenden Gedächtniß namentlich der Märtyrer, und das Wallfahren von seiner natürlichen Bedeutung als Besuch und Andacht an christlich wichtigen Erinnerungsstätten entfernt; wie finden wir den Aberglauben vermehrt und vergröbert in dieser Zeit! Der Mariendienst macht sich immer breiter; Papst Clemens VI. begabte vor Mitte des 14. Jahrhunderts diejenigen Kirchen mit Ablaß, in welchen des Abends, wo sich Tag und Nacht scheiden, geläutet werde zum Gedächtniß und zu Ehren dessen, daß der Engel Gabriel in dieser Zeit zu Maria kam und sie mit dem Avemaria begrüßte; in manchen Kirchen wurde aber auch bei Tagesanbruch Avemaria geläutet, weil zu der Zeit Maria gesprochen: „Mir geschehe nach deinen Worten!" und Christum empfangen habe, nachdem der Engel die ganze Nacht im göttlichen Gespräche bei ihr gewesen sei. Fortwährend wuchs die Zahl der Heiligen- und anderer Feste derselben Art; war doch gegen Ende des vorigen Zeitraums sogar ein besonderes Speer- und Nagelfest in der Woche nach Ostern eingeführt worden. Immer neue Wallfahrts- oder Gnadenorte mit wunderthätigen Bildern und Reliquien entstanden, und nicht wenige erfreuten sich eines stetig steigenden Zudranges. So war 1433 ein gewaltiger Zulauf nach Kyffhausen, nach einem Kapellchen in Eisenach, nach Hesselborn bei Tonndorf, weil an diesen Orten das heilige Kreuz große Zeichen that. In Elende unweit Bleicherode stand eine Marienkapelle, angeblich von Bonifacius an Stelle eines Heiligthums der Göttin Lohra errichtet; zum wunderthätigen Bild der heiligen Jungfrau, der „Maria zum Elende", strömten so viele Kranke, daß bald alle Wände der Kapelle mit Krücken, Wanderstäben und dergleichen bedeckt waren; manche Kranke bauten sich Lauben bei der Kapelle, um länger dort zu verweilen; aus den Almosen der wohlhabenden Wallfahrer konnte das nicht unbeträchtliche Hospital zum Elende gestiftet werden. Zu Steltzen im Hildburghäusischen mußte 1467 die Kapelle Mariahülf umgebaut werden, weil sie nicht Raum genug bot für die Menge der Wallfahrer; hinter der Kapelle in einer Höhle, von hohen Buchen und Linden überhangen, befand sich ein Wunderbrunnen, der vielleicht schon im Heidenthum ein heiliger Ort gewesen war; weither kamen zu dieser Kapelle die Kranken auf ihren Stelzen gehumpelt. Zu einem besonderen Ruf

als Wallfahrtsort war seit Mitte des 14. Jahrhunderts der St. Hülfens- oder Gehülfensberg auf dem Eichsfeld gelangt; von Braunschweig, sogar von Lübeck erschienen Wallfahrer daselbst, zahlreiche Wunderheilungen wurden durch die Widmungen in der Bonifaciuskapelle bezeugt, die Einnahme der da angestellten Geistlichen aus den Opfern der Wallfahrer waren sehr bedeutend, und für Kloster Anneroda, in dessen Bezirke der Berg lag, und welches auch für die leibliche Nahrung der Wallfahrer sorgte, war der Berg ein gar ergiebiger Platz; wahrscheinlich dankte derselbe seinen Ruf wie seinen Namen einem Bilde, welches die Märtyrerin Wilchefortis als bärtige Jungfrau darstellte und Sanctum auxilium, heilige oder Sent Hülfe genannt wurde. In der Sacristei der St. Nikolauskirche zu Hochheim bei Gotha, welche noch Mitte des 14. Jahrhunderts mit einem 40tägigen Ablaß begabt worden war, fand sich noch im vorigen Jahrhundert eine vorher im Altar gestandene bleierne Büchse, welche Reliquien der 11000 Jungfrauen, des Quirinus, der Felicitas, Milch der heiligen Jungfrau, Reliquien des Abtes Benedictus, des heiligen Bischofs Nikolaus, des heiligen Märtyrers Bonifacius, des Bischofs Modestus, von Bekennern, zusammen 24 Stücklein Gebeine, Zähne, gebackenes Blut und dergleichen enthielt. Eine Flasche mit Blut Christi brachte Landgraf Balthasar von seiner Kreuzfahrt nach Jerusalem mit. Allen denen, welche das heilige Blut in der Klosterkirche St. Laurentii in Donndorf besuchen und verehren würden, ist in einer noch vorhandenen Urkunde von 1403 ein Ablaß von 40 Tagen zugesichert. Kurfürst Friedrich der Weise hatte es beim Beginn der Reformation mit dem Ankauf und der Sammlung von Reliquien für seine Allerheiligenkirche in Wittenberg auf nicht weniger als 5005 Stücke gebracht. Im Kloster Himmelgarten bei Nordhausen befand sich ein Buch mit einem in Holz geschnittenen Christusbild, neben welchem eine Wunde gemalt war mit der Ueberschrift: „Diese Gestalt ist dem Bilde der Gottseligkeit unseres Herrn Jesu Christi eingedrückt worden, die Figur der Wunde stellt vor die Wunde seiner Seite nach der Breite und Länge; wer nun aus besonderer Andacht und Zerknirschung seines Herzens dieses Bild anschauen oder küssen wird, der soll von dem heiligen Papst Innocenz VIII. auf sieben Jahre Ablaß haben.“ Eben-

daselbst war auch ein hölzernes Kreuz zu sehen mit der Inschrift: „Dieses hier gegenwärtige Zeichen des Kreuzes stellt, wenn es 20mal nach der Länge genommen wird, die Länge des Körpers Christi dar, und wenn jemand aus herzlicher Inbrunst und Andacht dieses Kreuz küssen wird, der soll den Tag über von der bösen Seuche befreit bleiben.“ Hölzerne Christusbilder, denen die Füße theilweise abgeküßt sind, kann man noch in Dorfkirchen sehen. Der Verdacht, daß solcher Bilderdienst sogar zu taschenspielerischer Gaukelei, mißbraucht worden sei, liegt in einzelnen Fällen wirklich nahe; so, wenn in der Barfüßerkirche zu Eisenach das Jesuskind auf dem Arm der Mutter den Betenden den Rücken, sobald aber einer dem Kloster etwas gelobte, diesem das Angesicht freundlich zuneigte; oder wenn in der sogenannten Rosenkirche in Elende ein Bild des großen Christoph stand, welches hohl und geräumig genug war, daß sich ein Mann in ihm verstecken und aus ihm herausreden konnte. Daß aber die Kirche dem, sei's auf Selbsttäuschung, sei's auf Täuschung anderer beruhenden Wunderschwindeleien entgegengetreten wäre, davon liefert die Geschichte dieser Zeit nur ein Beispiel, bei welchem immerhin noch fraglich bleibt, ob der Schwindel oder die eigenmächtige Ausnutzung desselben das Einschreiten der Kirche veranlaßte. In Mühlhausen wollten 1400 einige Mönche unter der Linde am Blobach eine Hostie mit Blutstropfen gefunden haben; dieselbe zog bald Schaaren von Andächtigen herbei, und eiligst erbauten die Mühlhäuser eine Kapelle an dem Ort, um sich die Vortheile eines Wallfahrtsortes zu verschaffen; doch da erschien ein Provisor des Erzbischofs, berief den Rath vor sich und erklärte, die Hostie sei ein Werk des Teufels und ihre Verehrung ein schwerer Frevel gegen die Kirche; und siehe, als man sich nach der Kapelle verfügte, da waren die hellrothen Blutstropfen an der Hostie kohlschwarz geworden. Sofort wurde die Hostie zerbrochen und in die Erde gescharrt, die Kapelle aber niedergerissen, das bereits gespendete Wachs und Geld nahm der Provisor mit fort; er verklagte aber die Stadt auch noch beim Papst, und dieser belegte sie mit dem Bann, von welchem sie erst 1416 auf demüthiges Bitten und gegen große Geldopfer losgesprochen wurde. Von der Menge der Gnadenorte und Wallfahrten in Thüringen kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn von der hierin keines-

wegs voran-, vielmehr zurückstehenden rudolstädtischen Oberherrschaft berichtet wird, daß sich sogenannte Oelberge, Nachahmungen der Leidensstationen Christi, in Rudolstadt und Blankenburg befanden, sogenannte Kreuzfahrten oder Processionen namentlich von Rudolstadt nach Blankenburg und Eschdorf gemacht wurden, wegen ihrer Reliquien besonders Paulinzella, Rudolstadt und Griesheim in hoher Ehre standen und St. Jakob mit seinen drei wunderthätigen Brunnen zahlreiche Wallfahrer herbeizog. Auch in der Grafschaft Henneberg gab es zahlreiche Wallfahrtsorte, z. B. in Schmalkalden außer dem „heiligen Kreuz" noch ein „heiliges Grab"; letzteres besaß in Folge des häufigen Besuchs viele Güter. Meiningen hatte mehrere Wallfahrtsorte. In Schleusingen hatten die Wolfgangskapelle und die „Maria" ungeheuern Zulauf. In besonders hohem Ansehen stand Grimmenthal, wo seit 1498 die Maria Wunder that; noch 1515 bestätigte Fürst Wilhelm von Henneberg das Schankrecht in Grimmenthal, Krämer, Metzger, Bäcker sollten daselbst feil halten, auch der Pfarrer und der Heiligenmeister mehr Wohnungen für die Fremden bauen dürfen, wogegen verboten wurde, vor der Frühmesse am Sonntag und an den drei hohen Festen feil zu halten; auch sollten weder Würfel noch andere Spiele dahin gebracht werden.

Eine geradezu räthselhafte Erscheinung auf diesem Gebiet tritt uns in der Wallfahrt zum heiligen Blut in Wilsnack 1475 entgegen. Das Dorf Wilsnack in der Priegnitz war 1383 von einem Ritter in Brand gesteckt worden; nach dem Brand suchte der Priester von Wilsnack an dem Ort, wo die Kirche gestanden hatte, und fand in dem steinernen Altar eine Büchse mit drei unversehrten Hostien; er behauptete, die Hostien seien geweiht gewesen und müßten Blut ausgeschwitzt haben, wovon noch die Spuren zu bemerken seien. Eine Reihe von Wundern, welche bei der Auffindung der Hostien, im Gottesdienst und an Kranken geschehen sein sollten, machten Wilsnack zu einem stark besuchten Wallfahrtsort, zumal Bischöfe und Päpste den Wallfahrern einen reichen Ablaß verhießen. Es würde zu weit führen, die Greuel zu berichten, die da namentlich mit der „Sündenwage" getrieben wurden; genug, trotz alles Eiferns von einzelnen Bischöfen, von Predigern wie Johann Huß, sogar von päpstlichen Legaten wie

Nikolaus von Cusa, gegen den Unfug, ja trotz mehrfacher Enthüllungen des dabei geübten Betrugs dauerte das Wallfahren nach Wilsnack bis in die Reformationszeit hinein. Eine überaus wunderliche Geschichte aber, wie der Erzähler mit Recht sagt, hob sich dabei 1475 an. In der Woche nach Johannis fingen in Thüringen, Franken, Hessen, Meißen und anderen Landen, sogar in Oesterreich und Ungarn, meist junge Leute zwischen 20 und 8 Jahren, doch auch ältere und jüngere, an, zum „heiligen Blut" zu laufen. Frommer Leute Kinder, die sonst ohne der Eltern Geheiß nicht aus dem Hause gingen, liefen, wenn es sie ankam, zum Theil ohne etwas davon zu sagen, ja während das Essen auf dem Tische stand und sie noch nüchtern waren, aus den Häusern auf den Weg barfuß, halb nackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brot. Unter hundert ließ sich kaum eins mit guten Worten zurückhalten; wenn man sie zur Beichte führte, konnten die Beichtväter sie nicht überreden; sperrte man sie ein, so wurden sie unsinnig, hoben an zu weinen und zu zittern, wenn es sie überfiel, daß sie nicht sprechen konnten, und entliefen den Leuten mit Gewalt. Sechswöchnerinnen machten sich mit ihren Kindern auf; junge Frauen, die fünf oder sechs Kinder daheim hatten, ließen ihre Kinder, Vieh und Feld, Haus und Hof unversorgt. Manche Mütter gingen auch ihrer Töchter willen, mancher Mann seiner Frau willen mit. Knaben, die der Pferde hüteten, liefen mit ihren Zäumen um den Hals dahin. Leute, die auf dem Feld fuhren, ließen Wagen und Pferde stehen und machten sich auf den Weg. Da fanden sie Gesellschaft genug und zogen nun 200 oder 300 in einem Haufen dahin, sangen Leisen und hatten ein Panier, voran ging ein rothes Kreuz. Wo solche Züge durchkamen, durch Städte oder Dörfer, liefen ihnen Andere nach. Mangel litten die Leute unterwegs nicht; wer kein Geld zum Verzehren hatte, bettelte, und er bekam zu essen und zu trinken genug und satt. Damals zogen aus Arnstadt 324 Kinder, Schüler, Mädchen und Knaben; voran ging der Schulmeister mit den Schülern, darnach die Knaben, zuletzt die Mädchen; in ihrem Panier hatten sie einen Adler. Die Kinder waren zum Theil noch so klein, daß man hätte meinen sollen, sie könnten nicht eine Meile Wegs gehen; allein sie gingen doch, manche liefen Tag und Nacht,

und als es an Peter=Paul Abends und Nachts sehr regnete, erhoben sich, die es ankam, und liefen, ohne nach dem Regen zu fragen. Als die Arnstädter Kinder durch Erfurt gingen, hatte ein Mann gerade Waid verkauft, er gab den Kindern einen Groschen zu Speise, ließ Pferd und Wagen stehen und lief mit, ließ sogar ein Paar neue Schuhe, die er sich gekauft hatte, auf dem Wagen liegen. Aus Tennstedt liefen auf ein Mal 34 Kinder fort, aus Eisleben machten sich 1100 Leute, aus Hettstedt 300 auf den Weg. Aus dem Frankenland bei Koburg oder Bamberg her kamen aus einem Dorf bei 30 Menschen, die waren, als sie nach Erfurt kamen, 18 Meilen Wegs bei Tag und bei Nacht gegangen; auf ihrem Panier war eine Monstranz gemalt. Der Rath zu Erfurt und die geistlichen Richter hatten anfangs das Gebot ausgehen lassen, niemand solle ohne Erlaubniß seines Pfarrers und ohne Beichte gehen, aber man fragte wenig darnach. Als nun die Leute aus allen Dörfern sowohl wie aus den Städten liefen, war man in Erfurt sehr zwieträchtiger Meinung: die einen schrieben die Sache einem körperlichen Einfluß des Himmels auf die dafür empfänglichen Menschen zu; andere meinten, es wäre nicht gut, es käme von dem bösen Geiste; wieder andere waren der Ansicht, es wäre ein Eingeben und ein Wunderwerk von Gott; wohl die klügsten schlugen vor, solche Wallfahrer nicht zu den Stadtthoren einzulassen, weil Kinder und Leute durch den Anblick zum Mitlaufen geneigt würden; denn es liefen Kinder, die noch nicht beten konnten, und Frauen trugen sie mit, die auch nicht wußten, was das heilige Blut wäre, auch nicht wußten, was sie thaten. So wurden denn auch die Arnstädter, als sie nach 14 Tagen zurückkamen, 310 an der Zahl, in Erfurt nicht eingelassen; sie zogen mit ihrem Panier auf dem Graben hin, rühmten, wie sie auf der Wallfahrt von dem Markgrafen von Brandenburg zu Angermünde in seinem Saal gespeist und beschenkt, auf der Straße beschützt, in Werben umsonst übergefahren worden, und wie ihnen überall die Leute entgegengelaufen seien und Herberge angeboten hätten, ohne zu Erfurt, da wolle man sie nicht einlassen. „Dasselbe Laufen währte so lange“, schließt der Erzähler, „aus Ungarn, Polen, daß in Thüringen ein Sterben kam, und viele starben auch zu Halle, Naumburg, Erfurt, Gotha, Eisenach u. s. w.“

Auffallend erinnert dieses Laufen zum heiligen Blut an die Kinderkreuzzüge einer- und die Geißlerzüge andererseits; erklärt ist aber damit die Sache noch nicht; und ob die Weisen unserer Zeit einiger und sicherer in der Erklärung sind als die damaligen „Weisen zu Erfurt", das sei dahingestellt!

Mit der Heiligenverehrung, dem Reliquiendienst und den Wallfahrten hing auf mehr als einem Punkte, in Bedeutung wie Erscheinung, derjenige Mißbrauch der Kirche zusammen, welcher aufs Aeußerste getrieben den Bruch unseres Volkes mit der Kirche veranlaßte, nämlich das Ablaßwesen. Aus dem Ablaß in seinem ursprünglichen, einfachen und berechtigten Sinn einer Milderung oder Abkürzung, eines theilweisen oder völligen Erlasses der einem gefallenen Christen auferlegten Kirchenstrafen, wenn derselbe aufrichtige Reue bewiesen und die Vergebung der Gemeinde erbeten hatte, war im Lauf der Zeit, durch die nach den großen Christenverfolgungen aufgekommene Ertheilung solches Erlasses auf die Fürbitte von Märtyrern und Confessoren, also Heiligen, weiter durch die nach Kaiser Konstantins Zeit erfolgte Empfehlung von Wallfahrten, Schenkungen und Vermächtnissen zu kirchlichen Zwecken, ferner durch die bei den deutschen Völkern entstandene Verwechslung des zum Beweis der Reue gezahlten Geldes mit dem Wehrgeld für Vergehen und Verbrechen, noch weiter durch die mit dem Fegfeuer aufgekommene Vermengung von kirchlichen und göttlichen Strafen, endlich durch die Lehre von den überschüssigen Verdiensten der Heiligen, aus deren Schatz die Kirche den Mangel Anderer ersetzen könne — aus dem Ablaß war schließlich eine von der Kirche gegen ein gutes Werk, namentlich und hauptsächlich gegen eine Geldleistung zu frommen Zwecken ertheilte geringere oder größere Abkürzung der irdischen kirchlichen Strafen sowohl wie der Fegfeuerqual, eine „Erlösung der Seelen" durch fromme Gaben geworden. Nicht wenigen Orten, als Kirchen und Kapellen, Klöstern und sonstigen Heiligthümern, war, besonders im Lauf des 14. Jahrhunderts, durch päpstliches Privilegium ein Ablaß verliehen, ein vollkommener oder ein unvollkommener, für einzelne Feste, für längere Zeit oder für immer. Die zu leistenden guten Werke bestanden in Theilnahme an einem kirchlichen Verein, Verehrung von Kreuzen, Reliquien und Rosenkränzen, Besuch von Kirchen

oder einzelnen Altären in denselben, Theilnahme an Gottesdiensten, Wallfahrten, Schenkungen, Vermächtnissen, milden Gaben an Geld, aber auch wohl Hühnern, Schafen, ja Kühen zu Bau und Besserung von Kirchen, zur Versorgung von Hospitälern, zu Unterhaltung von Brücken und noch vielem Anderen. Da die regelmäßig wiederkehrende Ertheilung eines größeren Ablasses, wie sie an manchen Orten bei'm Kirchweihfest stattfand, jedesmal eine zahlreiche Volksmenge herbeizuziehen pflegte, so entstanden vielfach aus den Kirchweihen, Kirchmessen oder Kirmsen, mit der Zeit Jahrmärkte; man verlegte wohl auch die Jahrmärkte auf die Ablaßzeit, daher für Jahrmärkte auch der Name Messe, einzeln gar der Name Ablaßmarkt oder kurzweg Ablaß aufkam. Nur ein paar Beispiele! Das vor Sonneborn im Gothaischen gelegene Cyriaxhospital war 1359 vom Papst Innocenz VI. in Avignon mit einem 40tägigen Ablaß begabt worden; alljährlich am Cyriaxtag wurde rings um die Kirche eine starke Kette gezogen, der Rasen davor mit Krambuden besetzt, die Leute holten sich Ablaß, handelten und belustigten sich. Auf dem Kirchboden zu Günstedt im Kreis Weißensee wurde noch vor kurzem ein hölzernes Bild aufbewahrt, welches die Geißelung Christi darstellte; zu diesem Bilde wallfahrten Tausende, geißelten sich vor demselben und empfingen Ablaß; das war der Ursprung des Ablaßmarkts in Günstedt vier Wochen vor Ostern. In Straußfurt, ebenfalls im Kreis Weißensee, ist von außen an die Kirchwand eingemauert ein Stein mit der Jahreszahl 1484; auf demselben sind abgebildet die Marterwerkzeuge Christi, die Köpfe des Judas, des Pilatus und seiner Gemahlin, des Herodes und wahrscheinlich der beiden Schächer, Christus aus dem Grabe steigend und noch mehreres Andere, darunter zwölf männliche und vier weibliche knieende Gestalten, welche einen Herrn von Görmer, dessen Frau und 14 Kinder vorstellen; auf dem unteren Rand des Steins aber ist zu lesen: „Wer diese Figur knieend ehrt mit vier Vaterunser und vier Avemaria und mit den anderen Gebetlein herunterhangend, der hat verdient 42,000 Jahr Ablaß von Papst Sixto V." Wie in Günstedt, so fanden auch in Querfurt und in Ilversgehofen bei Erfurt zahlreich besuchte Ablaßmärkte statt. Als die Stadt Erfurt 1473 vom Kaiser einen gemeinen Jahrmarkt auf den Tag der

heiligen Dreifaltigkeit und die drei folgenden Wochen erhielt, legte der Rath diesen Jahrmarkt unterhalb des Marienstifts, weil in diesem zur selben Zeit Ablaß ertheilt wurde; man nannte daher den Jahrmarkt auch den Ablaß. Im Vogtland werden Ablaßmärkte namentlich in Pöllwitz, Rödersdorf, Göschitz, Oettersdorf und Lohna erwähnt.

War aber der Ablaß überhaupt seiner Bedeutung wie seiner Ertheilung nach zu einem sehr unchristlichen Mißbrauch entartet, zum förmlichen Greuel hatten ihn die Päpste durch ihren Ablaßhandel gemacht. Im Jahr 1300 hatte Papst Bonifacius VIII. die Feier eines Jubel- oder goldnen Jahres ausgeschrieben: wer in völliger Reue in Rom zu den sieben Hauptkirchen ginge, sollte Pein und Buße um die Sünde ledig sein. Solche Feier hatte Papst Clemens VI. 1343 auf das je 50. Jahr angesetzt. Urban VI. ordnete dieselbe für jedes 33. Jahr an, gestattete auch die Feier eines goldenen Jahres an einzelnen Orten außer Rom. So wurde 1393, durch Vermittlung des Markgrafen Wilhelm, ein goldenes Jahr in Meißen gehalten; allen Leuten, die aus den Herrschaften Meißen, Osterland und Thüringen in Reu und Leid über ihre Sünden in die Stadt Meißen kämen und da beichteten, sollten die Sünden „gänzlich von Gott vergeben sein". Im Jahr 1470 setzte Papst Paul II. die Wiederkehr des römischen Jubel-Jahres auf das je 25. Jahr fest. Es erwiesen sich eben alle Zwischenräume zwischen den „goldnen" Jahren als zu lang für die päpstlichen Geldbedürfnisse. Diesem leidigen Mangel suchten die Päpste seit der Zeit der großen Kirchenspaltung abzuhelfen durch einen förmlichen Vertrieb ihres Ablasses in den einzelnen Ländern, wobei von den Pachtern und Unterhändlern desselben, nämlich Bischöfen und Predigern, die bisher immer noch festgehaltene Bedingung der Reue und Besserung mehr und mehr bei Seite gelassen, der Ablaß als die alleinige und vollgiltige Versöhnung mit Gott angepriesen und sogar Vergebung erst beabsichtigter Sünden ertheilt wurde. Das Aushängeschild solches Handels mußte namentlich der Krieg gegen die Ungläubigen und der Bau der Peterskirche in Rom hergeben. Der Gewinn vom Geschäft fiel, soweit er nicht an den Händen der Ablaßprediger klebenblieb, zum Theil dem Papst, zum Theil dem Bischof zu. Auch Thüringen wurde nicht selten von päpstlichen Ablaßkrämern unter dem vornehmeren Namen

von Legaten heimgesucht. So verkaufte 1401 ein Legat des Papstes in Weißensee einen vollkommenen Ablaß. Im Jahr 1455 ließ die hohe Geistlichkeit in Erfurt einen Ablaßprediger, der auf seinem Zug dahin gekommen war und sich höchst übermüthig benahm, in Gewahrsam bringen, ja in das sogenannte Hundehaus stecken, bis er nach Mainz abgeführt wurde. Die Landesfürsten sahen natürlich sehr ungern die vielen Ablaßgelder nach Rom fließen. Als 1458 ein päpstlicher Legat Ablaß zum Türkenkrieg verkaufte, bedung sich Kurfürst Friedrich die Hälfte des Ertrags für seine Kasse aus; er wurde aber von dem schlauen Italiener um seinen Antheil betrogen. Im Jahre 1488 erschien in Erfurt ein Legat von Papst Innocenz VIII.; in einer großen Procession, die er anstellte, trugen Propst und Dechant von Unserer lieben Frauen zwei große mächtige Bullen; auf seinen Befehl wurde mitten in die Marienkirche ein großes rothes Kreuz gesetzt mit zwei rothen Bannern, auf denen das päpstliche Wappen stand, und dabei eine große eiserne Kiste; wer da seine Beichte thäte, der sollte des „goldnen Jahrs" theilhaftig werden, gleich als ob er in Rom wäre, und entbunden sein von Pein und Schuld aller seiner Sünden, wie groß sie auch wären; wer seine Beichte gethan und seine Opfer da gegeben hätte, sollte aller guten Werke der ganzen Christenheit theilhaftig werden. Ein jegliches Beichtkind gab in den Kasten nach seinem Vermögen; man legte auch für die verstorbenen Menschen ein, das sollte ihnen auch zu Hülfe kommen und sie des Ablasses theilhaftig machen; desgleichen ließ der Legat auch Beichtbriefe geben, das Stück zu sieben neuen Groschen, sie sollten den Menschen von allen seinen Sünden entbinden, so oft ihm noth wäre, und auf dem Todtenbett und selbst für den Fall, daß er seines Lagers wieder aufkäme; der Legat bestimmte auch sieben Hauptkirchen und für diejenigen, die sie nicht begehen könnten, sieben Altäre in der Marienkirche, da sollte ein jedes drei Paternoster sprechen, das erste für den Papst, das zweite für die heilige Kirche, das dritte für die Einigung aller christlichen Fürsten; desgleichen ordnete er eine tägliche Predigt vom Ablaß in der Marienkirche unter der Pfarrmesse; die Beichtväter aber saßen Beichte vom Morgen an bis in die Nacht und wurden des Beichthörens und täglichen Predigens schier ganz müde. Dieser Ablaß, dessen gleichen noch nie gehört war von den Leuten,

stand fünf ganze Wochen zu Erfurt. Da war solch groß Beichten und so viele, die Briefe nahmen, daß es nicht zu sagen steht. Derselbe Ablaß war aber auch in andern Ländern und Städten; mächtig groß Geld ging da weg aus dem Lande. Als 1490 der päpstliche Legat Raymund in Erfurt Ablaß verkaufte, sprachen Laien und Geistliche, die in wilder Ehe lebten: „Nun wollen wir getrost darauf los sündigen, weil wir so leicht absolvirt werden können!" Hinterher erzählte sich das Volk seufzend, daß der Legat von verkauften Indulgenzen 41000 Gulden nach Rom geschafft und der Papst damit seine Tochter ausgestattet habe. Auf dem Landtage zu Naumburg 1497 und 1498 führen Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder ausdrücklich darüber Klage, daß päpstliche Abgesandte mit versiegelten Briefen herumziehen und von den armen Leuten das Geld erpressen. Als 1501 wieder einmal Ablaß zum Türkenkrieg gepredigt worden, nahm Kurfürst Friedrich das in seinem Lande gesammelte Geld an sich, bis die Sache zu Stande komme, und als das nicht geschah, verwandte er es zum Besten der Universität Wittenberg. Um die Fürsten bei Gutem zu erhalten, stellte ihnen der Papst zuweilen einen sogenannten Butterbrief aus, durch welchen er sie ermächtigte, gegen eine Geldabgabe ihren Unterthanen den Genuß von Milchspeisen in den Fastenzeiten zu gestatten. Als im Anfang des 16. Jahrhunderts die sächsischen Herzöge einen solchen Butterbrief vom Papst erhalten hatten, „begunnte der gemeine Mann schier den Ablaß in Verdacht zu haben, als suchet man nicht die Leut von Sünden und die Verstorbenen aus dem Fegfeuer, sondern vielmehr von Geld und Gut zu absolviren und der Wittfrauen und Waisen Häuser, wie Christus sagt, zu verschlingen". Der nachherige Reformator Thüringens, Mekum oder Mykonius aus Lichtenfels am Main, besuchte die lateinische Schule in Annaberg, als 1508 der Ablaßkrämer Tetzel in dieser reichen Bergstadt erschien und zwei Jahre lang seinen Handel da betrieb. Mykonius hörte Tetzels Predigten über den Ablaß; dieselben machten einen großen Eindruck auf ihn, und obwohl ihn sein Vater ausdrücklich vor den päpstlichen Indulgenzen als Geldschneidereien gewarnt hatte, so ging er doch endlich hin zu Tetzel und begehrte Ablaß, aber umsonst, um Gottes willen, wie es ja in dem päpstlichen

Schreiben an der Kirchthüre den Armen versprochen sei. Tetzel gerieth einigermaßen in Verlegenheit; wenigstens einen Groschen, hieß es, solle Mykonius doch zahlen; als er sich weigerte, bot man ihm zuletzt sogar einen Groschen an, um dafür den Ablaß zu kaufen; Mykonius ging aber nicht darauf ein. Tief erschüttert kam er nach Hause, tröstete sich aber damit, daß noch ein Gott im Himmel sei, der den Bußfertigen die Sünden umsonst vergebe, fiel vor seinem Kruzifix nieder und betete inbrünstig um Gnade. In Folge dieses Erlebnisses trat Mykonius bald hernach in das Franziskanerkloster in Annaberg. In der ersten Nacht hatte er daselbst einen Traum, der ihm wie in einem Gleichniß sein jetziges vergebliches Abmühen unter dem päpstlichen Joch, sein späteres Erwachen zum evangelischen Leben und sein ganzes nachheriges reformatorisches Wirken vorüberführte.

Unter der Ueberschrift: „Wie es im Papstthum gestanden, und wohin der Endchrist die Christenheit verführet", schreibt derselbe Mykonius in seiner Reformationsgeschichte: „Im päpstlichen Antichristenthum — — ward Christi Leiden, Erlösen, Sterben, Genugthun und Bezahlen gar geschwiegen und nur für eine Historie wie des Ulysses Meerfahrt gepredigt; von dem Glauben, dadurch man seines Leidens, Unschuld, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erbtheils und ewigen Lebens aus lauter Gnade theilhaft und selig wird, hörte man nichts. Sondern man machte nur einen greulichen, grimmigen Richter aus Christo, der alle, die nicht viel Fürbitter und päpstliche Werkheiligkeit hätten, verdammen und richten wollte. Da hat man an Christi Statt gemacht zu Fürbittern und Seligmachern die Jungfrau Maria wie die Heiden ihre Diana, darnach andere verstorbene Heilige; derer kanonisirte der Papst immer mehr und mehr. Aber darnach lehrte man, daß dieselben auch nicht eher für uns bäten, man verdienete es denn um sie und ihre Orden, die sie gestiftet hätten. Da war nun die Lehre, durch waserlei Werke man's denn verdienete; hier wurde abermal der rechten guten Werke, als der zehn Gebote und was ein Jeglicher in seinem Stand zu thun schuldig ist, geschwiegen, das wurde für schlecht weltliche Stände und geringe schlechte Werke geachtet. Aber dagegen fand man neue Werke, die viel Gelds den Pfaffen und Mönchen trugen, und sagte, wer derselben viel thäte

oder lösete oder sie denen abkaufte, so sie thäten, die büßeten und verglichen ihre Sünde damit, verdieneten das ewige Leben. Wer es aber nicht bei seinem Leben thäte, der führe in die Hölle und ewige Verdammniß oder in's Fegfeuer, darinnen er so lange braten und brennen müßte, daß er entweder bezahlet oder andere Leute, die noch hier lebeten, für ihn genug thäten. Da gingen diese Werke im Schwang, die mußten alle und ein jedes mehr gelten denn das ganze Leiden und Unschuld Christi, als: Fasten, viel Gebetlein sprechen, viel Vaterunser, viel Ave Maria beten, Rosenkränze, Rautenkreuze, Maidel Maria, Ursulgebete, Brigittagebete, Psalter, kanonische Horen, in Summa: man mußte Tag und Nacht singen, plärren, murmeln, und war kein Aufhören, wider den Spruch Christi: so ihr betet, sollt ihr nicht plappern, wie die Heiden thun! Darnach waren da mancherlei Pfaffen, Mönche, Nonnenorden mit mancherlei Kleidern, Ceremonien und Manier, deren ein jeder lehrte, wer den Orden hielte, so und so lebte und fastete, der würde selig; wer aber nicht darein kommen wollte, sollte es doch mit Geld lösen. Da kamen der Welt Güter mehr denn die Hälfte an die Orden und Geistlichen, und der Papst bestätigte sie alle, nahm sie in seinen Schutz und Schirm. Da war auch das Fasten von Fleisch, Eiern, Butter, Käse; wer es nicht halten wollte, that Sünde und mußte es mit Geld ablösen. Item da kam das Vielfeiern, Wallfahrtgehen gen Rom, zu St. Jakob, gen Jerusalem, zu St. Katharin, auf den Berg Sinai, zu St. Michel, gen Aachen, gen Fulda, zu St. Wolfgang, und war schier kein Berg, kein Pfuhl, kein Grund, kein Thal, kein Wald, endlich auch Eiche, Weide, Buche, man machte eine Wallfahrt dahin; und wenn man Geld gab, so bestätigte es der Papst, gab Gnade und Ablaß dazu. Da trug man Geld, Gut, Hühner, Gänse, Enten, Eier, Hanf, Flachs, Käse, Butter zu; man sung, man klung; man räucherte, darnach opferte man; und waren auch Weinschenken, Bierschenken da, da trank man denn und wurde mit der Messe bestätigt. So hatte das Spiel sein Recht, auch blieben Schwester-Hürlein und Bruder-Büfflein nicht außen; das war für geringe Sünde geachtet, der Ablaß und die Gnade des Papstes nahm es alles hinweg. Da waren noch neue Sacramente erdacht, als: Firmelung, Oelung, Chrysam. Item die Bischöfe

predigten nicht, weiheten aber und segneten ein Nonnen, Pfaffen, Mönche, Glocken, Kirchen, Kapellen, Bilder, Fladen, Eier, Kirchhöfe u. s. w. Dazu hatten sie große Einkommen, und trug alles viel Gelds. Darnach ward viel Wesens mit den Heiligthümern, Todtenbeinlein, die faßte man ein in güldene, silberne und köstliche Monstranzen, Hände, Arme, Kreuze u. s. w., gab's unter der Messe den Leuten zu küssen, die mußten Geld geben und glaubten dann, der Heilige, dessen dieses Gebein, Haar, Kleid gewesen wäre, verbäte nun vor Gott. Da waren auch schier unzählige Brüderschaften gestiftet, darein sich eine Rotte zusammenthat, sich einschreiben ließ, hatten eigne Pfaffen, Altäre, Kapellen, Kerzen, Rauchfässer, etliche eigne Feiertage, wo sie die Brüderschaft mit Meßhalten begingen, den Pfaffen opferten; dazu war auch eigen Einkommen, Zins und Rente gestiftet; es sollte auch selig machen. Es mochte Mönch, Nonne, geistlich werden, wer da wollte, Vater und Mutter durften dem Kinde nicht wehren, und das Kind durfte Vater und Mutter nicht gehorsam sein in diesem Fall. Und die Ehelichen liefen zuweilen auch von einander, das eine wurde in einem Orden geistlich, so mußte das andere wie eine Wittwe allein bleiben, sich behelfen, wie es konnte, oder mochte auch ehelich werden. Da waren die vornehmsten Stücke der Geistlichen, daß sie gelobten ihr Leben lang Gehorsam, Armuth und Keuschheit, und wurden diese Gelöbnisse für ein höher Ding geachtet denn das ganze Leiden Christi, und wie sie öffentlich predigten, sollte es vor Gott besser sein, denn die Taufe selber. Es kam darüber noch dahin, daß die Pfarrmesse und Empfahung des Sacraments für ein gering Ding geachtet wurden, als die wenig nütze wären. Aber man hielt alle Tage in allen Städten, Dörfern, Schlössern, Kirchen, Kapellen etlich viel Messen, dazu eigne Pfaffen gestiftet worden, die ihr eigen Haus, Hof, Einkommen dazu hatten, und wurden diese Messen das mehrere Theil für die Todten und für die, so vor 200 Jahren gestorben, gehalten; die Lebendigen gingen zum Opfer, gaben Heller, Pfennige auf den Altar, die waren den Pfaffen, so wurden sie der Messen auch theilhaftig. So daß allein in dieser Stadt Gotha 14 Kanonikerpfaffen, 40 Meßpfaffen, 30 Augustinermönche, zwei Terminariermönche, bei 30 Nonnen sind gehalten worden, die alle mit Messehalten umgingen. Man hielt

sie wie die lebendigen Heiligen, als die uns mit ihren guten Werken in den Himmel brächten; und war doch ihr Leben das häßlichste, unfläthigste Leben, als auf Erden je bei Menschen hat sein mögen. Denn weil sie nicht Eheweiber haben durften und doch Weiber nicht entbehren konnten, noch wollten, erfülleten sie die Welt mit unglaublicher, unsäglicher Hurerei, Ehebrecherei, Sodomiterei und andern Sünden und Schanden; und durfte sie doch niemand darum strafen. Denn sie waren allein unter dem Papst, den hielt man als den wahren Gott und Menschen, der nicht irren könnte und dem niemand einreden dürfte."

In dem Abschnitt: „Von der Stadt, wie das Evangelium dahin gekommen u. s. w.", beschreibt Mykonius die kirchlichen Zustände Gothas vor der Reformation unter Anderem so: „Es haben die zwei Pfarren zu Unser lieben Frauen und zu St. Margarethen jede ihre eigne Länderei und Decimation gehabt und sind ganz redlich versehen gewesen. Aber als das Stift von Ohrdruf hierher transferirt worden, haben die Kanoniker diese Pfarren mit allen ihren Gütern, dazu auch Ballstedt, Molschleben, Siebleben, Schönstedt und Mittelhausen incorporirt und gar in's Stift gefressen; darnach haben sie den Pfarrherren gegeben, was sie wollten. Da nahmen die Kanoniker auch das Pfarrrecht ein, welches etwa war von jedem Communicanten aufs wenigste jährlich sieben Opferpfennige; trug jährlich allein in einer Pfarrei 60 Gulden. Item das Begräbnißgeld, war 25 Schneeberger Groschen von einem alten und halb so viel von einem jungen Menschen. So oft man etwas verkündigte auf dem Predigtstuhl, als: ehelich zu werden, für Kranke zu bitten, Geschoß zu geben, daß etwas gefunden oder verloren wäre, von jedem vier Pfennige. Zu einer jeden Brautmeß Braut und Bräutigam jedes einen Schneeberger, und alle Gäste gingen zum Opfer, gab jedes einen Pfennig. Item es war Sitte, daß jeder Mensch sich einen eignen Apostel wählte, dem er diente und der ihn in sonderlichen Schutz nähme und Christus gegenüber verbäte. An desselben Abend fastete man alle Jahr, und auf's Fest opferten alle, die denselben Apostel hatten, einen Pfennig, machten sich der guten Werke theilhaftig; etliche löseten gar die Messe, dafür mußten sie einen Schneeberger

geben. So oft ein Weib aus den Sechswochen ging, und das Kind zuerst in die Kirche trug, mußte sie dem Pfarrherrn, der sie mit der Collecte einläutete, vier Pfennige geben. Darnach ging sie in's Augustinerkloster, da trug ihr ein Mönch Heiligthümer entgegen, da mußte sie abermals opfern. So oft ein Mensch krank wurde und man ihm das Sacrament gab, kostete es auch einen Schneeberger Groschen. Gab man ihm aber die Papstsölung, so mußte er einen Schilling, das ist 16 Pfennig, geben. Dieses alles und der Beichtpfennig trug jährlich eine merkliche Summe Geldes; und doch beschwerte sich's niemand. Ohne was noch die Brüderschaften St. Antonii, St. Jakob, Corporis Christi trugen. Auch die Terminarier, welches waren fremder Klöster Bettelmönche und wohnten hier, warteten auf Meßhalten, Beichthören und das Almosen. St. Antonius hatte über alle Schinderei jährlich vier gute fette gemästete Schweine aus dieser Stadt. St. Gothard hielt man eine Procession und ein Spiel auf den heiligen Frohnleichnamstag, das kostete beides in die 200 Gulden oder mehr. Es wurden der Todten etliche gestiftete, auch etliche willkürliche Gedächtnisse gehalten mit Vigilien und Seelmessen; da glaubt niemand, was es für Geld kostete. So jemand den Geistlichen Zins schuldig war und nicht flugs bezahlte, den verkündigte man öffentlich in der Predigt in Bann; und so er heraus wollte, mußte er über die Bezahlung auch Geld geben, daß er vom Bann absolvirt wurde. Es stunden allein die Wachslichter, Weihrauch, Fahnen, Kerzen, die man den Todten zur Messe und sonst verbrannte, jährlich ein merkliches Geld; denn jedermann hatte eigene Kerzen und Wachslichter, damit er Gott dienete. Es waren auch Wallfahrten um die Stadt, zu St. Wolfgang, zu St. Johannisberg, ins Grimmenthal, zu St. Veit; und da war allweg Opfern, Weintrinken, Zehren und Versäumen. Doch gefiel es den Leuten wohl, und überdieß, daß es Abgötterei war, achtete doch niemand dieser leiblichen Beschwerden. Sollte man anzeigen, was der Ablaß und Butterkasten für Geld hinweggenommen, wer wollte es glauben?"

4. Lichtseiten des kirchlichen Lebens.

Der Greuel der Verwüstung stand an der heiligen Stätte. War aber darum unser Volk im allgemeinen unchristlich? An Frömmigkeit fehlte es ihm entschieden nicht. Mochte dieselbe immerhin sowohl dem heidnischen Aberglauben wie dem jüdischen Werkdienst sehr nahe stehen, ja in manchen Stücken noch unter den letzteren gesunken sein: wenn unser Volk in seiner Masse mehr oder weniger unreligiös gewesen wäre, dann hätte die Reformation nicht kommen können, wie sie kam, als die Aufrichtung des befreienden und beseligenden Evangeliums nach dem knechtenden und verdammenden Gesetz. Richtiger dürfte es sein, wenn wir sagen: die im vorigen Zeitraum bereits in mehrfachen Erscheinungen sich zeigende christliche Entkirchlichung ist in dieser Zeit bedeutend fortgeschritten, indem das religiöse Leben aus den Klöstern, der Geistlichkeit und einem Theil der vornehmen Welt sich, unter gleichzeitiger Vergröberung, mehr über die mittleren und niederen Schichten des Volks, den Bürger- und Bauernstand verbreitet hat; und wenn das fast ausnahmslos in der bisherigen Form geschah, so wurde doch dadurch mehr und mehr die Aufhebung der alten Kirchengestalt und die Herstellung einer neuen, volksthümlichen Ordnung des kirchlichen Wesens innerlich vorbereitet. Die Aeußerungen der, ob auch vielfach sehr unreinen christlichen Frömmigkeit in den weiteren Kreisen des Volks bilden die Lichtseiten des kirchlichen Lebens in dieser Zeit.

Dahin gehört vor allem die Thatsache, daß die Freigebigkeit der Laien gegen die Kirche im Allgemeinen durchaus nicht abgenommen hatte. Zwar Schenkungen an Klöster kommen weit seltener vor und selbst dann in viel kleinerem Maßstab und meist in anderer Gestalt als früher. Selbst Landgraf Friedrich der Friedfertige vermachte dem Kloster Reinhardsbrum zu ewigem Testament und Seelgeräth für sich und seine liebe Gemahlin nicht wie seine Vorfahren einige Hufen Landes oder ein Paar Dörfer, sondern 100 Gulden ewigen Zins in Gotha und Salza sowie 10 Erfurter Malter Getreide in Friemar; dafür sollte täglich am Altar des heiligen Benedict eine Messe gelesen und

zwei Lampen unterhalten werden; außerdem aber waren vier ehrliche Begängnisse oder Todtenämter im Jahr verordnet, sämmtliche Mönche sollten die Vigilie singen bei einer mit einem güldenen Stück, einem goldbrocatnen Behange, bedeckten Bahre, bei der Bahre vier brennende Lichter; am nächsten Morgen sollte eine Seelenmesse gehalten werden bei brennenden Lichtern; Kellner und Prior sollten ein Fleisch- oder Fischgericht mehr aufsetzen und jeder der Herren ein Viertel, jeder Schüler ein Nösel guten Landweines erhalten; die Schüler hatten unter Aufsicht des Schulmeisters das mit Wappenbildern und Geschmeide verzierte eherne Grabdenkmal bei dem hohen Altar zu fegen und reinzuhalten, wofür der Schulmeister an einem bestimmten Sonntag ein Pfund Pfennige empfangen sollte, um den Kindern ein Gericht Fleisch zu geben.

Hingegen dürfte kaum eine frühere Zeit so zahlreiche Schenkungen, namentlich von Bürgern und Bauern, für den Gottesdienst und für die Pflege der Armen und der Kranken aufzuweisen haben. In nicht wenigen Stadtkirchen werden Altäre und Vicareien gestiftet; der Vicar oder Frühmeßner, so genannt, weil er sein Amt früh, vor Beginn der Feldarbeit, zu verrichten hatte, las an dem gestifteten Altar für die einzelne Person, die Familie, die Brüderschaft, welche die Stiftung gemacht hatte, alltäglich oder an bestimmten Tagen Messe. Die Zahl der Messestiftungen nimmt auch auf dem Lande auffallend zu. In den Städten wirkt darauf besonders die fortwährende Vermehrung und Ausbreitung der geistlichen Brüderschaften. Daneben werden von Einzelnen, Familien, Innungen, Brüderschaften so viele Hospitäler, Siech- oder Seelenhäuser, Gasthöfe oder Herbergen für Arme gestiftet oder doch begabt, so viele Gottesäcker und Gottesackerkapellen vor den Städten gegründet, so viele Vermächtnisse für die armen Leute gemacht, daß es ganz unmöglich ist, auch nur alle bedeutenderen Schenkungen derart aufzuführen. Bloß ein paar Beispiele zur Veranschaulichung! In Günstedt, Kreis Weißensee, machten 1408 Frau Anna von Kranichborn und ihr Sohn Erhart der Commende eine Schenkung von vier Hufen Land mit der Bestimmung, daß dafür täglich eine Messe in der Kapelle bei dem Orte gehalten und

jährlich von einem Malter Korn und einem Malter Gerste Brot den armen Leuten im Spital bei der Kapelle gereicht werden solle. In mehreren Städten, wie z. B. Königsberg in Franken, aber auch in einzelnen Dörfern wie Friemar und Molschleben bei Gotha vermachen wohlhabende Einwohner Geldsummen und Ländereien bis zu ganzen Hufen an die Pfarrkirche zu einem „ewigen Begängniß"; an einem bestimmten „Jahrtag" sollte eine Vigilie und eine Seelmesse für alle „Seelen der Geschlechter" gehalten werden. Der Ertrag der größeren Vermächtnisse war aber nur nach seinem kleinsten Theil zum Lohn des Priesters und des Kirchners bestimmt; vielmehr hatten aus demselben die „Altarleute" eine in Brot oder auch in Kuchen d. i. Waizenbroten bestehende „Spende" zu verabreichen, wohl auch den „armen aussätzigen und siechen Leuten" vor dem Orte Feuerwerk zu kaufen, oder endlich ein „Seelbad" beim Bader des Ortes zu verschaffen. Letzteres hat seinen Namen davon, daß arme Leute für bestimmte Seelen im Fegfeuer ein Bad nahmen, also zu deren Erlösung schwitzten, wofür sie dann von den Stiftern eine Ergötzlichkeit, als Wein und Semmeln, auch wohl Weinsemmelsuppe und Heringe erhielten; doch scheint das Seelbad in späterer Zeit mehr noch als Freibad mit Darreichung von Speise und Trank für Spittelsleute, überhaupt Unvermögende gestiftet worden zu sein. Wie nahe übrigens dem Volk in damaliger Zeit der Gedanke an stellvertretende Leistungen und namentlich an Pönitenzen, Bußen für Andere lag, dafür liefert die Stadt Kreuzburg einen Beleg. In der Thurmecke der Kirche daselbst befand sich eine Klause, nur mit einem Loche nach der Kirche; in dieser Klause war je ein Weib eingeschlossen, welches mit Fasten und Beten ihre eigenen und der Stadt Sünden büßte; sie lebte von dem, was ihr die Leute durch das Loch reichten, nach ihrem Tod wurde sie wegen erlangter Heiligkeit feierlichst begraben; im Jahr 1464 aber litt die Eingeschlossene so starke Anfechtung vom Satan, daß man fortan keine mehr zu solch verdienstlicher Einöde hat bereden können. Hie und da, namentlich im Hildburghäusischen, begegnen uns in dieser Zeit auch mehrfache Schenkungen zu einem „ewigen Salve". Alltäglich soll um die Feierabendzeit eine Viertelstunde lang geläutet werden, damit die

Arbeiter vom Feld herbeikommen können; dann sollen Pfarrer, Kirchner und Schüler in der Kirche bei brennenden Kerzen anheben zu singen die Antiphone: Salve Regina (sei gegrüßt, o Königin) mit dem Versicul: In omni tribulatione (in jeglicher Trübsal) und mit der Collecte: Interveniat pro nobis (sie bitte für uns), zu Lob und Ehre Gott dem Allmächtigen und seiner Gebärerin, auch allem himmlischen Heer, zum Heil und Trost unserer — der Stifter — Seelen. Von Schenkungen zu einer ewigen Lampe, zu Kerzen, die an bestimmten Tagen brennen sollen, zu „Geleuchte" überhaupt, wäre viel zu berichten aus dieser Zeit. Ausdrücklich aber muß hervorgehoben werden, daß hie und da auch Stiftungen vorkommen, aus deren Abwurf ein Geistlicher, etwa aus einem benachbarten Kloster, für das Halten einer Predigt an einzelnen Tagen im Jahr gelohnt werden sollte. Dürfen wir nicht in solchen „Predigtstiftungen" einen Vorboten der Reformation erkennen, so wenig auch die Predigten evangelischen Inhalts sein mochten, und so gewiß auch die Stiftung derselben aus einem sehr gesetzlichen Sinn hervorging, aus dem Sinn, welchen ein Wohlthäter der Pfarrkirche zu Molschleben 1507 aussprach, als er wiewohl schwaches Leibes, doch guter Vernunft den bischöflichen Notar und ein paar liebe Freunde zu sich geladen hatte und mit andächtigen und beständigen Worten aussagte, „wie daß er ein guter Christ sei und aus Grund seines Herzens betrachten thue, wie daß der Menschen Leben auf diesem vergänglichen Jammerthal kurz sei, als eine Blume verdorre, gleich dem Schatten vergehe; es sei auch nichts Gewisseres denn der Tod und nichts Ungewisseres denn die Stunde zu sterben; und endlich wisse der Mensch nicht, wohin er nach diesem Leben käme; sondern daß ihm allein seine guten Werke nachfolgen, sei ungezweifelt wahr und gewiß; damit er denn von seinen zeitlichen Gütern sich Gott dem Barmherzigen desto behäglicher möchte machen, so habe er seinen letzten Willen also gesetzet, geordnet und gemacht".

Mit der Verbreitung der Freigebigkeit im Volk für Gottesdienst, Arme und Kranke hängt auf's innigste, ja wesentlich zusammen die in dieser Zeit hervortretende Pflege der kirchlichen Kunst in weiteren Kreisen. Die Zahl der von Fürsten, Gemeinden, Familien, Vereinen und Privaten neu erbauten oder

wiederhergestellten, erweiterten und verschönerten Kirchen und Kapellen, Thürme, Vorhallen, Chöre und Sacristeien ist wirklich überraschend groß. Allerdings war die kirchliche Baukunst im Allgemeinen schon im Sinken, doch hat der sogenannte spätgothische Stil noch manches schöne Bauwerk geschaffen. Diesem gehört an die Schloßkirche zu Altenburg, 1413 gegründet; die Augustinerkirche zu Erfurt, 1432 begonnen; und ihrem 1473 vollendeten Thurme nach die Severikirche daselbst; die Stadtkirche zu Jena, zwischen 1472 und 1486 erbaut; die Stadtkirche zu Weißenfels, 1415 begonnen; die Stadtkirche zu Merseburg, 1432 bis 1501 erbaut bis auf den älteren Thurm; die Vorhalle und das Langhaus des Domes daselbst, um 1500 erbaut; die Jakobikirche zu Sangerhausen, 1494 erbaut. Die Kunst des Metallgusses war in dieser Zeit ganz besonders in unseren Gegenden verbreitet und wurde namentlich in Erfurt sehr stark betrieben. Bekannt sind das Grabmal der Herzogin Margarethe in der Stadtkirche zu Weimar, mehrere Grabmäler in dem Dome zu Naumburg und Merseburg, sowie die Taufständer in der Petrikirche zu Nordhausen. An Steinmetzarbeiten und Werken der Holzschnitzerei, zum Theil allerdings nur Handwerkserzeugnissen, war diese Zeit überaus fruchtbar. Zu den besseren Steinmetzarbeiten gehören die Grabmäler des Markgrafen Georg von Sachsen in der Kirche zu Pforte und des Johann von Allenblumen im Dom, sowie der Taufstein und der Erzengel Michael in der Severikirche zu Erfurt, Moses mit den Gesetztafeln und der erwachende Jakob über der Schloßthür des Merseburger Doms. An Bildschnitzereien dürften zu nennen sein: die Chorstühle und der Bischofsstuhl im Erfurter, sowie die Chorstühle im Merseburger Dom, die Kanzel im letztgenannten Dom und der Altar in der Stadtkirche zu Freiburg an der Unstrut, ein Altarstück von dem Nürnberger Michael Wohlgemuth in der Kirche zu Schwerstedt, die angeblich von Peter Vischer in Nürnberg gefertigte, erst in Grimmenthal, dann auf Friedenstein, jetzt in Gräfentonna befindliche Schnitzerei, welche auf dem Mittelbild eine Kreuzabnahme, zu beiden Seiten Scenen aus dem Leben und der Leidensgeschichte Christi darstellt. Gerade gegen Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen auch Spuren einer höheren Ausbildung der Malerei in unserer

Gegend. Der Dürerschen Malerschule gehören von den bekannten Gemälden an: der Heiland und die Madonna in der Sacristei der Schloßkirche zu Zeitz, die Flügel des Hochaltars im westlichen Chor des Naumburger Doms, jetzt in der Krypta, die Bekehrung des Paulus und mehrere Altarflügel in demselben Dom, die Vermählung der heiligen Katharina, die Messe Gregors, eine Maria auf dem Halbmond, die vier Hochaltarflügel und Anderes im Merseburger Dom. Von dem berühmten Maler Lukas Cranach, der freilich über diesen Zeitraum hinausreicht, besitzt Thüringen namentlich: Christus die Kindlein segnend, in der Wenzelskirche zu Naumburg, und das letzte und größte Werk des Meisters, den Altar in der Stadtkirche zu Weimar von 1552 bis 1553. Doch sind damit nur einige der hervorragendsten kirchlichen Kunstwerke aus dieser Zeit genannt. Denn — und das ist das Eigenthümliche der Zeit und ebensowohl ein Zeichen des gestiegenen Wohlstandes wie der vermehrten Opferwilligkeit und des verbreiteten kirchlichen Kunstsinnes in den niederen Schichten des Volkes — selbst in vielen kleineren Städten, Flecken und Dörfern wurden Kirchen stilmäßig neu erbaut oder verschönert und ausgeschmückt. Noch jetzt tragen nicht wenige ländliche Gotteshäuser eine Jahreszahl aus diesem Zeitraum und zeigen, wenigstens in einigen bisher erhaltenen Theilen des ursprünglichen Baus, den Stil der Zeit. Viel häufiger bergen noch heute die Böden und alten Sacristeien in Dorfkirchen einzelne Ueberbleibsel der Bildhauerarbeiten und Malereien, mit denen diese Kirchen im Jahrhundert vor der Reformation, ja bis in die Reformationszeit hinein, beschenkt und verziert worden sind. In den Kirchen selbst und ganz vollständig trifft man freilich nur selten noch solche Kunstwerke größeren oder geringeren Werthes, wie sie seit dem Zurücktreten der Prager Kunstschule in Folge des Hussitenkrieges aus der fränkischen oder Nürnberger Schule hervorgingen und zum Theil in Nürnberg selbst, meist jedoch in Erfurt oder auch in Saalfeld gefertigt wurden. So ist in der Kirche zu Molschleben bei Gotha noch heute, nur gemäß dem Verbot „katholischer" Altäre durch Herzog Johann Friedrich den Mittleren vom Altar weg und vor das mittlere Chorfenster gerückt, der übergoldete Heiligenstock zu sehen, welcher wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem 1500 begonnenen Neubau der Kirche 1518

gestiftet wurde; im Mittel desselben ist die Aussendung der Apostel, die beiden Kirchenheiligen Petrus und Paulus im Vordergrund einander die Hand reichend, auf den beiden Flügeln sind je sechs männliche und weibliche Heilige dargestellt, von den vier Gemälden auf der Außenseite der Flügel zeigt das eine die Kreuzigung des Petrus, das andere die Enthauptung des Paulus, die beiden mittleren die heilige Familie. Namentlich im Reußischen, Altenburgischen, auch im Rudolstädtischen scheinen sich noch vielfach Reste solcher Heiligenstöcke oder -schreine erhalten zu haben; meist steht da in der Mitte des Schreines Maria mit dem Kind auf der Mondsichel, seltner die heilige Anna, auf dem einen Arme ihr Töchterchen Maria, auf dem anderen das Christuskind tragend, zur Seite zwei bis zwölf Figuren, zwischen zwei und vier Fuß hoch, von welchen die ein Kirchenmodell tragende Figur den Schutzheiligen der Ortskirche, die übrigen aber die in der Gemeinde mit besonderem Vertrauen auf ihre Fürbitte angerufenen Heiligen darstellen. Auch die Mehrzahl der alten Kirchenglocken stammt aus dieser Zeit. Gewöhnlich sind dieselben mit Heiligenbildern oder sonstigem Gepräge verziert und tragen Anrufungen von Heiligen oder auch Sinnsprüche auf den Beruf der Glocken, z. B. lateinisch: „Ich kling mit süßem Schall, besing der Heiligen Freude, beklage die Gestorbenen, berufe die Lebendigen, breche die Blitze", oder neben dem Namen der Glocke, etwa Cäcilia, die Worte: „Hilf Gott! Maria beroth!" oder: „Sancta Maria, bit vor uns", oder: „Maria, hilf uß Noth" oder lateinisch: „O Herr der Herrlichkeit, komm zu uns mit deinem Frieden!" oder lateinisch: „Sei gegrüßt, Maria du Holdselige!" oder: „Gott bessere die Zeit — und die Leut!" Wegen ihrer vielseitigen, hohen und heiligen, ja zauberischen Bedeutung wurden die Glocken wie lebende Wesen nicht nur geweiht, sondern förmlich getauft; man lud ihnen Gevattern und hielt großartige Taufschmäuse. In Kraula im Gothaischen hängt ein Glöcklein mit der Inschrift: „Veronika heiß ich, Ehr Jorgens von Hopfgarten Tochter hub mich, 1504". Im Rudolstädtischen fand die letzte Glockentaufe in Rudolstadt selbst 1499 statt; die Pathen der „Osanna" hatten 126 Schock geschenkt und verzehrten mit den übrigen zahlreichen Gästen beim Taufschmaus 2 Ochsen zu 18 Schock 21 Groschen, 3 Schweine, 1 Kalb,

17 Gänse, Bier von Blankenburg, Orlamünde und Eimbeck für mehr als 16 Schock und Wein für fast 6 Schock. Noch 1512 wird der Stadtrath von Schmalkalden nach Schleusingen zur Glockentaufe geladen, und die Abgeordneten des Raths verehren 3 Gulden wegen gemeiner Stadt. Der Gevatterbrief der Kirchenpatrone und der Altarleute von Großvargula an den Rath zu Tennstedt vom Jahr 1516 ist noch vorhanden.

Wie mit der Verbreitung kirchlicher Opferwilligkeit auf weitere und niedere Volkskreise die allgemeine Pflege kirchlicher Kunst, so berührt sich mit dieser wiederum sehr innig die Zunahme des geistlichen Volksgesangs in diesem Zeitraum. Nachdem im 14. Jahrhundert bereits die Geißler vorzugsweise durch ihre deutschen Lieder beim Volke Anklang gefunden hatten; nachdem in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die aus den Ueberresten der wildesten Hussiten, der sogenannten Taboriten, hervorgegangenen böhmischen und mährischen Brüder an der Ostgrenze von Böhmen den regelmäßigen Gesang von deutschen Liedern im Gemeindegottesdienst eingeführt hatten: drang das deutsche geistliche Volkslied immer mehr in die Kirche ein, meist allerdings nur an den hohen Festen und bei besonderen Feierlichkeiten, hie und da jedoch auch schon beim sonn- und festtäglichen Hauptgottesdienst. Zahlreiche lateinische Kirchenlieder wurden verdeutscht; Mischlieder, halb deutsch, kamen auf, wie das bekannte: „In dulci jubilo, Nu singet und seid froh"; für Feste und sonstige besondere Gelegenheiten entstanden nicht wenige neue deutsche Gesänge; manche weltliche Volkslieder wurden zu geistlichen umgebildet. Von den Wallfahrern zum heiligen Blut in Wilsnack 1475 heißt es ausdrücklich, daß sie Leisen singend hinter ihren Bannern herzogen. Bei einer vom Stadtrath bestellten großen Procession in Erfurt 1482 gingen voran 720 Jungfrauen mit aufgelösten Haaren und Kränzen von Wermuth oder Beifuß, sodann die sämmtlichen Schüler, 800 an der Zahl, mit Kreuzen und mit Kerzen; sie „sangen alle zugleich viel guter Leisen von unserer lieben Frau und von dem wahren heiligen Leichnam unseres lieben Herrn Jesu Christi, ehrten und lobeten den ewigen Gott in seinem Reich." Bei der noch größeren Procession 1483, an welcher allein 948 Schüler, 312 Priester, 2141 Personen von der Universität, sämmt-

liche Mönche, 2316 Jungfrauen Theil nahmen, gingen die Leute aus jeder Pfarrei besonders und „sangen ihre Leise, die sie gelernt hatten". Melanchthon in der Apologie der augsburgischen Confession sagt vom Gesang deutscher Lieder in der Kirche: „Dieser Gebrauch ist allezeit für löblich gehalten worden in der Kirche; denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Lieder gesungen worden, so hat doch in allen Kirchen je das Volk etwas deutsch gesungen. Darum ist's so neu nicht." Kann aber wohl ein Volk, welches in der Kirche und bei kirchlichen Feiern so gern geistliche Lieder in seiner Sprache sang und in Hervorbringung von solchen so fruchtbar war, in dieser Zeit unkirchlich oder gar irreligiös gewesen sein, wie sich das Manche als den herrschenden Volksgeist am Vorabend der Reformation vorzustellen pflegen?

Anders freilich und fast nur traurig war es bestellt um die Erweisung der Frömmigkeit im Wandel oder um die Sittlichkeit des Volkes.

5. Das Sittenverderben.

Der Sinn der Weltentsagung war im Lauf des 14. Jahrhunderts in die Sucht nach den Gütern und Freuden der Welt umgeschlagen. Die zunehmende Blüthe des Handels und der Gewerbe brachte, zunächst der Bevölkerung der Städte, weiterhin auch dem Bauernstand, guten Verdienst, Wohlstand und Reichthum. Wie vorab an den fürstlichen Höfen und unter dem Adel, so trat auch bei den Bürgern, hie und da auch beim Landvolk, an die Stelle der früheren Einfachheit und des Lebens vom Boden feinerer Lebensgenuß, Ueppigkeit, förmliche Schwelgerei.

Welch ein Aufwand bei einer Huldigung! 1419 kam der neue Erzbischof Konrad III. auf das Eichsfeld, der Rath von Erfurt schickte ihm seine Gesandten nach Heiligenstadt entgegen, die beehreten ihn gewöhnlichermaßen mit einem Faß Landwein, 9 Eimer haltend, 13½ großes Schock an Werth, mit einem Lägel welschen Wein für 6 rheinische Gulden 12 Groschen, und einem halben Faß Störe für 9 Gulden. Darnach kam der Erzbischof nach Ilversgehofen; als er da nach Gewohnheit eines ankommenden

Bischofs in der Kirche Messe hielt, brachten ihm die Abgeordneten des Raths ein Pallium (d. i. bischöfliches Gewand) und 2 rauhe Hüte für 33½ Thaler. An demselben Tag ritt er zur Stadt ein mit manchen seinen Grafen, Panierherren, Prälaten und Dienern, sehr herrlich; er wurde vom Rath mit Ehren empfangen und eingeführt; des Abends wurde ihm wieder verehrt ein Kasten voll schönes Brot, ein Faß Elsasser Wein von 7½ Eimer, an Werth 16½ Schock 23 Groschen, 4 Faß Landwein, 40 Eimer, kosteten 51 Schock 45 Groschen, 2 Faß Naumburger Bier, 4 Kasten mit Hafer, 4 Fuder Heu, 6 Rinder für 23 Gulden 12 Groschen, und des Montags hernach wieder 100 Pfund neue erfurtische Pfennige in einem neuen Becken, thun 281½ Schock. Ueber solche „alte" Weise schenkte ihm der Rath 6 zweipfündige Büchsen mit Pulver, 8 Zweistübchenskannen und zwar 4 voll welschen und 4 voll Elsasser Wein; ingleichen einem jeden der Seinigen, der zu beschenken war, eine Kanne welschen Weins und eine mit Elsasser Wein, und kostete alle der Wein 36 Schock 24 Groschen. Des Dienstags darauf schenkte man ihm wieder 4 Kannen Elsasser und 4 Kannen welschen Wein für 4½ Schock 18 Groschen; und des Abends hielt man ihm zu Ehren auf dem Rathhaus einen Tanz, dabei an welschen Präsenten und Landwein, Confect, Kerzen und sonsten 30 Schock 50 Groschen aufgingen. Mittwochs bekam er 20 Karpfen, 20 Weinhechte und 8 Kannen Wein. Nachdem die fünf Räthe in der Severikirche und die Gemeinde auf dem Severihof nach alter Gewohnheit gehuldigt hatten, hatte am folgenden Donnerstag der Erzbischof die fünf Räthe zu Gaste im Peterskloster; da verehrten sie ihm einen großen silbernen Kopf von 11½ Mark 1 Loth 3 Quent, der kostete 30 Groschen zu machen und das Futteral 2 Gulden, ingleichen 100 Mark Silber, die machen 700 Gulden, seinem Bruder 200 Gulden, dem Dompropst 100 Gulden, und so fort allen seinen Leuten bis auf seine Falkner und Weiber, die der Hofstatt folgten; den letztern wurden Thaler verehrt und wieder Wein spendirt für 4 Schock 48 Groschen. Des Freitags wieder Wein und 20 Karpfen. Darnach ritt er weg aus der Stadt, kehrte aber zurück, da bekam er wieder 2 Faß Wein von 17 Eimern, einen Kasten Hafer, ein Fuder Heu, 12 Kannen fremden guten Wein für 6 Schock, und die Herren, die

mit ihm kamen, 26 Kannen für 16 Schock 12 Groschen. Darauf hielt man einen Tanz im Haus zum Affen, der kostete 14 Schock 23 Groschen. Zum dritten Mal kam er in die Stadt und bekam 9 Eimer Most, für 18 Gulden, 7 Eimer Rheinwein für 8 Gulden, 1 Kasten mit Hafer, 11 Fuder Heu, und seine Herren jeder eine Kanne welschen Wein, deren waren 17, dazu 30 Kannen Most; die Knechte zuletzt, die das Heu, Haber, Bier und Wein luden und die Ochsen führten, 5 Schock 6 Groschen. Summa aller Ausgaben bei diesem Einzug und Tractament waren 2385 Schock 44 Groschen. Dieselben Verehrungen wiederholten sich, als 1440 zum letzten Mal ein Erzbischof, Dietrich, seinen Einzug in Erfurt hielt. In seinem Gefolge befanden sich mehrere Fürsten, Grafen, Domherren, Edelleute, ein Marschall, ein Hofmeister, Kanzlisten, Kämmerer, Ober- und Unkerthürknechte, Köche, reitende und laufende Boten, Lakaien, Schmiede, Jäger, Kellner, Stallknechte, Spießknechte, Falkner, Sackpfeifer und drei Narren, zusammen 600 Personen; jede derselben erhielt ihr Geschenk bis zu den Narren, deren vornehmster einen Mantel mit goldenen Spangen im Werth von 12½ Schock bekam; dieser Einzug kostete der Stadt im Ganzen 7888 Thaler. Dieselbe Ueppigkeit aber, mit welcher da eine große Stade ihrem Fürsten huldigt, entfaltete auch der einzelne Bürger, namentlich bei Kindtaufen und Hochzeiten; da gab er Mahlzeiten, bei welchen er es in Pracht der Gefäße, in Köstlichkeit der Weine, in Menge und Mannichfaltigkeit der Speisen, einheimischer wie ausländischer, den Fürsten und Edelleuten noch zuvorzuthun suchte. Bei den Festlichkeiten, zu welchen die Zusammenkünfte der Gilden und Zünfte, der Schützengesellschaften und sonstigen Vereine so vielfach Anlaß boten, überstieg die Verschwendung jede Grenze. Wie das Wort „Kalendern" die Bedeutung des Schmausens und Zechens, des Schwelgens vom Treiben der Kalands- und anderer Brüderschaften von Geistlichen und Bürgern bekommen hat, wurde früher schon erwähnt.

Ungeheuer war auch der Aufwand für Kleidung und Pelz, für die Kleiderpracht. Die reicheren Bürgersfrauen trugen Gewänder von Sammt und Seide, ja von Gold- und Silberstoffen; und mit so vielen und so weiten Falten, daß 15 bis 18 Ellen Zeug zu einem Kleid gebraucht wurden. Die Haare waren

mit Perlenschnüren, goldenen Ketten, künstlichen Blumen durchwunden, auch wohl von einer kostbaren Spitzenhaube oder einem Sammtbarett mit wehenden Federn bedeckt, oder hingen mit goldgewobenen Bändern durchflochten über die Achseln hernieder. Die Schuhe, von rothem Hirschleder und mit Gold gestickt, hatten lange Schnäbel. Den Hals umgab eine kostbare Spitzenkrause. An den Ohren, den Fingern, den goldnen Gürteln glänzten Edelsteine. Bei Festlichkeiten wechselten die Frauen ihren Anzug wohl dreimal und noch öfter. Die Männer trugen ebenfalls sehr weite, faltige Gewänder von Sammt und Seide aus verschiedenfarbigen Stoffen zusammengesetzt, und silberne Gürtel mit großen silbernen Glocken oder Schellen; daher das Sprüchwort: „Je größer Narr, je größer Schellen!“ und der Vers im Kirchenlied: „Ubi sunt gaudia, d. i. wo geht's lustig zu? Nirgends mehr denn da, da die Schellen klingen, In regis curia d. i. an des Fürsten Hof!“ Zum Anzug der Männer gehörte ferner eine goldene oder silberne Kette um den Hals, ein Mantel mit köstlichem Pelz verbrämt, Stiefeln von buntem Leder, das Oberleder bis zu den Füßen umgestülpt und mit metallenen Schnäbeln oder Hörnern bis zu 2½ Fuß Länge. Dabei wechselte die Mode häufig; bald kleidete man sich französisch, bald italienisch, bald spanisch und bald ungarisch. Aber mit jeder neuen Mode wurden die Kleider der Frauen weiter ausgeschnitten und die Röcke der Männer kürzer.

Die Liederlichkeit wurde weit getrieben. Unter den Männern herrschte vielfach eine wahre Spielwuth; mit Schachzabel und Brett, mit Würfeln, Kugeln und Karten vergeudeten viele in den Rathskellern und sonstigen Trinkstuben Zeit und Geld. Dazu trank man einander „halbe“ und „ganze“ zu und soff sich toll und voll, und zwar am liebsten in theueren fremden Bieren und Weinen; litt doch sogar der einheimische Weinbau unter der Einfuhr fremder Weine so, daß dieselbe durch Verordnungen beschränkt werden mußte. Der Rausch führte natürlich oft zu Händeln; dann griff man zum stets bereit gehaltenen Messer oder Degen, und die „Balgerei“ war fertig. In den sogenannten Muhmenhäusern, in Erfurt z. B. in der Frauen- und Halbenmondgasse, brachten die unter einem Frauenmeister stehenden und durch ein Abzeichen am Kopfputz oder Schleier gekennzeichneten

öffentlichen Dirnen auswärtige Besucher mit Genehmigung der Obrigkeit, unerlaubterweise noch weit mehr einheimische um Vermögen und Gesundheit. Auf dem Lande verbreiteten namentlich die Landsknechte üble Sitten; sobald sie nach Beendigung eines Kriegszugs entlassen waren, verpraßten sie mit ihren Dirnen Sold und Beute in der schamlosesten Weise, zogen dann, der Arbeit entwöhnt und an Raub und Plünderung gewöhnt, von Land zu Land, um ihre Kriegsdienste anzubieten, bettelten, machten das Land unsicher und führten ein Leben in Müssiggang und allerlei Laster und Schande; von ihrem Umherziehen stammt der Ausdruck „Fechten gehn" her. Zumal seit dem Hussitenkrieg und als Folge desselben ist eine auffallende Zunahme dieses Landstreicherthums wie der Zuchtlosigkeit im Volk überhaupt zu bemerken.

Geschah denn aber nichts, um diesem Sittenverderben Einhalt zu thun? Schon 1351 hatte der Stadtrath in Erfurt die Zahl der Gäste und der Schüsseln bei den Gastmählern gesetzlich beschränkt, und 1364 hatte er die kurzen Kleider, die langen Messer und die spitzigen Schuhe verboten. 1420 erließ derselbe eine Verordnung, nach welcher bei Hochzeiten und anderen Gastmählern nicht mehr als 32 Schüsseln, jede für 3 Personen, in 3 Gängen, jeder von 2 Gerichten, aufgetragen werden und nur 2 Spielleute aufspielen sollten; bei einem Leichenmahl sollten nur 32 Gäste und nur 4 Geistliche mit nur 6 Gerichten bewirthet werden. Nach derselben Verordnung sollten Männer und Frauen fernerhin keine sammtnen und seidenen, goldenen und silbernen Kleider und Tücher, die Frauen überhaupt nicht über vier Mark an Silber und acht Loth an Perlen tragen; eine Krämerin d. i. Hure oder Magd — beides gleichbedeutend! — sollte keine Perlen zum Kranz oder Haarband, sondern nur ein silbernes Haarband von einer halben Mark haben. Im Jahr 1451 erschien in Deutschland als päpstlicher Abgesandter der Cardinal Nikolaus de Cusa; eigentlich de Cues, ein geborener Rheinländer; er hatte den Auftrag, die längst begehrte Abstellung der kirchlichen Mißbräuche, soweit sie der Papst überhaupt zugestehen wollte, anzuordnen, insbesondere das Klosterwesen zu reformiren. Sein mildes Auftreten, sein einfacher Aufzug und seine deutschen Predigten machten

großen Eindruck auf das Volk. Er kam auch nach Erfurt, wo er von der Geistlichkeit und Bürgerschaft feierlich empfangen und nach Severi- und Marienstift geleitet wurde. Von da begab er sich nach dem Peterskloster; zum ersten Mal predigte er auf dem grünen Rasen vor dem Kloster, das zweite Mal an Himmelfahrt vom steinernen Predigtstuhl auf der Cavate über dem Markt, das dritte Mal am Tag darnach auf dem Petersberg; das Gedränge des Volkes, welches ihn hören wollte, war so arg, daß mehrere Menschen das Leben einbüßten. Eine noch gewaltigere Erschütterung brachte der Barfüßermönch Capistran, eigentlich Johannes de Capistrano, hervor, welcher im Auftrag des Papstes 1452 auch nach Thüringen kam, um wider die herrschende Sittenlosigkeit zu predigen und zur Bekämpfung der Hussiten sowie zu einem Kreuzzug gegen die Türken aufzufordern. In Erfurt wurde er ehrenvoll eingeholt; täglich las er Messen vor den Graden und predigte welsch, was ein Anderer dem zuhörenden Volke dolmetschte. Er eiferte in seinen Predigten gewaltig gegen das Spielen; und siehe eine Menge von Brettspielen und Spieltischen sowie ganze Haufen von Würfeln wurden ihm auf seine Ermahnung hin ausgeliefert. Desgleichen brachten ihm auf sein Ansuchen viele ehrbare Frauen ihre langen Zöpfe. Länger als 14 Tage redete Capistran täglich zum Volke. Als er zum letzten Mal predigte, waren wohl 100,000 Menschen vor ihm versammelt; er zeigte ihnen die mitgebrachten Reliquien des heiligen Bernhard, forderte bei jeder einzelnen das Volk auf, zu rufen: „Jesus und Misericordia (d. i. Erbarmen)!“ und verbrannte zum Schluß im Angesicht der Menge alles Spiel- und Putzwerk, das ihm übergeben worden. Von Erfurt ging Capistran nach Weimar und Jena, predigte da vor dem Herzog Wilhelm über bessere Heiligung der Sonn- und Feiertage, gegen das Würfel-, Brett- und Kartenspiel, Kugeln und Pilkenspiel, schwarze und weiße Spieltische, gegen das ganze und halbe Zutrinken, gegen die Unehe d. i. die wilde Ehe, Unzucht und Wucherei, und erklärte Krieg, Theuerung und Pest, von welchen das Land zeither so oft und schwer heimgesucht worden, für Gottes Strafen, drohte auch mit noch härteren, wofern das Volk sich nicht bekehre. In Folge dieser Bußpredigten erließ Herzog Wilhelm eine Verordnung an

alle seine Räthe, Amtleute, Vögte und Schultheißen, in welcher er mit allem Ernst gebot, Sonn- und Festtage streng zu feiern und den Gottesdienst fleißig zu besuchen, nicht mehr zu spielen, sondern alles Spielzeug abzuliefern, einander nicht zuzutrinken, Landsknechte und Landstreicher nicht im Lande zu dulden, der Unzucht und dem Wucher zu steuern; auch stiftete der Herzog auf Capistrans Rath die beiden Barfüßerklöster in Weimar und Langensalza. Seine Landesordnung von 1482 verbot, daß die Unterthanen, welches Standes sie auch wären, mehr als früh sechs, Abends fünf Schüsseln und zweierlei Wein und Bier haben oder andere als die in der Ordnung angegebenen Kleider tragen sollten, bei Strafe der Beschlagnahme sollte niemand mehr Kleider von ausländischen Tüchern, Bauern und Dienstknechte kein silbernes Geschmeide, Bauernweiber keine Schleier tragen. In Erfurt verbietet der Stadtrath 1493 den Fleischern, am Sonntag länger Fleisch feil zu halten als von 6 bis 12 Uhr. Auf den Landtagen 1497 und 1498 schärfen die Landesfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige vor allem eine bessere Beobachtung der Fasten und Feiertage ein; auf das Zutrinken werden harte Strafen gesetzt; Ehebruch, Todtschlag und Wucher sollen streng verfolgt werden; zur Abstellung der Kleiderpracht wird den Edelfrauen verboten, für mehr als 520 Gulden an Schmuck und Kleidern zu tragen, auch sollen silberne Stoffe, Sammte und Seidenzeuge nur zu ganzen Kleidern verschnitten werden, doch soll gestattet sein, eine Elle solcher Stoffe zur Verbrämung des Rocks über dem Gürtel zu verwenden; zur Verhinderung der Schwelgerei wird die Einführung fremder Weine nur in zwei Städten und am Ort der Hofhaltung und der Verkauf derselben nur in Fässern verstattet; endlich wird der Aufwand bei Verlöbnissen, Hochzeiten und Kindtaufen namentlich im Bauernstand eingeschränkt.

Trotz Bußpredigten und obrigkeitlichen Ordnungen ist aber von einer Besserung nichts zu merken. Die Bemühungen einzelner ernster Geistlichen vereitelte die Kirche selbst durch ihren schamlosen Ablaßhandel, sowie durch das verächtliche Treiben der hohen und niederen Geistlichkeit im allgemeinen; selbst im höchsten Grad reformbedürftig, konnte sie unmöglich das Volksleben christ-

lich erneuern. Man kann auch nicht gerade sagen, daß die Fürsten ihren Verboten durch das eigne Beispiel Kraft und Nachdruck gegeben hätten, wenn man z. B. die ehelichen Verhältnisse eines Herzogs Wilhelm kennt oder erfährt, daß er selten ohne Begleitung von 300 Pferden reiste, und daß für seine erste Hochzeit in Jena Stallungen für 3900 Pferde in Bereitschaft gehalten werden mußten; oder wenn man liest, wie auf der Hochzeit vom Großneffen dieses Fürsten, Johann dem Beständigen, 8 fürstliche Personen, 9 Grafen, 8 Prälaten, 3 Kapitulare, die Abgeordneten zweier hohen Schulen, 59 vom Adel, Abgeordnete von 22 Städten, 23 gräfliche und adlige Frauen und 79 vom Adel waren, denen das Hofkleid zugeschickt worden, sowie daß 3265 fremde Pferde gefüttert wurden und das Fest eine volle Woche dauerte. Nicht zu verwundern, daß eine Stadt wie Erfurt sich bei Gelegenheit auch gern sehen ließ und dann das Geld nicht schonte. Im Jahre 1477, also kaum ein paar Jahre nach dem schrecklichen Brande, schrieb Erfurt zur Auffrischung der Kriegsübung einen Schützenhof aus. Herzog Wilhelm und viele Grafen und Herren stellten sich zu demselben ein; drei Tage wurde an der Lehmgrube vor dem Löberthor mit Armbrusten um zehn Kleinode, silberne Becher und Schalen, geschossen; auch hielt der Rath männiglich zur Fröhlichkeit einen Glückstopf, man legte einen Groschen ein und griff um goldene und silberne Ringe, Becher und dergleichen mehr; der erste Gewinn bestand in zwei Gänsen und einem Pfund Ingwer, der letzte in einem Gulden; „und manche Menschen legten Geld ein, Dienstboten, Studenten, Bettler, hätten sie sonst dem Rath einen Pfennig geben sollen, das hätten sie nicht gethan“; fünf Tage dauerte das Ausloosen; die Fürsten und Herren wurden vom Rath aufs reichlichste beschenkt. Vom Jahre 1480 hören wir aus Erfurt, daß die Mode bei Frauen und Männern wieder anders, „alles unzüchtig“, geworden war. Im Jahre 1496 hielten die sächsischen Fürsten in Erfurt eins der prächtigsten Turniere jener Zeit ab; sie ritten mit einem Gefolge von 8 Grafen und 200 geharnischten Rittern ein und waren natürlich der Stadt Gäste. Daß durch solche Wirthschaft die Geldverhältnisse der Stadtgemeinden wie diejenigen der Fürsten mit der Zeit in die größte Unordnung geriethen, ist ebenso begreiflich als der vielfach sich äußernde Unwille

der Bürgerschaften über ihre Räthe. So beklagte sich die Gemeinde von Gotha bei ihren Landesherren, Kurfürst Friedrich und Herzog Johann, daß der Rath das Einkommen der Stadt verschlemme, alle Stellen mit seinen Freunden und Günstlingen besetze, die Freiheiten der Bürgerschaft schmälere, nach Willkür Recht spreche und gerechte Klagen mit Kerker und Verbannung bestrafe; durch strenge Verordnungen wurde der Rath in seine Schranken gewiesen; vielleicht geht auf die damaligen Vorgänge der Reim am gothaischen Rathhaus: „Wo der Bürgermeister schenket Wein Und die Fleischer mit im Rathe sein Und ein Rathsherr selber bäckt das Brot, Da muß mancher Bürger leiden Noth."

Zu einem furchtbaren Ausbruch kam solche Unzufriedenheit im tollen Jahr zu Erfurt. Die 1309 zum Schutz der Gemeinde geschaffenen Vierherren hatten sich bald den herrschenden Geschlechtern angeschlossen, und damit war die frühere Spannung zwischen Gemeinde und Rath wiedergekehrt. Durch die glücklichen Unternehmungen jedoch und die damit steigende Blüthe der Stadt waren die Gemüther immer wieder von den inneren Zerwürfnissen abgelenkt worden. Anders wurde das, als das Streben des Raths nach völliger Unabhängigkeit der Stadt nahe dem Ziele scheiterte. Schon unter Kurfürst Konrad 1419—1434 hatte der Rath mit außerordentlichem Kostenaufwand Festungswerke und andere große Bauten aufführen lassen, um Mainz mit Nachdruck entgegentreten zu können. Der Kurfürst Dietrich war einige Zeit nachher nur gegen die Zusicherung aufgenommen worden, daß er die Stadt bleiben lasse bei aller Herrlichkeit und Freiheiten. Als sich nun nach Dietrichs Tod Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um das Mainzer Erzbisthum stritten, machte der Rath die größten Anstrengungen, um endlich die Stadt von der mainzischen Oberhoheit vollends zu befreien. Aber verschiedene Unglücksfälle, insbesondere die schreckliche Pest 1464 und der große Brand 1472, vereitelten die kühne Hoffnung; und als Erzbischof Diether den Prinzen Albrecht, Sohn des Kurfürsten Ernst von Sachsen, zu seinem Koadjutor ernannt und damit den Erfurtern den sächsischen Schutz entzogen hatte, mußten diese in den Friedensschlüssen von Amorbach und Weimar 1483 den Mainzer Stuhl als Erb- und das Haus Sachsen als Schutzherrn anerkennen,

auch letzterem ein jährliches Schutzgeld und Heeresfolge versprechen. Schon damals hatte die Schuldenmasse der Stadt eine sehr bedenkliche Höhe erreicht; trotzdem verwendeten die Herren am Regiment nach wie vor große Summen auf glänzende Gesandtschaften und Festlichkeiten. Vergebens suchte man durch neue Auflagen die Schulden zu decken; die Gläubiger der Stadt, zum Theil dem fehdelustigen Adel angehörend, fingen an, sich durch Angriffe auf Person und Eigenthum der Bürger schadlos zu halten; der alte Widerwille gegen die Machthaber erwachte von neuem, und als der oberste Vierherr, Heinrich Kellner, um der augenblicklichen Noth abzuhelfen, das Amt Kapellendorf an den Kurfürsten Friedrich verkauft hatte, wurde die Mißstimmung der Bürgerschaft so bedrohlich, daß der überdieß in sich uneinige Rath in seiner Verlegenheit beschloß, der Bürgerschaft die Schuldverhältnisse der Stadt zu offenbaren. Am 9. Juni 1509 erfuhr die Gemeinde mit Schrecken, daß ihre Schulden fast 600000 Gulden betrügen. Als sie mit Entschiedenheit darauf drang, daß die Herren Rechenschaft ablegen sollten, baten diese die sächsischen Fürsten um Hilfe; die Gemeinde hingegen wendete sich an den Kurfürsten Ulrich von Mainz, die Ordnung löste sich auf, die sogenannte Erfurter „schwarze Rotte“ begann zu toben; der Vierherr Kellner, welcher auf den Vorwurf von Abgeordneten der Bürgerschaft, daß er Kapellendorf ohne Wissen und Willen der Gemeinde veräußert habe, das stolze Wort gesprochen hatte: „Was da Gemeinde, ich bin die Gemeinde!“ wurde in seinem Haus gefangen gehalten und entging dem Aeußersten nur dadurch vorläufig, daß er sich in den Schutz der nahen Vituskirche flüchtete. Zwar wurden die nach Mainz abgeordneten Gesandten der Gemeinde auf der Rückreise mit den ihnen beigegebenen mainzischen Räthen in Georgenthal durch sächsische Mannschaften aufgehoben; aber bald erschienen andere mainzische Räthe, diese nahmen sich der Gemeinde dem Rath gegenüber an, und die meisten Mitglieder des Raths, sowie viele der vornehmsten Bürger entwichen aus der Stadt in die Gebiete der sächsischen Fürsten. Nun wurde der alte Rath vollständig gestürzt und die alte Regimentsordnung abgeschafft. Heinrich Kellner, der seine Zufluchtstätte verlassen hatte, wurde eingekerkert, durch die Folter zu den gewünschten

Geständnissen genöthigt, trotz seines Widerrufs zum Tode verurtheilt und gehängt. Durch alles das aber wurden die erfurtischen Zustände nicht gebessert; die Gläubiger, andere raublustige Edelleute, vor allen die sächsischen Fürsten, bedrängten die Stadt, kein Bürger war außerhalb der Mauern sicher, Frachtwagen, Viehheerden, Landgüter der Bürger wurden geplündert. An der Michaeliskirchweih 1510 kam es zwischen den Studenten und den vom Erzbischof zur Unterstützung der Stadt gesandten Landsknechten zum Handgemenge, die Bürger kamen den Landsknechten zu Hilfe, und als die Studenten, die sich in ihr großes Collegium zurückgezogen hatten, von da aus mit Handbüchsen feuerten, führte man eine Kanone gegen das Universitätsgebäude auf, die Studenten ergriffen die Flucht, die Thore wurden gesprengt und die Hörsäle, die Studentenwohnungen und die Bücherei greulich verwüstet; große Schaaren von Studenten wanderten nach diesem „Studentenlärm" aus. Das war das „tolle Jahr". Da der Kurfürst von Mainz die Stadt gegen die Angriffe von außen nicht zu schützen vermochte und dabei immer auffälliger seine Rechte über dieselbe zu erweitern suchte, so erkaltete allgemach der Eifer für Mainz, und nach mehrfachen stürmischen, ja blutigen Auftritten neigte sich die Bürgerschaft mehr und mehr zu Sachsen. Zwar gelang es dem neuen Erzbischof Albrecht von Brandenburg 1514, die Gemüther eine Zeit lang für sich zu gewinnen. Allein die Aussicht auf den gänzlichen Verfall der Stadt durch die Feindschaft mit Sachsen bewog schließlich die Bürgerschaft, im Vertrag von Naumburg 1516 sich mit den sächsischen Fürsten auszusöhnen; alle „Neuigkeit" wurde abgethan, die alte Regimentsordnung wieder aufgerichtet, die Ausgewanderten zurückgerufen, der sächsische Schutz erneuert. So kehrte die lang entbehrte Ruhe wieder.

6. Die Vorbedingungen des Neuen.

Bietet nach allem Bisherigen die Kirche und das kirchliche Leben in dieser Zeit den traurigen, ja widerlichen Anblick unaufhaltsamen Verfalls des Alten, so treten doch in derselben Zeit auch die Vorbedingungen, Vorbereitungen und Vorahnungen einer Erneuerung immer kräftiger hervor.

Fassen wir zunächst das Aeußerlichste, aber nicht Unwesentlichste ins Auge! Je mehr sich die Kirche, die in ihrer Blüthezeit alles geistige Leben beherrscht, ja in sich beschlossen, in dieser Gestalt überlebt hatte, aus einer liebevoll pflegenden und hütenden Mutter zur eigennützigen, eifersüchtigen und herzlosen Stiefmutter für die höheren Interessen geworden war und in natürlicher Folge ihre Machtstellung im Volk eingebüßt hatte, desto mehr hatte das Staatswesen der neuern Zeit angefangen sich herauszubilden, war die weltliche Obrigkeit in den Augen des Volks gestiegen und griffen Fürsten und Stadträthe in das kirchliche Gebiet selbst ein. Wenn Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken anordnet, daß Morgens und Abends auf das mit den Glocken gegebene Zeichen jedermann einige Avemarias beten soll — wovon sich das noch jetzt an vielen Orten bestehende Anschlagen, die Türkenglocke, herschreibt —, so mögen in früherer Zeit die Glocken von den Gemeinden sehr häufig zu ganz weltlichen Zwecken, etwa Zusammenberufung der Rathsherren und der Bürgergilden, gebraucht worden sein, wie ja auch die Kirchen selbst vielfach als Versammlungsorte in bürgerlichen Angelegenheiten dienten; aber daß ein Landesherr als solcher ein regelmäßiges Läuten vorschreibt, weist auf eine Stellung desselben zur Kirche hin, wie frühere Zeiten sie nicht gekannt hatten. Nicht bloß droht der Papst den Cistercienſern, auf die Wünsche der Fürsten ihretwegen einzugehn, sondern wir sehen die Fürsten selbst die Reform der Klöster in die Hand nehmen; sie kündigen, wenn auch mit selbstverständlicher Genehmigung des Papstes, diesem oder jenem Kloster eine Visitation an, in ihrem Auftrag und unter Leitung eines von ihnen dazu bestellten weltlichen Visitators wird dieselbe ausgeführt. Kurfürst Friedrich und sein Bruder wollen aus eigner Macht das Barfüßerkloster in Koburg auflösen und dem Klostergut eine andere Bestimmung geben. Wie tritt vor allen der kräftige Herzog Wilhelm auch in den kirchlichen Angelegenheiten seines Landes als Herr und Gebieter auf! Während er mit aller Entschiedenheit die geistlichen Gerichte auf ihr eigenstes Gebiet zurückdrängt, greift er mit seiner Landesordnung wie mit einzelnen Verordnungen ohne Bedenken auch ins Kirchliche ein. Die machtvolle Stellung, welche nachher die Fürsten und

sonstigen weltlichen Obrigkeiten in der Kirche ihres Landes oder Gebiets eingenommen haben, und ohne welche die Reformation, wenigstens so wie es geschehen, nimmermehr zu Stande gekommen wäre, findet sich in der Zeit des kirchlichen Verfalls nicht etwa nur vorbereitet, nein theilweise schon in Wirksamkeit.

Eine andere unerläßliche Vorbedingung für eine Erneuerung der Kirche trat mit dem Aufblühen der Wissenschaften, insbesondere der humanistischen, ein. Dieselbe Stadt Erfurt, welche sich lange Zeit in Klosterstiftungen und Kirchenbauten hervorgethan hatte — sie zählte 12 Orden und 28 Pfarrkirchen —, beschloß in den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts die Stiftung einer hohen Schule, wie eine solche bereits in Prag, Wien, Heidelberg und Köln bestand. Auf ihr dahin gehendes Gesuch erhielten Rath und Bürgerschaft 1370 von Papst Clemens VII. in Avignon die Erlaubnißbulle; der Erzbischof Adolf aber, welcher Urban VI. in Rom als den wahren Papst anerkannte, wendete sich in der Angelegenheit an diesen, und 1389 wurde von demselben der neuen Universität die Stiftungsurkunde ertheilt. Feierlich eröffnet wurde die hohe Schule 1392. Nach dem Vorbild Prags theilte sie sich in die vier Facultäten der Gottesgelahrtheit, der Rechtswissenschaft, der Heilkunde und der sieben freien Künste. Papst Benedict IX. gestattete 1396, daß vier Chorherrenpfründen zur Besoldung von Lehrern verwandt würden, und ernannte den Erzbischof von Mainz zum „ewigen" Kanzler, welcher die Rechte und Ordnungen der Universität wahren sollte. Die Lehrer der Universität wohnten zusammen in einem Pfründenhaus, die Schüler hatten gemeinschaftliche freie Herberge, sogenannte Bursen. Bald kamen mehrfache Stiftungen von Pfründen und Pfründenhäusern hinzu; treffliche Lehrer brachten die Universität in Ruf und zogen zahlreiche Schüler herbei. Der Auswanderung der deutschen Professoren und Studenten aus Prag mit dem Beginn der hussitischen Bewegung verdankte die junge thüringische Hochschule ebenfalls einen sehr starken Zuwachs. Ueberdieß hegte die Erfurter Universität, gemäß ihrer Entstehung inmitten einer unabhängigen und nichts weniger als pfaffenfreundlichen Bürgerschaft, und gerade im Anfang der großen Kirchenspaltung, vielleicht auch zufolge ihres Zusammenhangs mit Prag,

von vorn herein einen etwas freieren Geist als andere. Auf dem Kostnitzer Concil zwar glänzten die beiden Gesandten der Erfurter Hochschule, Johannes Zachariä und Angelus Dobelin, als Bekämpfer Hussens. Aber damals gingen noch die reformatorische und gegenreformatorische Richtung innerhalb der Kirche neben einander und vereint gegen die Böhmen. Als dagegen das Concil zu Basel und das Papstthum einander feindlich gegenübertraten, stand Matthäus Döring, der Hauptvertreter Erfurts, entschieden auf Seiten des Concils; zu den letzten Vertheidigern desselben gehörte Erfurt, und länger und stärker als anderswo wirkte hier das Baseler Concil nach. Begreiflich, daß die lernbegierige Jugend von weit und breit nach Erfurt zog; vom Jahr 1451 an betrug die Zahl der Studenten 1600 bis 2000, nach einigen Nachrichten sogar noch weit mehr.

Als sich nun der in Italien wieder erwachte Sinn für die klassische Bildung, das Studium der lateinischen und griechischen Schriftsteller, insbesondere ihrer Sprache und Dichtung, der sogenannte Humanismus, im Gegensatz zu der mittelalterlichen kirchlichen Schulwissenschaft, der Scholastik, in Deutschland zu verbreiten anfing, wurde die neue Geistesrichtung alsbald, schon in den sechziger Jahren, durch zwei italienische Humanisten oder, wie man sie auch nannte, Poeten in Erfurt verkündigt. Gerade hier, wo die Scholastik bisher schon die Geister nicht so unbedingt beherrscht hatte wie auf den anderen Universitäten, fand der Humanismus einen besonders günstigen Boden. Selbst mehrere Anhänger der alten Schulwissenschaft, wie der berühmte Jodocus Trutvetter aus Eisenach, eigneten sich manches von den neuen Studien an; andere, wie Nikolaus Marschalk aus Roßla, führten nicht wenige Schüler in dieselben ein; es bildete sich allmählich ein förmlicher Poetenverein, ein humanistischer Bund, eine Erfurter Schule der neuen Wissenschaft. Die Glieder derselben verehrten als ihr Haupt den gothaischen Kanoniker Konrad Mutianus Rufus, eigentlich Muth, aus Homburg. Erbittert, ja verbittert gegen seine Mitkanoniker und alles scholastische Wesen hatte er längere Zeit mit seinem Freund Urbanus im Kloster zu Georgenthal und dem jüngeren Cistercienser und Pfarrer zu Hohenkirchen, Spalatin, eigentlich Burkhard, „glückselige Ruhe" im Studium der Alten ge-

funden, als er den Erfurter jugendlichen Poeten bekannt wurde und von da an eine Reihe von Jahren durch persönlichen und schriftlichen Verkehr ihre Bestrebungen förderte und leitete. Höchst wahrscheinlich gingen auch aus Mutians Kreis und auf seinen Antrieb die berühmten „Briefe von Dunkelmännern" hervor, welche in dem heftigen Streit zwischen dem großen Humanisten Reuchlin und der Universität Köln von 1509 an der Scholastik einen geradezu vernichtenden Schlag versetzten. Für einen der Hauptverfasser hält man Crotus Rubianus, eigentlich Johannes Jäger, aus Dornheim. Später zog sich Mutian von den Erfurter Poeten zurück, welche nun den berühmten Erasmus auf den Schild hoben und unter dessen Einfluß in friedlichere Bahnen einlenkten. Um den berühmten Dichter Eoban Hesse als Mittelpunkt geschaart, beherrschten die Humanisten die Erfurter Universität, diese wurde im Sinn der neuen Richtung umgestaltet, und mit dem Ende dieses Zeitraums erreichte sie zwar nicht der Zahl, wohl aber dem Ruhm nach ihren Höhepunkt. Schon 1501 war, „was in Deutschland noch niemals geschehen", ein griechisches Buch in Erfurt gedruckt worden. Um dieselbe Zeit zählte Erfurt mindestens zehn Buchdrucker. Bereits damals war, wie Luther berichtet, die Erfurter Universität „so berufen, daß alle anderen dagegen für kleine Schützenschulen angesehen wurden".

Eine Kirchenreformation in's Leben zu rufen, war freilich der Humanismus nicht angethan. Er bekämpfte wohl mit den schärfsten Waffen des Witzes die Vertreter der Kirche, wenn und soweit ihm dieselben im Wege standen; auch waren manche Humanisten zu Zeiten und in vielen einzelnen Punkten mit der Kirchenlehre zerfallen. Aber im allgemeinen war die neue Geistesrichtung religiös gleichgültig, oder vielleicht richtiger ausgedrückt: ihre Religion war die griechisch-römische schöngeistige Bildung. Man braucht indessen nur an die Verdeutschung der Bibel zu denken, um einigermaßen zu verstehen, wie unentbehrlich zu einer Reformation die Wissenschaften waren, welche nicht bloß großen Kreisen den Blick erweiterten und sie von den Fesseln der mittelalterlichen Schulgelehrtheit befreiten, sondern auch einen guten Theil der Mittel, des Rüstzeugs und der Gewandung für den reformatorischen Geist selbst herrichteten. Und wer mag verkennen, daß diejenige andere

Geistesrichtung, welcher die Reformation recht eigentlich ihren Ursprung verdankt, der Augustinismus, welcher in der Theologie über die mittelalterliche Kirchenlehre auf die heilige Schrift zurückging, sich mit dieser Hinwendung auf das Ursprüngliche als dem Humanismus wesensverwandt darstellt? Es ist darum wohl auch kein Zufall, daß gerade im erfurtischen Augustinerkloster besonders früh und stark die neue theologische Richtung gepflegt wurde, wenn dieselbe auch erst auf der neuen Universität Wittenberg zu völliger Entwickelung gelangte.

Wie aber in höheren Kreisen der Eifer für die humanistischen Studien, so regte und bethätigte sich in den Kreisen des Bürgerthums immer stärker, ja in einem gewöhnlich weit unterschätzten oder gänzlich verkannten Maße der Sinn für die Unterweisung der Kinder, das Interesse an der Schule. Neben den Kloster- und anderen Stiftsschulen des früheren Mittelalters hatte das allmählich erwachte Bildungsbedürfniß der wohlhabenden und vornehmeren Klassen der städtischen Bevölkerung schon im vorigen Zeitraum mancherorten Stadtschulen, Pfarr-, Kirch- oder Trivialschulen, allerdings mit der lateinischen Sprache und dem Singen als den eigentlichen Zielen, in's Leben gerufen. Die Zahl solcher Schulen nahm in diesem Zeitraum zu; selbst in kleinen Städten und in Flecken wird ein Scholasticus oder Ludimoderator oder Supremus oder Rector oder Schulmeister und ein Cantor, wohl auch ein Succentor oder Infimus erwähnt. Aber auch in manchen Dörfern kommen schon Schulmeister vor, es sind die Kirchner, welche unter und mit dem Pfarrer unterrichten. So erzählt der aus Zimmern bei Erfurt gebürtige Chronikschreiber Konrad Stolle, daß er in seinem Heimathsort bei einem Kirchner in die Schule gegangen sei. In den gothaischen Orten Tambach und Hörselgau gab es nach dem Zeugniß alter Urkunden schon länger her Schulen. Weit zahlreicher aber noch als nördlich des Waldes scheinen die Dorfschulen in den Orten Frankens gewesen zu sein. Sogar nichtklösterliche öffentliche Mägdleinschulen werden in einzelnen Städten, selbst auf einzelnen Dörfern erwähnt. Im allgemeinen freilich empfingen die Töchter des höheren Bürgerstandes, wofern sie nicht zu den Nonnen gingen, im Hause oder in einer Privatschule einigen Unterricht in feineren Handarbeiten, Schreiben und Lesen; da

lernten sie auch den Glauben, die Gebote und die üblichen Gebete. Aber auch ihre Söhne schickten keineswegs alle Bürger in die öffentliche Schule; wie gering auch das sogenannte Pretium das Schulgeld, war, so scheuten doch gar manche Väter die Ausgabe und leiteten lieber ihre Knaben früh zum Handwerk an, etwas Schreiben und Lesen brachten sie ihnen selbst oder durch die billige Unterweisung eines fahrenden Schülers bei. Noch war der immer nur auf ein Jahr angenommene, durch Ertheilung eines Leihkaufs von einigen Groschen gedungene Schulmeister, ebenso ein gewöhnlich von ihm gemietheter und davon Locat, von seinem Hauptgeschäft aber Cantor genannter Gehülfe, der Regel nach ein ehemaliger Bacchant oder fahrender Schüler, d. h. ein Student, der wegen Mittellosigkeit die lateinische Schule oder die Universität verlassen hatte, um Brot zu suchen. Diese Männer pflegten weder im Wandel noch in der Lehre stark beschlagen zu sein; ihr Lohn war äußerst gering; ihre Stellung eine sehr untergeordnete, ihre Lehrmittel, ungeachtet einzelner Verbesserungen durch die Humanisten, überaus dürftig, ihre Leistungen, von der Ruthe abgesehen, im allgemeinen schwach. Immerhin zeugt es von einer bedeutenden Erstarkung und Ausbreitung des Bildungstriebes, wenigstens in den mittleren Schichten des Volkes, daß bei'm Anbruch der Reformation keine noch so kleine Stadt in Thüringen einer Schule der einen oder der andern Art entbehrte.

Ist doch das Gregorius-Schulfest nicht erst mit der Reformation aufgekommen, sondern Jahrhunderte vorher, und gerade in der Zeit vor der Reformation durch das gesteigerte Interesse der Stadtbevölkerung für das Schulwesen zu einem so beliebten Volksfest geworden, daß es sich hier und da bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Den Namen hat dasselbe vom Papst Gregor dem Großen, der eine kirchliche Gesangschule gestiftet, dabei auch die Ruthe gebraucht hatte und deßhalb zum Schutzheiligen der Schulen geworden war. In Thüringen wurde es alljährlich am 12. Mai gefeiert; die ganze Schule ging zur Kirche, ein Geistlicher hielt eine Ansprache, Gregoriuslieder wurden gesungen, den Schluß bildete die Rede eines Schülers. Darauf zogen die Schüler unter fröhlichem Gesang und Geschenke einsammelnd durch die Stadt, voran ein als Engel verkleideter Knabe, welcher auf

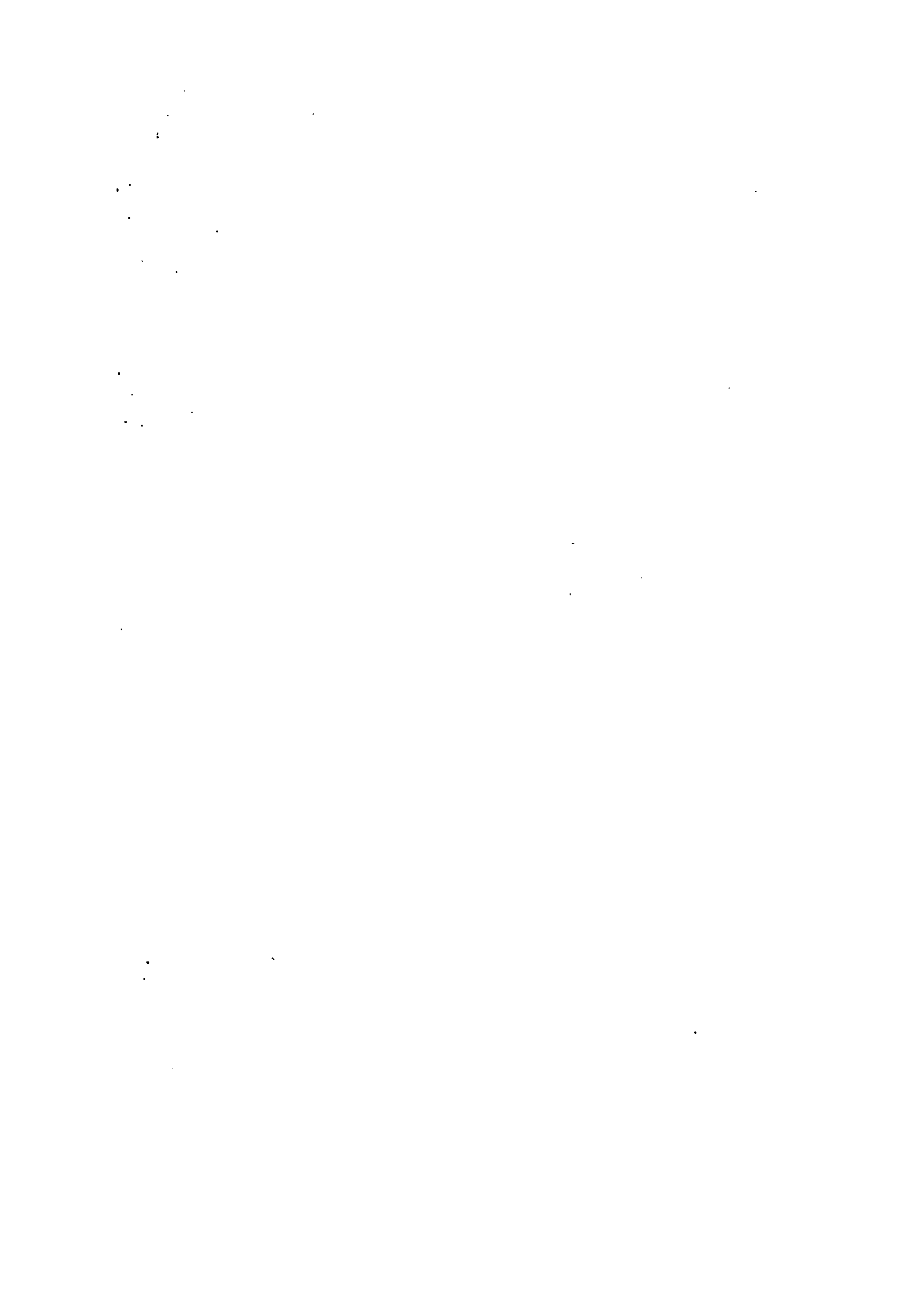
einem Bischofsstab eine mit Blumen und Bändern verzierte Bretzel trug, ferner ein Knabe als Bischof, zwei andere als Priester, einer als König, die im Zug gehenden aber als Schäfer, Jäger, Soldaten, Handwerker, Hanswurste und Affen vermummt. Schließlich wurden wohl auch die neu aufzunehmenden Knaben, die sogenannten Gregorianer, in eine Art Chorhemd gekleidet, feierlich von ihren Häusern abgeholt und in die Schule eingeführt. Noch klingt uns die Gregoriusfreude entgegen in dem Vers: „Wacht auf, ihr kleinen Schülerlein, Bei hellem Sonnenschein, Zieht an die Festtagsröckelein, Und macht euch auf die Bein; Gregorius, das Schulfest, heut Ist wieder angekommen, Auch schlägt der Frühling auf der Haid Die hellen Freudentrommen!" Mochten auch die Kenntnisse, welche durch die Schulen mitgetheilt wurden, nur wenig besagen, der wachsende Sinn für die Schule und damit für eignes Kennenlernen und Prüfen, für selbständiges Forschen und Wissen, insbesondere für fleißige Benutzung und Aneignung der durch den Bücherdruck immer reichlicher dargebotenen Geistesnahrung, er hatte der Reformation, als sie kam, wenigstens in den höheren Kreisen der Bürgerschaft in den meisten thüringischen Städten den Boden bereitet; ohne diesen Sinn hätten Luthers reformatorische Schriften, hätte die Predigt von Luthers Anhängern, hätte die deutsche Bibel nimmermehr so einschlagen und zünden können, wie sie gethan haben.

Aber auch eine dritte Vorbedingung der Reformation sehen wir in dieser Zeit mehr und mehr sich verwirklichen, nämlich das laute Zeugniß wider das Alte und die Weissagung eines Neuen. Im allgemeinen richtet sich dieses Zeugniß freilich noch nicht gegen die Lehre der Kirche, aber die kirchlichen Gewalten greift es muthig an und fordert deren Reformation. Am häufigsten erschallt dasselbe an der Universität Erfurt. Jakob von Jüterbock, welcher 40 Jahre lang Cistercienser gewesen und 1445 in den strengen Karthäuserorden eingetreten war, hatte vom Basler Concil eine Reformation des kirchlichen Lebens gehofft; den Gegnern dieses Concils schleudert er den Vorwurf in's Gesicht, daß sie nicht allein das heilige Kind, die Reformation, zu erwürgen sich beflissen, sondern auch seine Mutter, der Concilien Gewalt und Berufung, getödtet haben; namentlich über den Papst und die

Kardinäle erhebt er die bittere Klage: handgreiflich sehe man, daß gerade der päpstliche Hof am meisten der Reformation bedürfe. Fast 20 Jahre lang lehrte in Erfurt mit dem größten Beifall der Franziskaner Johann von Wesel, eigentlich Rucherath aus Oberwesel; auf Anlaß des päpstlichen Jubiläums 1450 verfaßte er als berufener Professor der heiligen Schrift einen Tractat wider die Indulgenzen, welcher an Kühnheit hie und da sogar Luthers Thesen schon überbietet; später wurde Wesel nach Mainz und von da nach Worms berufen; vor ein Ketzergericht gestellt, mußte er widerrufen und mit lebenslänglicher Klosterhaft büßen. In Erfurt dagegen standen fort und fort die verurtheilten Schriften Wesels in hohem Ansehen, und Luther schreibt: „Johann Wessalia hat zu Erfurt mit seinen Büchern die hohe Schule regiert, aus welchen ich daselbst auch bin Magister geworden." Johann von Dorsten, lange Zeit der angesehenste Lehrer der Universität, ließ zwar den Ablaß unangetastet, äußerte sich aber sehr freimüthig über die Verehrung der Reliquien und eiferte stark gegen das Wallfahren nach Wilsnack: solch Laufen bedeute nichts Gutes, sei ein Zeichen, daß das Volk an einer ansteckenden, geistlichen, bösen Seuche krank liege. Das erste Erzeugniß der Buchdruckerkunst in Thüringen war der 1489 zu Erfurt gedruckte Tractat des früheren Universitätslehrers Johann von Lutrea, in welchem er die übliche Verleihung von geistlichen Pfründen für eine Art von Simonie erklärt. Der beim Volk wie bei den Studenten beliebte Prediger am Marienstift, Sebastian Weinmann, 1493 Rector der Universität, redet die Kanoniker an: „Wollt ihr Herren Geistliche sein und heißen, dann führet auch ein geistliches Leben!" Über einen päpstlichen Ablaßprediger läßt er sich auf der Kanzel in sehr derben Worten aus. Aber auch außerhalb Erfurts wurden Stimmen laut. So predigte der Pfarrer Johann Sergel in Hof gegen das wüste Leben der Geistlichen. Der Pfarrer Theodor Morunger ebenda schrieb gegen den Ablaßkram, welchen Papst Innocenz VIII. in Nürnberg und an anderen Orten betreiben ließ; Morunger machte sich sogar selbst auf und legte in Nürnberg Zeugniß gegen den Unfug ab, der Christum beschimpfe und das Volk betrüge; auf der Rückreise wurde er aber, auf Anstiften des päpstlichen Legaten, gefangen

genommen, und neun Jahre mußte er in Kadolsburg sitzen. Selbst im Volk treffen wir hie und da auf recht starke Aeußerungen gegen die Geistlichkeit und die Mißbräuche der Kirche. Luthers Vater wollte nicht, daß sein Sohn Bischof, Pfaff, Mönch würde, damit er versorgt in fremden Gütern wohl lebete und gute Tage hätte, statt sich mit eigner Mühe zu ernähren; hinter dem geistlichen Stande, meinte er, stecke nur eitel Gleisnerei und Büberei. Des oben erwähnten Mykonius Vater prägte diesem schon früh den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote ein, hielt ihn zum Beten an und lehrte ihn, Christi Blut sei der Preis für die Sünden der Welt, daran zu zweifeln sei eine Schmach an Christi Blut begangen, aber die päpstlichen Indulgenzen seien Netze, das Geld der Einfältigen zu fischen, denn gewißlich könnten Vergebung der Sünden und ewiges Leben nicht mit Geld erkauft werden. Der Franziskaner Johann Hilten predigte in Erfurt scharf gegen menschliche Verdienste, gegen die Verstümmelung des Abendmahls, die Anrufung der Heiligen und andere Mißbräuche; als er dafür in Eisenach lebendig eingemauert wurde, rief er dem Guardian des Klosters zu: „Es wird ein Held erstehen, der wird euch Mönche scharf angreifen, und ihr werdet nicht wagen, auch nur wider ihn zu mucksen!“ Auf das Jahr 1516 soll er eine große Reformation vorausgesagt haben.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.



Ankündigung.

Was der Verfasser aus allen ihm erreichbaren einschlägigen Werken über die thüringische Kirchengeschichte und deren unentbehrlichen Hintergrund, die thüringische Landesgeschichte, allmählich gesammelt hat, zunächst um es seiner Gemeinde in Winterabendstunden zu erzählen, das will er in dem Buch seinen Landsleuten überhaupt zu lesen geben. Er beabsichtigt und beansprucht demnach nicht, die Geschichtswissenschaft mit Ergebnissen gelehrter Forschung zu bereichern; vielmehr möchte er gern weiteren Kreisen des thüringischen Volkes als leicht verständlicher und einigermaßen unterhaltender Führer durch eine Vergangenheit dienen, welche an Reichhaltigkeit und Bedeutsamkeit schwerlich von der Vergangenheit eines anderen deutschen Stammes übertroffen wird, welche nächst der lieblichen und heilsamen Natur alljährlich Tausende und aber Tausende nach Thüringen pilgern läßt, und welche doch auf langen Strecken, vollends in ihrem Gesammtverlauf, den Einheimischen, den Enkeln und Erben selbst unbekannt zu sein pflegt. Nach den Aufmunterungen, welche dem Verfasser noch überall da zu Theil wurden, wo etwas von seinem bescheidenen Vorhaben verlautet hatte, darf wohl angenommen werden, das Buch begegne einem wirklichen Bedürfniß und werde darum auch in den zahlreichen Städten und Dörfern zwischen Harz und Itz, Werra und Pleiße bei Vielen freundliche Aufnahme finden.

Der 2. (Schluß-)Band wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.







DATE DUE

